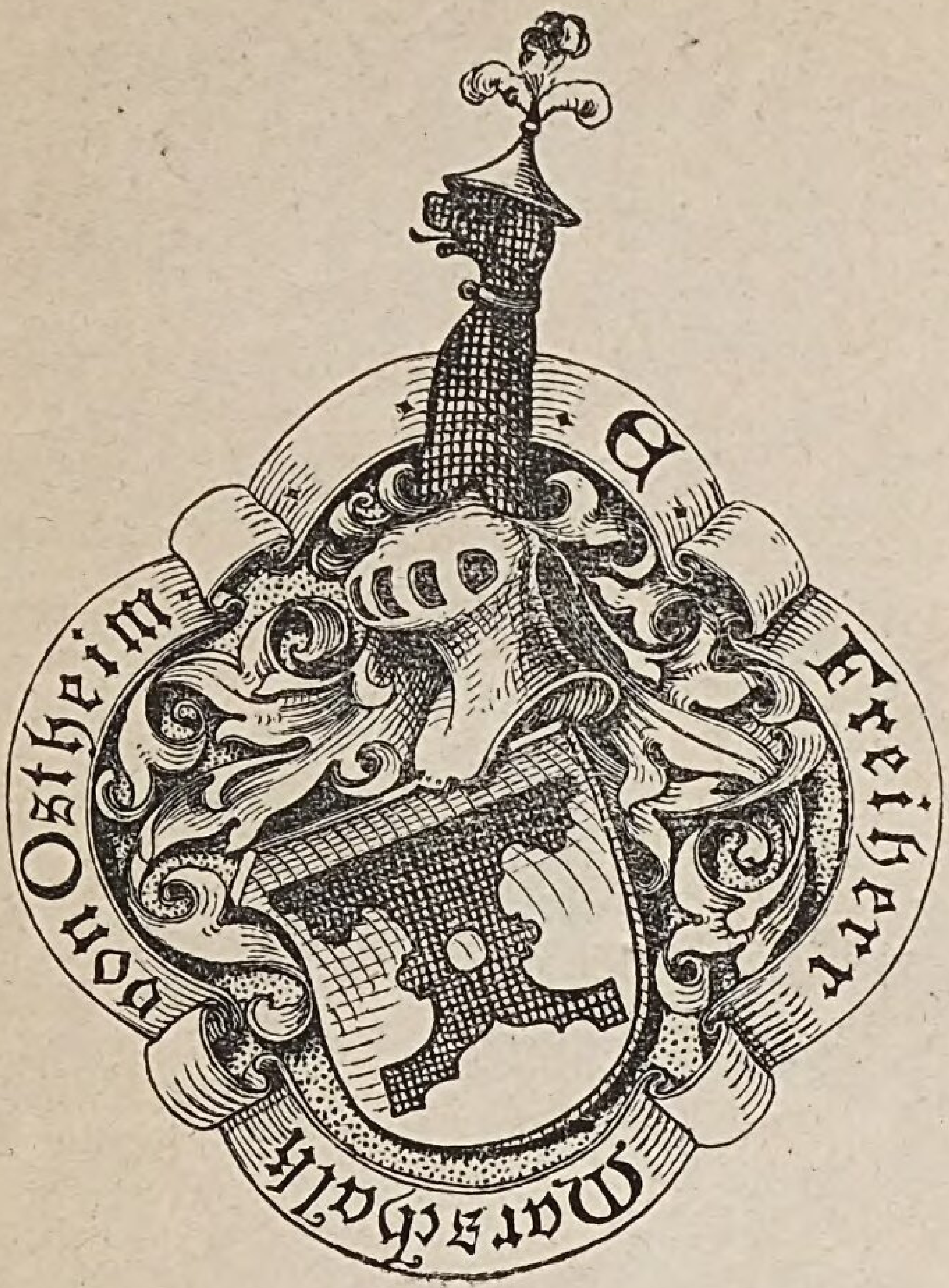

M. v. O.
Top.
No. 557
1

~~H. aut. o. 60~~
1

Deutsche

Lustschlösser.

Erste Section:

Württembergische Schlösser.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

1847.

Württembergische

Lustschlösser

von

S. Hänle.

I. Abtheilung:

Ludwigsburg.

Würzburg.
Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.
1847.

Einleitung.

Eine Geschichte der deutschen Lustschlösser! — ist eine Darstellung der Geschichte unseres Vaterlandes seit den letzten drei Jahrhunderten und wohl oft auch seit noch früherer Zeit. Diese prächtigen Fürstensitze, hier umrahmt von englischen Anlagen, wie sie der bessere Geschmack der neuern Zeit auf unseren Boden verpflanzte, dort emporschauend aus französischem Gartengeschnörkel, wie sie mit anderem Schlechterem die beklagenswerthe Sucht deutscher Fürsten, Ludwig XIV. nachzuahmen, geschaffen, bald sich anlehnend an finstere Reviere, die von festlichen Treibjagden, aber auch von blutigen Strafen der Jagdfrevler erzählen können, bald sich betrachtend in dem Spiegel eines klaren See's, der in manchen sternerhellten Nächten die einsame Gondel des fürstlichen Herrn zum verschwiegenen Rendez-vous trug, oder während der strahlenden Beleuchtung des Parkes von sprühenden Feuerwerken und chinesischen Laternen erglänzte, — alle diese prächtigen Fürsten-

sitze wollen wir durchwandeln und den Begebenheiten folgen, die einst in ihren Sälen sich ereigneten, von ihrem verschwiegenen Schooße aus die Welt mit Schrecken, mit Bewunderung, mit Freude erfüllten. Wir werden zuweilen die Hand eines Wohlthäters küssen, dessen Namen die Geschichte mit Wonne und Dankbarkeit nennt, manchmal einen schwachen Fürsten beklagen müssen, der in den Schlingen von Günstlingen und Weibern nicht mehr Herr seines Landes, ja nicht einmal Herr seiner Person geblieben; nur selten begegnen wir einer jener finstern Gestalten der Geschichte, die, Böses wollend und Böses vollbringend, ihren Namen mit Blut und Thränen in die Jahrbücher derselben eingezeichnet haben.

I.

Die württembergischen Schlösser.

I.

Die württembergischen Schlösser.

Mitten im reizenden, fruchtbaren Württemberg, in der Nähe seiner freundlichen Residenz liegen die Lustschlösser, die wir besuchen wollen. Sie alle sind Schöpfungen der neueren Zeit, Denkmale der Jagd- und Gartenliebe der letzten Herzoge. Reichen sie aber auch nicht weit in die Vergangenheit zurück, so sind sie dennoch wichtige, kundige Zeugen in der Geschichte der anmuthvollen, ortereichen Gegenden ob und unter der Steig, und es sind denkwürdige, — leider oft thränenschwere — Tage, die sie erlebt haben und von denen sie erzählen können. Vor allem ist da Ludwigsburg, aus dem Groll eines schwachen, abhängigen Fürsten, fast könnte man sagen über Nacht, entstanden, aus einem unbedeutenden Jagdschlosse zur Residenz erhoben. Das Schicksal der Württemberger ging oft aus seinen Gemächern hervor. Von Ludwigsburg eilen wir zur Solitude.

Wir werden durch die Alleen streichen und in den Bosquets Geschichten über „Carl Herzog" vernehmen, der hier, wie Schubart sich spottend ausdrückt, „Schulmeisterlein" war. Aber die „Karlsschule" war dennoch ein großartiger Gedanke, großartig durchgeführt, und die Lorbeern, die sich um Schiller und Dannecker schlingen, hängen auch auf das Institut hernieder, dem diese beiden Heroen der deutschen Kunst ihre erste Bildung verdanken. — Zwei Schlösser mahnen uns an das Frauenregiment des vergangenen Jahrhunderts — Freudenthal und Hohenheim. In ersterem spielt der letzte Akt des Trauerspiels der Grävenitz, das zweite — einst vielgepriesen — erzählt uns von Franziska, dem versöhnenden Genius der Greisenjahre Herzog Carl's. Monrepos oder, wie es jetzt wieder heißt, das Seeschloß, führt uns zu den glänzenden, aber doch dabei drangsalvollen Zeiten König Friedrich's. Der Rosenstein endlich gönnt uns Blicke in die glücklichen Tage, die über Württemberg unter dem Könige Wilhelm aufgegangen, gewährt uns eine wehmuthsvolle Erinnerung an Katharina.

Ludwigsburg.

Nicht ganz drei Stunden von Stuttgart, in einem waldbedeckten Thale, welches links des Neckar sich ausbreitet, erhob sich im Jahre 1704 ein einsames Schlößchen des Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, wo der ermüdete Jäger öfter Erholung fand von dem anstrengenden Vergnügen des Waidwerkes. Dem Schlößchen waren große Dinge vorbehalten. Auf seinen Grundvesten sollte sich bald eine prächtige Residenz erheben, in deren Hallen eine der glänzendsten Hofhaltungen Deutschlands waltete, neben ihr bald eine schöne Stadt mit langen, nach der Schnur gemessenen Straßen. Die Residenz ein Schmollwinkel der Herzoge — die Stadt eine Trutzstadt für Stuttgart. Wenn Herr und Volk haderte, dann war reges Leben in ihren Straßen, erglänzten die Fenster von Ludwigsburg, — wenn Herr und Volk sich aussöhnte, schloß der Castellan die Thüren der Residenz, eilten die ephemeren Bewohner, Be-

amte, die der Wink des Gebieters hieher versetzte — zurück in das beliebtere Stuttgart. Demnach können es keine angenehmen Geschichten sein, die wir unsern Lesern von dem Schlosse mitzutheilen haben. Auf dem Gemälde, das wir uns vorgenommen aufzurollen, sind nur wenige erfreuliche Gruppen, und das Auge wird düster, wenn es die Gestalten sieht, die auf demselben erscheinen. Der Württemberger knirscht, erblickt er an der Seite des Herzogs Eberhard das freche, üppige und habsüchtige Weib, das dem Lande mehr Schaden gebracht, als die Kriegsnöthen, die zu jener Zeit dasselbe heimgesucht. Wie sie dasteht mit dem hochmüthigen Lächeln, mit dem schamlosen Blicke, während hier verstoßen die fromme Herzogin, der treue Forstner seufzt, dort der gramgebeugte Erbprinz hinsiecht. Ein anderes Tableau! Mit dem mächtigen Kriegeshelden, dem Freunde und Waffengenossen Eugen's geht Hand in Hand ein Sprößling des unterwürfigsten Volkes, dessen tausendjährige Sklaverei seinen Knechtsinn geboren hat. Carolus Alexander und Süß Oppenheimer. Eine Nacht, der Vizekönig Serbiens, der gefürchtete Feldmarschall des Kaisers liegt auf der Bahre, der allmächtige Minister ist das Gespötte der Gassenbuben und hängt bald im eisernen Käfige am Galgen. Abermals

eine Gruppe! Festgelage, Hofschranzengewimmel, schöne Frauen mit den berüchtigten blauen Schuhen. Mitten unter ihnen der geistreiche Carl, der zu leben weiß, freilich auf Kosten seines ausgesogenen Volkes, der feine Montmartin, der derbe Rieger; entfernt von diesem lusterfüllten Kreise und mit Mißfallen auf denselben blickend die störrische Landschaft, an ihrer Spitze der gelehrte, wackere Moser. Carl! Laß deine Jomelli die süßesten Töne hervorzaubern, deine Noverre die sinnigsten Ballete aufführen, in Mitte dieser Zerstreuungen wirst du die Stimme deines Gewissens hören müssen. Die Mahnungen, welche aus dem Kerkerelende deiner Bergveste an deine Brust pochen, kannst du nicht übertäuben. Noch reicher wird das Gemälde, der gewaltigste Mann seiner Zeit erscheint auf demselben, die Herzogskrone verschwindet, eine andere schmückt aus seiner Hand das Haupt des ersten Königs von Württemberg. Zwar steht der neuerrichtete Thron auf den Trümmern des altehrwürdigen Gebäudes der Landschaft, aber der, der den Scepter hält, trägt ihn wenigstens fest und sicher. Vorüber! Der Gewaltige wird an Helena gefesselt, der starre Friedrich steigt unversöhnt mit seinem Volke in die Gruft seiner Väter. Da steht der milde Wilhelm, um-

geben von den Ständen seines Reiches. Ein neues, starkes Band der Liebe hat das Volk mit seinem Fürsten geeint, es schaart sich zum Schwure der Treue auf die neue Verfassung um seinen Thron. Wahrlich die schönste von allen den Gruppen, die Ludwigsburg während hundertjähriger Dauer gesehen. Hand in Hand der edle Fürst und sein biederes Schwabenvolk.

Was diese Bilder in flüchtigen Umrissen gezeigt, wir wollen es jetzt an der Hand der Geschichte näher betrachten. Wir wollen von jener unheilvollen Erbauung von Ludwigsburg bis herab auf die sonnigeren Tage der Jetztzeit seine Vergangenheit mustern und an's Licht stellen. Wenn wir manchmal seufzen müssen über das Wehe, das in den einzelnen Schilderungen jeden Mann deutscher Zunge beschleicht, da er mehr oder minder in ihnen das damalige Schicksal des Gesammtvaterlandes erblickt, so sehen wir doch auch, wie es immer heller wird, je näher wir der Gegenwart kommen: sind doch die düstern Nebel, die über Deutschland gebreitet lagen, zerrissen, und — man kann es mit Gewißheit hoffen — bald wird überall Licht werden.

1. Die Erbauung.

Drei einzeln stehende Höfe, wie man vermuthet Ueberreste eines größeren Ortes: der Erlachhof, der Fuchs- und der Schaafhof, bilden den Anfangspunkt der Stadt und Residenz von Ludwigsburg. Merkwürdiger Weise fällt die erste Gründung des Schlosses, das so vielen Einfluß auf das Schicksal Elisabeth's übte, in dasselbe Jahr, in dem sie in Württemberg einzog. 1697 nämlich führte Eberhard Ludwig Elisabeth von Baden-Durlach zum Altare und 1697 auch ließ der junge Herzog, der oft in den benachbarten Forsten jagte, einige Gemächer auf dem Erlachhofe für sich einrichten.

Verhängnißvolle Jahre gingen an seinem Gebiete vorüber. Die Franzosen, deren grausames Wüthen einen der schönsten Theile Deutschlands zu einer fortlaufenden Brandstätte, zu einer traurigen Einöde gemacht hatten, standen hart an den Marken des schwäbischen Kreises. Der bayerische Kurfürst war ihr Bundesgenosse. In der Schlacht bei Höchstadt führte Eberhard die zweite Linie des rechten Flügels

und wäre fast in die Hände der bayerischen Dragoner gerathen, wenn nicht die tapfern Reiter seiner Leibwache ihn herausgehauen hätten. Während außen noch die Kriegsstürme tobten, war aus den wenigen Gemächern auf dem Erlachhofe bereits ein kleines Schloß erstanden, wo der Herzog durch die Jagd, das Spiel der Waffen, von dem Ernst der Waffen, vom Kriege, Erholung fand. Der Name des Herzogs ward auch der Name des Schlosses; Ludwigsburg erstand im Jahre 1704.

Aber eine noch trübsalvollere Zeit als die der Franzosenkriege war den Württembergern für die nächste Zukunft vorbehalten. Denn damals war das unheilvolle Gestirn der Grävenitz im Aufgehen. Für Ludwigsburg zwar war es in sofern ein günstiges, als der Favoritin Stuttgart so verhaßt war, wie die Herzogin und die Tugend, und sie deshalb durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel die neue Nachbarstadt zu heben suchte.

Im Jahre 1714 war man mit dem Baue des prächtigen Schlosses, das sich nun erhoben und in dem sie als unumschränkte Gebieterin wohnen sollte, emsig beschäftigt. An den Hauptbau und den linken Flügel, beide unter der Leitung des damals verstorbenen Hauptmanns von Retti aufgeführt, beginnt

sich bereits der rechte Flügel zu fügen, der eben nach dem Plane Frisoni's gefördert wird. Auch die Straßen sind nicht mehr blos abgesteckt, sondern füllen sich bereits mit Häusern. So scheint es, als ob der Plan der Landhofmeisterin, Stuttgart zu entvölkern, damit die Herzogin allein dort sitze in dem vereinsamten Schlosse, aus dem „die eigensinnige, stolze Frau" nicht weichen will, zur Wahrheit werde.

Schauen wir uns um auf dem Bauplatze; wir begegnen in der Regel nur verdrossenen Gesichtern, Arbeitern, denen man es ansieht, daß der durchlauchtigste Wille, der sie hierher beschieden hat, nicht mit dem ihrigen übereinstimmt. Selbst die Baumeister aus Stuttgart, denen einzelne Theile des Werks übertragen sind, liefern bedächtig und achselzuckend dies und jenes Material aus und suchen sich wo möglich der Arbeit zu entziehen. Wissen sie doch nicht, ob ihnen je ein Lohn bezahlt werden wird für ihre Dienste. Freilich zeigt uns der Lärm, der aus dem der Arbeitsstätte gegenüberstehenden Wirthshause herdringt, daß immer noch Thaler in den Taschen der Württemberger klingen, aber auch hier bei den Bezahlten erhält „die Würbenin" eben keine glänzenden Lobsprüche. Treten wir ein, und hören wir auf ihre Gespräche.

Dort jene Gruppe von Bauern, in deren Mitte der Sprecher mehr durch heftige Gestikulation als durch laute Worte sich bemerklich macht, kann uns über die Ansichten, welche unter dem Volke über die Grävenitz herrschen, belehren.

Ich sage Euch, sie ist eine Hexe, flüsterte er leise zu seinen Kameraden, indem er sich dabei rechts und links vorsichtig umschaute. Ich war damals beim Leibdiener in Stuttgart, als sie ankam, und weiß, was ich weiß. Ja ich weiß, welche Künste sie gebraucht hat, um Seine Durchlaucht in's Garn zu bringen. Ihr mögt es nun glauben oder nicht, sie hat mehr wie einmal den Teufel selbst zum Beistand gehabt.

Die Bauern schauten sich ängstlich um.

Der Redner fuhr fort. Ihr wißt wohl noch, daß die Person, die der Herzog so zu sagen aus dem Bettel aufgegriffen, es so weit gebracht hat, daß sie uns als Herzogin von der Kanzel herab proklamirt wurde, aber da fuhr der Kaiser dazwischen und sie hat fort gemußt. Da hat ihr eine leichtfertige Frau am Hofe von der Leibwäsche der Herzogin verschafft; die schnitt sie in kleine Stückchen, tauchte sie in Branntwein, wusch sich das Gesicht, und dies hat die Liebe des Herzogs zu ihr hingezogen. Hat er

doch damals, wie mir der Leibdiener erzählte, zu Herrn von Forstner gesagt: ich kann nicht von ihr lassen, sie ist ein Stück von meiner Seele.

Ja, ja, bestättigte ein Stuttgarter Bürger. Mein Nachbar, der Metzger, hat ihr das Kalb einer schwarzen Kuh bringen müssen, und ein andermal soll sie sich drei schwarze Tauben verschafft haben, denen sie mit eigner Hand die Köpfe abdrehte. Was sie mit dem Blute angefangen, weiß ich freilich nicht; aber das kann man sich wohl denken.

Und woher, rief ein Anderer heftiger als vorsichtig, weiß sie denn Alles, was im ganzen Lande passirt; da ist einem Mädel in unserm Dorfe etwas Menschliches begegnet. Flugs hat sie es gewußt und war frech genug, das arme Ding in Kirchenbuße zu bringen und 20 fl. zahlen zu lassen.

Die dir freilich am wehesten gethan haben mochten, warf ein Anderer dazwischen, denn böse Leute wollen behaupten, du selbst habest aus guten Gründen das Geld für's Mädel gezahlt. Die ganze Gesellschaft konnte sich bei dieser eben nicht feinen Anspielung vor Lachen nicht lassen.

Da fiel aber der Sprecher ein, daß wenn die Würbenin wirklich so allwissend sei, auch die jetzt gehaltene Lobrede zu ihren Ohren kommen könnte.

Und ein Blick auf den Asperg, der gerade nicht einladend auf Ludwigsburg herüberschaut, machte sie plötzlich stumm. Einer duckte sich nach dem Andern stille zur Thüre hinaus.

Eine zweite Gesellschaft im anstoßenden Herrenstübchen hatte, nur durch die dünne Bretterwand von den Sprechenden getrennt, diesen schweigend zugehört. Es waren Adelige, welche das Fest hieher gelockt, das der Herzog dem gerade anwesenden Eugen von Savoyen in Ludwigsburg veranstaltet hatte. Als es nun stille und das große Wirthszimmer leer geworden, brach einer derselben das Schweigen und sagte: Was ist denn eigentlich Wahres an all Dem? Draußen in der Fremde, wo ich mich bis jetzt so lange herumgetrieben, ist mir die Heimath beinahe selbst fremd geworden. Ich habe nichts Klares, noch Genaues über Eure Zustände erfahren, zudem Ihr der Post selbst Euch nicht anvertraut habt. Schenkt mir jetzt wenigstens, da wir unbelauscht sitzen, reinen Wein ein.

Das könnt Ihr wohl am Besten, sagten Mehrere, indem sie auf einen ältlichen Herrn am Ende des Tisches zeigten; Ihr habt das Ding werden, wachsen und gedeihen sehen, erzählet, wir sind Alle Bekannte und keiner unter uns ein Späher.

Wenn ich nun auch den spiritus familiaris der Frau Landhofmeisterin gerade nicht fürchte, so weiß man allmänniglich, daß in Württemberg jetzt die Wände Ohren haben, hub dieser nun leise an, indem er die halboffne Thüre schloß. Ich bitte daher mehr zusammen zu rücken.

Was wahr ist, fragt Ihr mich, von den Erzählungen der Bauern. Leider Gottes das Meiste. Selbst was die übernatürlichen Künste betrifft, so ist das Gegentheil hievon wenigstens nicht erwiesen. Der Herr von Reischach, der damalige Hofmarschall von Stafforst und der Prinz von Hohenzollern sind es, denen wir die Wohlthaten verdanken, mit denen die Grävenitz das Land beschenkt. Sie haben sie an den Hof gebracht, und — der Herzog ist nie einem schönen Gesichte aus dem Wege gegangen.

Es war anno vier, meine Herren, als man den Namen Grävenitz zuerst bei uns hörte. Ihr Bruder, Hauptmann bei den Mecklenburgern, hatte wohl auch Kunde erhalten, daß in unserm Schwabenlande gut Wetter für fremde Hungerleider sei, verheirathete sich bei uns und war richtig bald Kammerjunker und Hauptmann. Dem Herrn Bruder folgte die Schwester bald nach. Sie war damals noch schön,

und wenn auch ein Paar Pockennarben auf ihrem Gesichte bemerkbar waren, so ließ doch ihre schlanke und dabei volle Figur, ihre herrlich blitzenden Augen dies leicht übersehen; dabei war sie erst 20 Jahre alt, wußte ihr Zünglein wohl zu gebrauchen und sich den Schein von so vielen guten Eigenschaften zu geben, daß Jeder von ihr eingenommen ward. Ich sage den Schein; denn schon damals mochte sie nicht viel werth gewesen sein; ihre Kammerfrauen wenigstens erzählen garstige Geschichten von ihr. Frau von Ruth, ihre Schwägerin, hatte sie eigens für den Herzog verschrieben, und Reischach und Zollern wurden mit der Kupplerin, nachdem sie die Waare gesehen, bald einig. Zollern soll der Dame damals schon sehr nahe gestanden haben. So erschien denn vor acht Jahren die schöne Wilhelmine zuerst in den Hofzirkeln. Sie, die jetzt den großen Säckel Württembergs leert, mußte sich von der Ruth die Kleider borgen, in denen sie auftrat. Aber bald hatte sich das Blatt gewendet; in Kurzem lag der Herzog in ihren Schlingen. Was Wunder! die gewandte Norddeutsche, die vollendete Kokette hatte leichten Sieg gegen die, wollen wir es uns gestehen, langweilige, kapriziöse, eifersüchtige und bigotte Herzogin. Und welche Mittel wurden nicht alle in Bewegung gesetzt!

Die Eifersucht des Herzogs wurde erregt, Theater arrangirt, in denen die Grävenitz in den reizendsten Costümen sich zeigte, und dabei die Gluth des Fürsten durch den Widerstand, den er fand, noch mehr angefacht. Das Fräulein hatte all sein Schmachten unerwidert gelassen, da ihr Sinn auf ein höheres Ziel gerichtet war. Sie wollte Herzogin werden. Viele treue Diener durchschauten ihr Spiel, und besonders Hespen und Forstner warnten. Umsonst. Eines Tags wurden wir mit der Kunde überrascht, in Neuhaus bei Mühlen am Neckar habe sich der Herzog mit ihr trauen lassen. Da hatten wir denn zwei Herzoginnen auf einmal in optima forma. Aber die rechte wich nicht, obgleich man ihr hatte bedeuten lassen, sie solle sich nach Durlach zurückziehen, obgleich selbst der Kaiser, der auf so wohlfeile Weise der Dienste quitt sein wollte, die Württemberg geleistet, die Grävenitz zur Reichsgräfin erhob und die neue Verbindung sogar dem Geheimenrathe declarirt wurde. Meine Herrn, ich war dabei und sah mit eignen Augen, wie das kecke Weib frech genug war, sich neben dem Herzog in einen Armsessel zu setzen und sich vor der Versammlung gleichfalls als neue Fürstin zu geriren. Da wurde dem Kaiser die Sache zu bunt, besonders

als der schwer beleidigte Durlacher Hof mit dringenden Beschwerden gegen Württemberg auftrat, so daß endlich eine Art von Vermittlung zu Stande kam. Damals war es auch, daß es zwischen unserm Herrn und dem Könige von Schweden, der noch hessenkasselischer Prinz und als Vermittler anwesend, fast zum Duelle gekommen wäre, da der Prinz in seinen Vorwürfen und Vorstellungen sich harter Ausdrücke bedient hatte. Genug! die Ehe, wenn man es so nennen darf, wurde wieder gelös't und die Favoritin nach Genf geschickt. Sie mußte sich verpflichten, nie wieder nach Württemberg zu gehen. Daß dieß natürlich schweres Geld gekostet, brauche ich nicht zu sagen. Wir glaubten nun Alles wieder im besten Zuge, der Herzog speiste mit seiner Gemahlin, und so verschmerzten wir die Summen, die dem Lande entzogen worden waren. Jetzt ging aber das Reisen nach Genf an und bald, anno elf, war auch die Grävenitz selber wieder da, nachdem ein alter böhmischer Edelmann schlecht genug gewesen, sie sich antrauen zu lassen. Es trug ihm freilich neben der Stelle eines Landhofmeisters jährlich 10,000 fl. ein. Daß ihn sein liebes Weib und der Herzog sogleich auf Reisen geschickt, versteht sich. Wie sie's jetzt treibt, ist bekannt. Sie regiert unser Land, dominirt

unser Cabinet, wo nur ihre Geschöpfe sitzen, hält den Erbprinzen schlecht wie eine Stiefmutter beleidigt die Herzogin täglich, scharrt Geld und Güter zusammen, wie sie nur kann, so das Gut Stetten, das sie unverschämt genug war, nach dem Tode der Herzogin-Mutter an sich zu reißen, und — hier polterte der alte Edelmann heraus — wenn nicht der Adel dazwischen fährt, ist unser schönes Württemberg verloren.

Wird er das? fragte der Fremde. Vielleicht, war die Antwort. Doch darüber zu reden, ist jetzt keine Zeit. Der alte Edelmann stand auf und maß mit großen Schritten die Stube. Er trat an's Fenster und blickte unmuthig auf das emporsteigende Schloß; da gewahrte er jemand und grüßte rasch. Wenn Ihr Herrn von Forstner sehen wollt, rief er, Freunde! — hier müht er sich ab, den Dank eines Fürsten zu verdienen, der seiner überdrüßig zu werden anfängt. Der dort mit dem sammtnen Hofkleide ist es, der eben sich mit Frisoni unterhält. Die ungeheuchelte Ehrfurcht, die ihm überall gezollt wird, bezeugt, daß er nicht allein gefürchtet, sondern auch geachtet wird.

Der Oberhofmeister und Kanzler Christoph Peter Freiherr von Forstner ist der Jugendfreund des Herzogs; an einem so verderbten Hofe ein redlicher,

aufrichtiger Mann, der im Herzen das Werk verwünscht, das er fördern hilft. Er weiß nur zu gut, daß, je weiter die Mauern dieses Schlosses gedeihen werden, desto weiter wird die Kluft sein zwischen seinem fürstlichen Freunde und ihm. Er weiß es, daß die Herrschaft der Grävenitz in Ludwigsburg seinen Sturz nothwendig herbeiführen muß, daß sie schlau genug ist, einen Mann zu verdrängen, dessen Treue mit ihren Plänen ewig in Widerspruch sein würde. Schon hat er die Kälte des Herzogs mehrmals fühlen müssen, aber er hat es vorgezogen, die Gunst seines Herrn zu verlieren, als in die Wünsche der Maitresse einzugehen. Erst neulich, als er Johann Jakob Moser, einen seiner Räthe, der, gerade und offen wie er, wie er von Intriguen umgarnt ist, in Schutz nahm, hörte er eine Antwort, der man die Grävenitz'sche Eingebung ansah.

Doch da kömmt sie selbst. Staub wirbelt auf der Straße von Ludwigsburg empor. Nach seiner Gewohnheit leitet das Achtgespann, treffliche Apfelschimmel, der Herzog in Person. Mit sicherer Hand läßt er sie vor dem Wagen alle die beliebten Kunststücke einer mühsamen Dressur durchmachen, sie lenkend, als wäre es nur ein einziges Roß. Dabei verläugnet sich die natürliche Anmuth nicht, die den

Herzog überall auszeichnet und die ihn in seinen Jugendjahren zum berühmtesten Tänzer seiner Zeit machte. Im Wagen aber sitzt die Grävenitz. Wer die Macht der Gewohnheit nicht kennt, würde staunen, daß eine Frau von diesem Aeußern noch einen Mann zu fesseln vermag, dessen Gefühl für Schönheit ausgebildet sein mußte. Sie hatte sich nach der Mode der Zeit mit Schminke bedeckt und zeigte ein grimassirendes Lächeln. Die einst so glänzenden Augen hatten ihr Feuer verloren und waren trüb und roth geworden. Ihre Körperfülle begann bereits alles Maß der Grazie zu überschreiten, und die Fehler des Wuchses traten nun, da die Reize der Jugend nicht mehr den Blick auf sich zogen, grell und unangenehm hervor. Trotz dem daß der Herzog mit der Führung seines Gespanns hinlänglich beschäftigt ist, muß er dennoch der stets in ihn hineinpredigenden Gräfin Red' und Antwort stehen.

Neben der Equipage bemerken wir auf schönen Rossen drei merkwürdige Männer daher sprengen. Es sind Prinz Eugen, der edle Ritter, Bonneval, jener Abenteurer, der später den Turban genommen, und Graf Königseck, gleichfalls einer der Helden seiner Zeit. Staunend schaut das Volk empor zu dem großen Türkenbe-

sieger, dessen Thaten in Aller Mund waren, dessen Krieger ihn wie eine Gottheit verehrten. Aber man hatte sich einen Heros vorgestellt und gewahrte einen Mann mit mittelmäßiger Taille, länglichem, magerem Gesichte und eingefallenen Wangen. Doch der Blick seiner schwarzen Augen war voll Feuer und Leben, und wer ihn gesehen, wie er früh Morgens vor einer Schlacht seine Truppen musterte, der konnte von der Majestät seiner Haltung, von der mächtigen Kraft erzählen, mit der er Alle beherrschte. In diesem Augenblicke war er von Rastadt herüber gekommen, wo die Gesandten der Mächte den Friedensvertrag des spanischen Erbfolgekrieges unterhandelten. Eugen war verdrüßlich. Ihn engte der Aufenthalt bei diesen kleinen Fürsten, „von denen jeder eine Maitresse oder Maitreßchen hat". Und doch war Eberhard sein Waffengefährte und einer der patriotischen Reichsfürsten, die sich nicht durch Frankreich bestechen ließen. Deshalb hatte er es auch über sich gewinnen können, mehrmals bei der Grävenitz zu speisen, unterließ aber dabei nicht, der von Allen verlassenen Herzogin seinen Besuch abzustatten. „Mir träumte es", sagte er zu Bonneval, der es auch hier nicht versäumen konnte, seine Sarcasmen spielen zu lassen, und das Embonpoint der Grävenitz mit den artigsten Witzen be-

dachte, „ich sähe wie der Gott Janus aus, und trüge eine Perrücke, deren eine Hälfte militärisch, die andere diplomatisch frisirt ist. Aber hier ist es mir doch immer noch wohler, als in Rastadt, von dem ich mich so lang entfernt halte, bis die Reichsstände mit den Reklamationen und Streitigkeiten zu Ende sind; dann wird mir immer noch Zeit bleiben, auf die Sünde der Seemächte das Siegel zu drücken." Der Prinz ahnte damals wohl nicht, daß sein Nachbar einst zu den Fahnen der Ungläubigen übergehen und in den Reihen derjenigen kämpfen würde, denen das Schwert Eugen's schon so viele Wunden geschlagen. Bonneval — Achmet Pascha — bildet mit seinem unruhigen Treiben und seinem zweifelhaften Charakter ein sonderbares Seitenstück zu dem edlen Ritter, welches, wie es scheint, ordentlich der Contraste willen, die Geschichte in e i n e Zeit gerahmt hat. Auch über die Thaten, die Königseck vollbracht, war damals noch größtentheils der Schleier der Zukunft gebreitet. Eben hatte man ja Friede mit Frankreich geschlossen; wer mochte da an einen neuen Krieg mit demselben denken, in welchem dieser ausgezeichnete Heerführer Siege, wie den über Broglio bei Guastalla, erringen würde, von dem der Volkswitz sang:

„Eintausend Mann sechs oder sieben,
Die sind todt auf dem Platz geblieben,
Selbst Broglio, der liegt im Dreck,
Das macht der tapfre Königseck
Und die gerechte Sache.“

Die Reiter sprengten vor das Schloß, um es zu betrachten. Unterdessen gewahrte die Grävenitz Forstner und ein Katzenblick strafte das süße Lächeln Lüge, mit dem sie ihn begrüßte. Die Beide kannten sich einander. Der Herzog hielt. Der Bau schien ihm nicht so vorgeschritten, als seine Ungeduld erwartet hatte. Dank den Einflüsterungen der Maitresse, die schlau genug war, zu berechnen, daß je mehr seine Hoffnungen getäuscht werden würden, desto mehr sein Unmuth gegen Forstner wachsen müsse.

Forstner, der Bau schreitet nicht voran, rief er ihm barsch entgegen.

Nicht meine Schuld, Durchlaucht. Ohne Geld kann man nichts ausrichten, und der Director des Finanzcollegiums, Baron von Thüngen, unterstützt mich nicht gehörig.

Wie so?

Er hält mich von einem Termine zum andern hin und gab mir neulich die Antwort: Mein Herr, wo nichts hinein kömmt, kömmt auch nichts heraus.

Auf diese Worte röthete sich des Herzogs Wange vor Zorn und wie unwillkürlich entfielen ihm die Worte: Die Deputation über den Ludwigsburger Bau besteht aus lauter Spitzbuben.

Forstner schwieg auf diese ihn so tief kränkende Rede. Aber sein Blick streifte die Gräfin, die gleichgültig mit ihrem Fächer spielte, als ob sie nichts von Dem vernommen hätte, was eben zwischen beiden Freunden vorgefallen. Bald ließ aber diese Pause der Verlegenheit den Herzog fühlen, um wie viel er hier zu weit gegangen.

Versteht sich, Dich nehme ich aus, rief er rasch und kaum vernehmlich Herrn von Forstner zu. Dieser verbeugte sich und dankte mit erzwungenem Lächeln und die Rosse brausten von dannen.

Forstner aber fühlte es, daß seine Zeit in Würtemberg vorüber sei, nachdem die seiner Freundschaft mit Eberhard schon lange vorüber gewesen. Der Plan, sich aus dem Lande zu entfernen, in dem er nicht mehr hoffte, Gutes wirken zu können, stand jetzt fest in ihm.

So wurde Ludwigsburg, das auf Betrieb einer Maitresse, der rechtmäßigen Herzogin zum Trutz, gebaut wurde, noch ehe es vollendet, der Trennungsgrund zwischen dem Herzog und seinem besten Diener.

Es war Abend. Ueberall drängte sich die Masse, das Feuerwerk mit anzusehen, das der Herzog seinen Gästen veranstaltet. Da verkündeten mehrere Kanonenschüsse den Anfang. Von allen Seiten stiegen Raketen, Schwärmer, Sturmhäfen, Springkugeln und wie sie alle heißen mochten die Feuerkünste jener Zeit, welche diplomatisch genaue Beschreiber gefunden, in die Luft. In allen Farben schlängelten sich die Flammen, bald einen Tempel zeichnend, bald einen Stern bildend, bald den Namenszug des Herzogs, bald das württembergische Wappen verklärend. Jetzt wurde die Aufmerksamkeit durch ein allegorisches Bild in Anspruch genommen, in dem die Gloria rechts und die Germania links neben der Statue Eugen's erschienen und Lorbeerkränze über ihn hielten. Die Menge brach in Bewunderung und einen allgemeinen Beifallssturm aus, der weniger dem Transparent als dem anwesenden Helden galt.

Aber nicht Alle, welche anfangs zugegen, waren Zeugen dieses bewunderten Tableau gewesen. Viele vom Adel hatten sich heimlich entfernt, um dort in jener dichtbelaubten Waldspitze, die eben jetzt durch die aufsteigenden Raketen in schwarzen Umrissen hervortritt, noch einmal gemeinschaftlich den gefährlichen Plan zu überlegen und zu bereden. —

Es ist beschlossen. Die Würben muß aus dem Lande entfernt werden; auf einer der nächsten Hofjagden wird man sich ihrer gewaltsam bemächtigen.

Auch in dem Wirthshause fand unterdessen eine Unterredung statt, die uns interessiren dürfte.

Also, — fragte ein Mann, dem der Schreiber und der Spitzbube aus allen Zügen sah, den Wirth. Also raisonirt haben sie, die Bauernschlingel; das trägt ihnen und uns etwas ein, wenn ich es morgen der Frau Landhofmeisterin berichte. Ihnen eine Tracht Prügel und auf eine Zeit lang freie Kost und Quartier, uns ein Stück Geld. Und der Adel flüstert mit einander, der muß was vor haben, da werden wir fein sein müssen, bis wir es herausbringen.

2. Der Hof in Ludwigsburg.

Da steht nun das Schloß mit seinen Flügeln, Sälen, Zimmern, Treppen und Höfen, und der Herzog und die Frau Landhofmeisterin können sich ihres Werkes freuen. Bewundernd geht der Würt- temberger, dem es gestattet ist, die Pracht zu be- schauen, durch die neuerrichteten Hallen, erstaunt über die mit reicher Stukatur belegten Gemächer und über die marmornen, feinen Kamine. Die großen, in schweren, prächtigen Rahmen gefaßten Spiegel aus den berühmtesten Fabriken Venedigs werfen auf allen Seiten sein Bild zurück. Eine Menge werthvoller Gemälde bedecken die Wände, er erkennt darunter Bekannte, bekannte Hunde, die, mehr als ein- mal ein Wild verfolgend, seine Felder verwüsteten. Es war nämlich eine Liebhaberei des Herzogs, geliebte Hunde und Pferde portraitiren zu lassen. Neben ihnen hingen bezeichnender oder ironischer Weise mehr als einmal schauerliche Nachtstücke. Vor dem Bilde eines Wolfes hält sich der Beschauer länger auf. Denn das ganze Land kennt den Leibwolf des Her-

zogs, der ihn auf allen Schritten und Tritten begleitet und Nachts auf einer kostbaren Tigerdecke neben seinem Bette liegt. Eine Menge Anekdoten vom Wolfe kreisen im Munde des Volkes. Jedermann weiß, wie er einst den Herzog, der auf seinen Feldzügen jenseits des Rheins war, vermuthlich weil ihm die Sache zu lange dauerte, verließ und plötzlich vor Ludwigsburg erschien. Auch bei der Krönung Karl's VI. nahm er Reißaus, weil ihn die Kanonen zu Frankfurt genirten. Der Wolf trug den Namen jenes Heerführers der Franzosen, der die Pfalz einäscherte und der heute noch durch den Haß der unglücklichen Geschädigten als Hundenamen genannt wird — Melac. Dem Spiegelzimmer, dem lackirten Cabinet, dem wirklich schönen Plafond wird gleichfalls der Zoll der Bewunderung reichlich dargebracht. Sehr erlustigt man sich bei der Beschauung der Geweihkammer, in welcher nach alter württembergischer Sitte die Geweihe aller der Hirsche angebracht waren, welche der Herzog erlegt hatte. Auch eine Geweihkammer der Frau Landhofmeisterin ist zu sehen. Daß es bei dieser Gelegenheit an schlechten Späßen nicht fehlte, ist wohl begreiflich. Aber auch manche trübe Erinnerungen mögen wieder dabei über die Jagdliebe des Herzogs in dem

Gedächtniß der Landskinder auftauchen. Das Wild in Württemberg war damals so zahlreich, daß in einem einzigen kalten Winter 7000 Stücke rothes und in zwei andern 20,000 schwarzes und rothes Wildpret umgekommen sind.

Eben so findet er den Garten mit der seit 1707 angelegten Fasanerie und dem gerade im Bau begriffenen Schlößchen, so wie die Anlagen, welche sich um ganz Ludwigsburg herumziehen, besonders die sogenannte Salonspitze und die grüne Bettlade eines Ganges wohl werth.

Wenn der Württemberger aber überall seines Lobes kein Ende hat, so sticht sein Urtheil so ziemlich ab gegen das des kundigen Fremden, der Ludwigsburg besucht. Räumt dieser auch ein, daß Malerei, Sculptur und Vergoldung bei'm Schlosse reichlich angewendet worden, so meint er doch auch, daß dieß mehr mit Ueberladung und Streben nach Prachtentwicklung, als mit feinem Geschmack geschehen sei. Die Gemächer seien lang, enge und unwohnlich; sie hätten nicht genug Licht und ermangelten der Bequemlichkeit. Auch die Haupttreppe sei zu düster.

Die Festlichkeit, die heute, den 18. Mai, die Menge aus Stuttgart und der ganzen Umgegend nach Ludwigsburg zieht, gilt einer abermaligen Ver=

schönerung des Schlosses, der Grundsteinlegung der fürstlichen Kirche. Durch die lange Reihe der prunkvoll gekleideten Garden schreitet der Festzug dem Schlosse zu, wo derselbe von den schmetternden Tönen der Hoftrompeten und dem Wirbeln der Pauken begrüßt wird. Der Hofprediger und hochfürstliche Consistorialrath Urlsperger eröffnete die Feierlichkeit mit einer wohlgesetzten Rede, in der er eines Weitern darüber abhandelte, wie in einem gut begründeten Staate sich Alles so fein zusammenfügen müsse, wie die Steine bei einem Baue. Daß Württemberg unter Eberhard Ludwig ein also gut begründeter Staat sei, wurde sodann devotest dargethan. Der Rede folgte eine mit Musik begleitete Arie, ein kostbares Denkmal der Hofpoesie jener Zeit, das wir nicht umhin können, unsern Lesern hiemit zu überliefern.

Frolocket ihr Völker, mit Jauchzen und Singen,
Wir wollen die Ehre dem Einigen bringen.
Auch Pauken! Trompeten! vermehret die Freud,
Die EBERHARD LUDWIG uns heute bereit.

Ludwigsburg erhebe dich,
Deinen Fürsten hoch zu preisen,
Der Dir Gutes zu erweisen,
Auf das neu bemühte sich.

Sieh! er legt den ersten Stein
An der Kirchen Gott zu Ehren,
Daß du künftig sollest hören,
Was dir kann erbaulich sein.

Darum rühme seine Gnad,
Die er dir in vielen Stücken,
Deinen Wachstum zu beglücken,
Oefters schon erwiesen hat.

Abermals ertönte Trompeten- und Paukenschall, und alle Augen richteten sich auf den Herzog, der nun den Grundstein legte. Auch in Ludwigsburg wurden, als Nachahmung der Krönungsfeierlichkeiten zu Frankfurt, mit bezüglicher Inschrift geprägte Münzen, sowie Brod unter das Volk vertheilt, und rother und weißer Wein sprang aus einer Fontaine auf dem Platze.

Da hätten wir denn ein offizielles Schauspiel des Jahrs 1716 gesehen. Wollen wir auch den Hof in seinem Innern kennen lernen, wie er sich mit seinem Fürchten und Hassen, Intriguen und Bagatellsorgen, die hinwiederum von größerer Tragweite sind, als der Uneingeweihte glaubt, um Serenissimus herumtreibt. Je größer die Reihen der Hofbe-

dienten, je häufiger die Feste, je bedeutender die Summen, die bei ihnen für Bälle, Schmausereien, Conzerte ꝛc. verschwendet wurden, desto höher war damals der Ruhm des Hofes. Gewiß ein mächtiger Abstand gegen Jetzt, wo alle Höfe mehr oder minder den Charakter der Einfachheit an sich tragen und nur einen großen Familienkreis vorzustellen suchen. Vorüber sind die Zeiten, in welchen auf das Lächeln einer Dame, die auf das Herz des Herrschers Eindruck zu machen verstand, Wälder fallen mußten; die fabelhafte Pracht, die nur für die Dauer weniger Stunden verwendet wurde, ungeheuere Summen verschlang und dann wie im Traume verschwand, hat einem soliden, würdevollern Aufwande Platz gemacht. Nur in seltenen Fällen und bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten sieht man jetzt noch schwache Nachahmungen von jenen pomphaften Aufzügen und Festlichkeiten, die damals an der Tagesordnung waren.

Der Württemberger Hof war unter Eberhard Ludwig einer der glänzendsten Deutschlands. Ein Blick auf die hellerleuchteten Säle, in denen die Gräfin von Würben eben Spiel hält, kann uns von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Zwanzig Pagen aus den edelsten Häusern des Landes in

rothen reich mit Gold verbrämten Röcken durcheilen die Gemächer, in denen Sprößlinge der ältesten Familien Schwabens bemüht sind, der allgebietenden Maitresse ihre Devotion zu bezeugen. Die Frau Landhofmeisterin hatte sich aber auch mit einem ansehnlichen Kreise ihrer eigenen Familie umgeben. Einer ihrer Brüder ist Major der Leibgarde, der Hofmarschall ist ihr Neffe und der Reisemarschall Sittmann ihr Schwager. Auch die Mutter der Grävenitz ist am Hofe, ebenso die jüngere Schwester, die eine Zeit lang Stiftsfräulein von Obristenfeld gewesen, sich aber nun dem Herrn Garderittmeister von Boldewin verlobt hat, der, wie man sagt, demnächst Kriegsrath-Präsident wird. Daß das Fräulein heute nicht an ihrem Platze sitzt, ist ein Dehors, welches der Hofrath Pfau veranlaßt, und welches allem Anscheine nach den ganzen Hof beschäftigt. Während Se. Durchlaucht am Kamine stehend sich mit dem andern Pfau — dem Minister des Auswärtigen, der nach Forstner's Versicherung zwar keinen Brief richtig zu schreiben, aber desto besser die Violine zu spielen versteht — sich zu unterhalten geruhte, hatte Pfau, der Hofrath, die Betise begangen, sich ganz gemächlich auf den Stuhl der jungen Grävenitz niederzulassen. Die Sensation war ungeheuer. Von

Reischach zupft sich verlegen die Manschetten; von Weisensee, der Obermundschenk, macht sich mit dem Leuchter am Spieltische zu thun. Die Maitresse aber benützt den Augenblick der allgemeinen Distraktion, um dem Herrn von Schunk einige Blicke zuzuwerfen, die den Herzog über die Treue seiner Geliebten hätte aufklären können, wenn er anders aufzuklären gewesen wäre. Noch ist aber unsere Beschreibung des Hofstaates nicht vollendet. Wir wollen noch eine Anzahl jener Chargirten aufführen, die nebst Marställen, Stutereien, Jagdzeugen, Festivitäten, Sängerinnen, Comödianten, Musikanten nach den schiefen Vorstellungen Eberhard's zum „Lustre“ des Württemberger Hofes gehörten. Hier sehen wir den Großstallmeister, dort den Großjägermeister, der mit dem Parforcejägermeister und dem Oberfalkenmeister im Gespräche ist. Der Oberkapellmeister klagt dem Pagenhofmeister, daß die wöchentlichen Concerte bei weitem nicht mehr so ansprechen, seitdem das französische Theater eröffnet worden, in das der Herzog freien Eintritt gestattet. Der Oberküchenmeister von Pöllnitz gibt einige Anekdoten aus dem Hofleben August des Starken zum Besten, die ihm sein Vetter in Dresden eben geschrieben hat. Die Kammerherren, die sich in den reichen Uniformen

wie Schmetterlinge zwischen den Gruppen der Damen bewegten, beschäftigte der Carneval, ein Vergnügen, das der Herzog erst im vorigen Jahre seinem lebenslustigen Hofe erschlossen hat. Ein anderer Gegenstand ihrer Gespräche war das Duell zwischen Baron von Zedwitz und dem Kammerjunker von Lentulus, weil dieser an den Adel des ersten nicht hatte glauben wollen. Lentulus mußte den Hof so lange meiden, bis er seine edle Geburt durch Briefe und den Degen bewiesen hatte. Daß natürlich das Militär und besonders die Garden in ihren gelben von Silber strotzenden, mit schwarzen und rothen Bandelieren verzierten Röcken nicht die letzten waren, die zu dieser Pracht beitrugen, begreift sich um so mehr, als gerade damals die württembergischen Garden den Ruf der schönsten in ganz Deutschland hatten. Da war der Generallieutenant, der tapfere Pful, zu sehen, die Capitaines des Gardes du Corps und Capitaines des Gardes. Auch an Orden fehlte es nicht. Der Herzog trug den preußischen schwarzen Adlerorden und den dänischen Elephantenorden und vor allen an einem ponceaurothen Bande das Ordenszeichen seines von ihm gestifteten Hubertusorden, ein golden Kreuz mit rubinrothem Schmelzwerk, das an jedem der 4 Ecken einen Adler, zwischen den

mittlern und untern Spitzen ein Jägerhorn und die Devise trug: Amicitiae virtutisque foedus. Die Damen und auch manche Herren waren mit dem Ordenszeichen geschmückt, das die Grävenitz eingeführt hatte. Es war dies ein weißes, dreiblättriges Kleeblatt.

Ueberall Glanz! überall die ausgesuchteste Toilette. Der Herzog von mittlerer Größe und dabei auch etwas beleibt in drap d'or. Die Geheimräthe in seidenen gestickten Kleidern, wie es die Kleiderordnung von 1681 genau regelte. Nur eine Person, die nicht en grande tenue erschienen, begegnet im Negligé unsern Blicken. Es ist die Hauptperson im Saale; die Grävenitz hat es auch in dieser Hinsicht bereits am Hofe so weit gebracht, daß sie dem Herzog, den ersten Familien des Landes gegenüber verletzen darf, was nicht nur die Etikette, sondern auch die gemeinsten Regeln des Anstandes gebieten. Mit einer leichten Entschuldigung, daß sie unwohl sei, trotzt sie dem Herkommen und der Sitte.

Heute zwar möchte ihre Unpäßlichkeit nicht blos eine fingirte sein, denn ein wichtigeres Ereigniß, als das eben erzählte, beschäftigt den kleinen Kreis der Eingeweihten. Unter der lächelnden Maske, die die herrschende Parthei zur Schau trägt, kann der tiefer

Blickende eine ängstliche Spannung erkennen, mit welcher Alles, was der Herzog thut und äußert, von ihr beobachtet wird. Sie, die sich mit so vieler Sicherheit auf dem glatten Parkette des Hofes zu bewegen wissen, treten heute mit weniger Festigkeit auf, und es scheint fast, als ob sie besorgt wären, zu straucheln. Und doch fehlt gerade der Einzige in dieser Versammlung, den sie fürchten und zu fürchten Ursache hatten, der zuweilen mit spöttischem Lächeln ihre heuchlerischen Ehrfurchtsbezeugungen commentirte, oft auch mit einem kräftigen Worte das künstliche Gebäude ihrer Sophismen zusammenwarf. Namentlich braucht die Gräfin heute nicht zu besorgen, daß hinter dem Herzoge ein Dollmetscher stehe, der aus ihren süßen Liebesworten ihren Wunsch herauslese, diese oder jene Quelle des Einkommens in ihre Tasche zu leiten, oder ihn auf die Blicke aufmerksam mache, die über den Herrn weg irgend einen gleichbegünstigten Diener suchen.

Baron von Forstner ist nicht mehr anwesend; Kabale und Liebe haben ihn zwar fortgetrieben von Ludwigsburg, aber eben die Abwesenheit ist Ursache des Zitterns der Höflinge. Jede Wendung des Herzogs wird benutzt, um sich die Neuigkeit in die Ohren zu raunen, daß heute ein Brief des ehe-

maligen Ministers angelangt sei, den die Maitresse noch nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber durch Postmeister Eberts dessen Ankunft erfahren habe. Da findet von Schütz schon einige Kälte in den Mienen des Herzogs, der allerdings heute düstrer war als gewöhnlich, und dem gewandten, aber durchaus unredlichen Diplomaten kommen alle Betrügereien in den Sinn, die er an seinem Herrn schon verübt hatte. Sein Bruder denkt schon an die Untersuchung gegen den armen Juden Levi, der schuldlos im Kerker sitzt, Boldewin an das Commissorium mit den Trizesimen-Geldern und den dadurch veranlaßten Haß des Volkes. Von Pfau fürchtet schon, man möchte ihm die Rechnung über jene 400,000 Livres abverlangen, die so sicher in seinem Schreibtische liegen. Dem Baron von Thüngen kommen plötzlich alle Staatsgläubiger in's Gedächtniß, die er nicht bezahlt, und deren gab's im Lande eine beträchtliche Menge, da nur die Maitresse und ihr Anhang befriedigt ward. Herr von Reischach besinnt sich auf einmal seiner Betrügereien auf dem Kreistage zu Ulm; der geizige Weissensee fürchtet schon, er müsse Rechnung ablegen, und dem Schwager Sittmann bangt davor, es möge seine Generallandesvisitation einer neuen Visitation unterworfen und

seine Erpressungen bekannt werden, die er sich an Gemeinden und Privaten erlaubt hatte — kurz dieser machte diese, jener jene Combination. Alle aber zitterten, daß der so lange willenlos gewesene Herzog plötzlich wieder seinen eigenen Willen geltend machen möge. Nur Eine fühlte sich freudig bewegt, die edle Gräfin Friederike Wilhelmine von Sayn-Wittgenstein, die Gemahlin des Württemberger Generals von Wittgenstein, eine ächte Freundin Forstner's und des Landes.

Und an Allem dem ist der unglückselige geheimnißvolle Brief schuld. Welche Aufforderung also für die Maitresse, sich dies wichtige Schreiben ihres Feindes, durch irgend welche Mittel es nur möglich ist, zu verschaffen.

Drei Tage trägt in der That Eberhard ein Schreiben Forstner's in der Tasche, in welchem dieser Staatsmann Alles aufgeboten hat, seinen ehemaligen Freund zu bewegen, die unwürdigen Fesseln der Grävenitz endlich einmal abzustreifen. Der schwache Fürst fühlt, daß Forstner Recht hat, aber die Macht der Gewohnheit hatte bei ihm nicht minder Recht, und er traute sich selbst die Kraft nicht zu, die Gräfin zu entfernen. Ja es bangte ihm vor einer Zusammenkunft mit ihr, da er nur zu wohl fühlte,

er würde einer buhlerischen Thräne das Vertrauen opfern, das ein Freund in seine Verschwiegenheit gesetzt. —

Er hat es geopfert. Das argwöhnische und besorgte Weib ließ den Herzog nicht aus den Augen, und so spionirte sie denn aus, daß der Gegenstand ihrer brennendsten Begierde, der Uriasbrief, von dem Herzoge in eine Schatulle verschlossen worden sei. So sehnsüchtig glühte selbst eine Grävenitz nie einem Liebesbriefe entgegen, so schnell eröffnete sie nie eine Schenkungsurkunde Eberhard's, als sie Forstner's Schreiben aufriß; denn zu jeder Schatulle hatte auch sie den Schlüssel. Galant war ihr Spiegel schon lange nicht mehr, aber in einen ungalanteren als den, den ihr dieser Brief vorhielt, hatte sie noch nicht geschaut. Wie zitterte sie vor Wuth im Lesen! Alle ihre Leidenschaften waren entfesselt, und von all den feinen Nüancirungen, die der Hofton gewöhnlich in ihren Mienen heuchelt, war keine Spur mehr zu sehen. Wie sie jetzt erscheint, gibt sie das treue Bild ihrer wahren Gesinnung, das Bild eines gemeinen, zorngerötheten Weibes.

Die Diener laufen, die Carossen rasseln, aus allen Ecken und Enden eilen die Kreaturen ihres Willens herbei, indem in großer Versammlung be=

rathen werden soll, wie der Schlag, der auf's Haupt der Gebieterin fallen soll, auf Forstner's Haupt gelenkt werden könne. —

Die Scene, die kurz darauf im Cabinette des Herzogs aufgeführt wurde, war zu empörend, als daß wir sie hier aufzeichnen möchten. Eberhard Ludwig gab den Brief, gab selbst die Erlaubniß zur Verfolgung des treuen Freundes, denn er konnte einer Frau nicht widerstehen, die Vorwürfe, Thränen, seine Sinnlichkeit und den Reiz der Gewohnheit so geschickt bei ihm geltend zu machen wußte. Reischach und Consorten können nun wieder auf dem Parkett des Schlosses ruhig erscheinen, ihr Haupt stolz erheben, Forstner ist auf ewig aus dem Herzen seines Freundes gerissen.

* *
*

Die Landverderberin — so hieß auf dem platten Lande die Gräfin — hatte zu lange auf ihr Opfer warten müssen, als daß sie sich hätte versagen können, ihren ganzen Rachedurst an ihm zu kühlen. Pfau wurde schleunigst nach Paris gesandt, wohin Forstner geflüchtet war, um am dortigen Hofe dessen Arrestation zu erwirken. Ein Criminalprozeß, in dem der ehemalige Minister bezüchtigt wurde, den

Hof wie ein Deserteur verlassen, das Verbrechen des Kassendiebstahls, des Ehebruchs, des Giftmords, des Pasquillats, des Kirchenraubs und der Gotteslästerung begangen zu haben, von ihr anhängig gemacht. Man hatte eigens einen sehr geschickten und dabei sehr willigen Advokaten, Namens Dietrich aus Bayreuth, verschrieben und angestellt, damit er die Sache aburtheilen solle. Dietrich gab sich denn auch zu der Schmach her, den Prozeß im Sinne der hochgestellten Anklägerin zu entscheiden. Allein Forstner war so klug, in Paris zu bleiben, wo er nur mit leichter Haft belegt wurde. Alle Bemühungen Pfau's beim Regenten, dem Herzoge von Orleans, waren gescheitert, denn auf Forstner's Seite stand die treffliche Mutter Philipp's von Orleans, jene ausgezeichnete pfälzische Prinzessin, deren Sittenreinheit in der so verpesteten französischen Hauptstadt ein seltenes Muster war. Auf ihren Betrieb wurde Forstner bald wieder der Haft entledigt. Allein in Stuttgart kühlte sich die unmächtige Wuth auf jede mögliche Weise. Man schlug den Namen und das Bild des Verurtheilten an den Galgen, verbrannte seine Papiere, auch den letzten Brief aus Paris, in dem er der Grävenitz drohte, auf seinem Schlosse zu Dambach auch sie in effigie aufhängen zu lassen:

„Wir würden dann die berühmtesten Prozessirten dieses Jahres sein.“ Auch Forstner's Plakate, die in allen Straßenecken Stuttgarts gefunden worden, ließ man in die Gluth werfen. Ihr Inhalt aber, daß alle jene württembergischen Minister, die sich in diesem Prozesse gebrauchen lassen, infame, verabscheuungswürdige Schurken seien, war zu deutlich aus dem Herzen jedes braven Württembergers geschrieben, als daß dieser Inhalt mit dem Papiere hätte vertilgt werden können.

Wahrlich Forstner hatte Recht, wenn er in seiner Apologie ausruft: „Es ist ein Fehler, wenn man sich einbildet, daß ein geringes Feuer das Andenken einer Schrift auslöschen könne, die, so lange als das Leben währt, im Andenken bleibt. Diese öffentliche Censur gibt vielmehr dergleichen Schriften ein neues Gewicht und Zuwachs von Gültigkeit und das Feuer des Scheiterhaufens beleuchtet den Ruhm des Schriftstellers zur Schande seiner Gegner.“

3. Die Landhofmeisterin auf ihrem Höhepunkte.

Wir überspringen sieben Jahre, um abermals einen Blick in das Ludwigsburger Hofleben zu thun. Manches hat sich geändert, aber Nichts zum Nutzen des Landes. Immer noch herrscht die Frau Landhofmeisterin im Reiche und ihre Macht scheint gesicherter als je. Zwar hat der Erbprinz eine liebenswürdige Prinzessin, Henriette von Brandenburg-Schwedt, aus dem königlichen Hause von Preußen heimgeführt, allein auch dieser Familienanwachs konnte den Herzog nicht vermögen, die Maitresse endlich aus einem Kreise zu bannen, in dem sie schon so lange wie ein böser Dämon gewaltet. Unglücklicher Weise starb der Sprößling, auf welchem die Hoffnung des regierenden württembergischen Hauses ruhte, schon im ersten Jahre seines Lebens, und zwischen Vater und Sohn herrschte fortwährend eine Spannung, welche für den Vortheil der Grävenitz viel zu günstig war, als daß sie nicht Alles aufgeboten hätte, sie zu nähren. Die Verschwörung von Schönbuch war vereitelt worden und hatte den dabei Be-

theiligten Verbannung und Gefängniß zugezogen. Die Grävenitz hatte mit ihrem Bruder Sitz und Stimme auf der fränkischen Herrenbank erhalten. Ihre Güter mehrten sich mit jedem Jahre. Ob und nieder der Steig hatte sie ihre Amtleute, und der Säckel des Landes war auch der ihre. Zur Schatulle Eberhard's hatte sie, wie wir bereits erzählten, ihren eigenen Schlüssel. Ihre Anweisungen auf die Landeskasse wurden pünktlicher honorirt als die, welche der Herzog ausstellte, so daß dieser, als er für ihre Habsucht und Verschwendungen nicht genug Quellen eröffnen konnte, einst händeringend in die merkwürdigen Worte ausbrach: „Sie halte ihn gar zu hart.“ Ihre Kreaturen saßen alle im Cabinette, dem sie in eigner Person präsidirte, und in dem ihr Bruder der erste Minister war; ein geheimer Pact fesselte die Mitglieder desselben, nicht eher eine Sache zum Vortrage vor den Herzog zu bringen, ehe sie sich selbst unter einander darüber verständigt hätten. Unter allen Cabinets- und Geheimräthen war nur einer, unter den siebenzehn Expeditionsräthen nur drei Württemberger. Kein Amt wurde vergeben, ohne daß es bei ihr theuer erkauft worden war, und mehr als einmal mußte der Käufer, nachdem er den Preis baar erlegt hatte, dennoch mit leeren Händen ab-

ziehen. Ihre Aufpasser berichteten ihr aus allen Ecken des Landes, und Reichthum war ihr ein willkommenes Verbrechen, dem jederzeit die Strafe folgte, am liebsten die Confiskation, besonders wenn Juwelen im Spiele waren, für die sie eine eigne Passion hatte.

Aber Wollust und Habgier waren nicht einmal ihre einzigen Laster. Sie war auch, wie wir schon erzählt haben, um das Kleeblatt voll zu machen, von der gemeinsten Rachgier erfüllt. Wehe dem, der es einmal gewagt, ihr zuwider zu sein, sei es auch dadurch, daß Ihre Excellenz nur einen spöttischen Zug in seinen Mienen zu lesen glaubte. Er konnte sicher darauf rechnen, sie werde es ihm einst vergelten. Sogar wer es gewagt, die Herzogin, die resignirt in ihrem Schlosse zu Stuttgart saß, zu besuchen, war stets ihrer Ungnade gewiß. Ein Zeitgenosse sagt von ihr, der Teufel habe ihr Herz zu einem Sammelplatze aller Leidenschaften und Laster gemacht.

Diese Herrschaft mußte auch mittelbar von den unglücklichsten Folgen für das Land sein. In der Trostlosigkeit ihrer Zustände verfielen die Württemberger in zwei Extreme. Auf der einen Seite hörte man von ungeheuerer Sittenlosigkeit, auf der andern

von Pietisterei. Jakob Böhme's Schriften, obwohl strenge verboten, fanden Leser und Anhänger, Separatisten und Inspirirte tauchten überall auf, sogar eine Seherin, Christina Regina Baderin, machte damals von sich reden, und Geistliche mußten vom Consistorium wegen verderblicher Lehre aus dem Lande gejagt werden. Doch kehren wir zur Grävenitz zurück.

Besser als alle Schilderungen werden einzelne Scenen sprechen, die wir jetzt zur Charakterisirung derselben zusammenstellen wollen. Wenn wir uns dabei auch vom Schlosse Ludwigsburg entfernen, so stehen doch alle mit demselben, wo die Gewaltige thront, in engster Verbindung. Sie sind Lünettenbilder um das Hauptgemälde.

In Stuttgart sehen wir ein Liebespärchen. Die Frau ist Wittwe; ihr erster Mann war Apotheker. Der neue Bräutigam hat keine Mittel, aber Kenntnisse. Was thun? Die Wittwe verkauft ihre Apotheke und mit dem Gelde pilgert der Verlobte nach Ludwigsburg, sich eine Amtmannstelle bei der Maitresse zu holen. Ungeduldig wartet die Braut daheim. Endlich kömmt er, triumphirend hält er sein Patent in den Händen; die 6000 fl. Vermögen sind zwar weg, aber eine einträgliche Stelle ist da. Wenige Tage darauf wird

ein Amtmann in demselben Orte eingesetzt, für das unser Mann seine letzten einzigen Geldmittel hingelegt hatte. Diese bittere Täuschung, der entsetzliche Betrug gibt dem Unglücklichen Verwünschungen und Drohungen gegen die Landhofmeisterin in den Mund; und sie finden keine tauben Ohren, sie werden derselben hinterbracht. Beleidigungen der Maitresse galten damals für Majestätsbeleidigungen. Ein Criminalprozeß wird anhängig gemacht, und nur die Flucht des Prozessirten verhindert die Strafe. So wurde denn die arme Frau ihres Vermögens, ihres Bräutigams, ihrer letzten Hoffnung auf irdisches Glück beraubt. In ihrer Verzweiflung an alles Erden=Gericht schickt sie der Grävenitz eine Vorladung vor den himmlischen Richter. Es liegt eine großartige, mächtige Idee in diesem Verfahren, die Idee des Glaubens an eine ewige Gerechtigkeit, die dann auch waltet, wenn sie dem menschlichen Auge verborgen liegt. Die Grävenitz erhielt die Vorladung und ließ die Apothekerin als wahnsinnig einsperren. Noch einmal schrieb nun dieselbe die Vorladung vor Gott. Sie schrieb sie diesmal mit dem eignen Blute, und da Niemand ihr Ueberbringer sein wollte, so legte sie sie ruhig in ihrem Kerker nieder, warf sich auf die Kniee, darum flehend, es

möge der Himmel das Blatt der Gräfin zuführen, und — die Vorladung war fort. Das Gerücht hievon verbreitete sich in Stuttgart, und das Gefängniß wurde auf alle Weise durchsucht; man fand nichts. Der Oberhofprediger Urlssperger setzte die Gräfin davon in Kenntniß; und diese beeilte sich, des allgemeinen Geschrei's wegen, vielleicht auch, weil das Gewissen bei ihr anklopfte, die Sache zu unterdrücken, ließ die Apothekerin frei und unterstützte sie.

Ein Anderes. Auf Hohenneuffen schmachtete zwei Jahre lang der Abbé von Berga. Auf der Straße bei Ludwigsburg wurde derselbe, weil man ihn im Verdacht hatte, mit Forstner in Verbindung zu stehen, der ihm allerdings befreundet war, ergriffen und beraubt und in die Feste geschleppt. So ließ man ihn ohne Verhör oder Untersuchung sitzen, bis er endlich durch einen aus seinem Bettzeuge verfertigten Strick sich die Mauern herunterließ und so selbst befreite. Ein fliegendes Blatt, welches der Abbé, der Sohn eines württemberger Oberstallmeisters, nach seiner Befreiung über diesen Vorgang veröffentlichte, mochte der Frau Landhofmeisterin eben nicht frohe Empfindungen bereitet haben.

Von Städtchen zu Städtchen, von Ort zu Ort pilgerten ihre Emissäre. Die Beamten und sonst Leute, die die allgemeine Stimme zu fürchten hatten, wurden mit Untersuchung ihrer wirklichen oder ihrer angedichteten Verbrechen so lange bedroht, bis sie sich durch bedeutende Summen Absolutionsbriefe erkauften. Dabei war Unterschrift und Siegel des Herzogs gefälscht. Aber das hatte für sie ja gar nichts zu sagen, für sie, die unternehmen konnte, Befehle des Herzogs zu zerreißen und ihnen andere unterzuschieben. So hat der Dorfarzt Kümmig in Oeffingen 4000 fl. Absolution für den Ehebruch gezahlt. Ein Amtmann in Wailtingen pro absolutione processus criminalis 3000 fl. Die Freisprechungen von den Sexualprozessen waren oft auch billiger. Ein solcher kostete, wie ebenfalls ein Amtmann in Wailtingen beweist, nur 1500 fl. Manchmal ereignete es sich auch, daß man später, trotz des Absolutoriums, noch einmal die Schröpfköpfe ansetzte, wie das dem genannten Dorfarzte zu Oeffingen passirte, der nachträglich noch 2000 fl. erlegen mußte.

Doch sehen wir die Frau Landhofmeisterin mit ihrem Vertrauten und Sekretär Pfau selber arbeiten.

Von Wien, referirt Pfau, sind wieder Briefe an das herzogliche Cabinet gelangt, in welchen der kai=

serliche Hof sich darüber beklagt, daß die Reichspost in Stuttgart aufgehalten und das Felleisen nach Stetten hinausgeschleppt würde, um, wie der Brief sich ausdrückt, der absonderlichen Curiosität der Favoritin zu kontentiren. Auch frühere Regierungsräthe, die Gebrüder Riehl, haben sich beim Reichskammergerichte darüber beschwert, daß sie mit Sack und Pack, mit Frau und Kind verjagt worden seien.

Die Riehl haben gegen mich konspirirt. Dem Herzoge kann man die Sache übrigens heute Abend mittheilen. Ich werde eine große Fete geben, und er wird darauf nicht achten. „Papa" Schütz wird in Wien schon unsere Sache führen.

Der eine der beiden Hofjuden hat Anerbietungen gemacht, wenn man ihn frei läßt. Der andere will beim Reichskammergericht sich beklagen.

Was hat er geboten?

7000 fl.

Anzunehmen. Der andere mag klagen. Wenn das Geld von dem Frankfurter Juden kommt, so ist darauf zu sehen, ob die Westen, die ich aus des Herzogs Garderobe verkauft habe, nicht vergessen worden sind. Welche Gebote sind für die Klosterhofmeisterstelle zu Kirchheim eingelaufen?

Nachdem der Wölfling 1000 Dukaten gezahlt und man sie ihm zugesagt hatte, kam ein Anderer und erlegte eben so viel.

Wenn Wölfling 2000 fl. nachzahlt, soll er sie haben. Von den 1000 Dukaten des Andern mache man sich nichts mehr wissen.

Ein „Zutreiber zur Schatulle" berichtet, daß ihm für die Oberamtmannstelle ein sehr annehmbares Gebot gemacht worden sei. Der Bewerber sei aber, was man sagt, ein Idiot.

Thut nichts. Man soll ihn recht weit hinaufschrauben. Ueberhaupt geht so wenig Geld ein.

Die Stellen sind alle besetzt. Ueber das besprochene Project, Adjunktionen und Exspektantien zu kreiren, die man sich ebenfalls bezahlen ließe, werde ich einen genauen Plan vorlegen.

Gut, das ließe sich ausführen. Von nun an sind auch die Beamtenkautionen baar zu hinterlegen und keine Interessen mehr davon zu bezahlen.

Die Beamten werden murren. Man hört sie schon darüber raisonniren, daß Ew. Excellenz im geheimen Cabinette präsidiren.

Das hat die Maintenon auch gethan.

Auch will man eine Aeußerung des Herzogs im Publikum kennen, er habe mit Thränen in den

Augen ausgerufen, er wisse nichts mehr aufzutreiben, er gebe Euer Excellenz Alles, was nur zu bekommen sei.

Die Grävenitz lachte. Ist es denn gar so arg?

Nun, ein Paar Tonnen Gold Hausausgaben könnte ich an den Fingern herunterzählen, antwortete halb schmunzelnd, halb maliziös Pfau, und wenn man noch die Güter dazu rechnet.

Genug, genug, gebot die Maitresse. Daß mir so was mir nicht unter den großen Haufen kommt. Da habe ich unlängst erst mit meinem Mädchen, der Lampertin, den Verdruß gehabt, welche allerlei Anschuldigungen von Hexereien und sonstigen Dummheiten durch den Hofprediger Urlsperger gegen mich vorbringen ließ.

Aber Euer Excellenz haben es ihm eingetränkt. So eben, höre ich, ist das Urtheil der Commission erschienen, und der Prediger ist wegen seines unbefugten Verfahrens getadelt worden und wird auf ein Dekanat versetzt.

So wird es allen meinen Feinden ergehen, triumphirte sie, so auch dem frechen Osiander, der mich nicht in's Kirchengebet einschließen will.

Er soll sich sogar erlaubt haben, —

Was?

Ich getraue mir nicht, es Euer Excellenz zu sagen.

Nur heraus damit!

Er soll erklärt haben, Euer Excellenz würden ja jetzt schon im Kirchengebete erwähnt indem man im Vaterunser täglich bete: Herr! erlöse uns vom Uebel.

Die Gräfin wüthete.

Pfau lachte in sich hinein und ging nach Hause, die Notizen über das Wirken der Maitresse zu vervollständigen, die mit dem Namen Fredegunde in seiner Geschichte des alemannischen Hofes bezeichnet wird.

Die Thatsache aber, die in diesen Tagen die Ludwigsburger Zirkel am meisten beschäftigte, und die gleichfalls interessante Streiflichter auf das damalige Hofleben wirft, war der Anfall der Mömpelgardischen Lande. Doch ehe wir zur Erzählung hievon übergehen, wollen wir einige Blicke auf die indeß erstandene Stadt werfen.

Nicht mit Unrecht kann man sagen, daß sie mit der Schnelligkeit in das Dasein gerufen worden sei, mit welcher der Theatermaschinenmeister seine Städtebilder aufstellt. In diesen langen eintönigen Häuserzeilen ist noch nichts geschehen; noch hat sie die Geschichte mit ihrem Zauberscheine nicht übergossen.

Stumm stehen die Gruppen der Häuser neben einander, stumm und gleichförmig wie die Soldaten des Herzogs in ihren Reihen. Da ist kein armes zerfallendes Häuschen, das sich in seiner Armuth rühmt, die Wiege eines berühmten Mannes in seinen Winkelstuben gesehen zu haben; da ist kein langer finsterer Palast, der übermüthig auf das Gewimmel der Nachbarn herunterblickt und jetzt kahl und leer die Schauergeschichten und das Liebesspiel vergangener Tage bei sich überdenkt. Keine Ruine schaut stolz aus der Masse von Häusern empor, die sich gleich schützenden Vasallen um ihren Fuß versammeln. Kein zierlich geschnörkelter Erker kündet uns von der Behäbigkeit und Macht des deutschen Bürgers im Mittelalter, und endlich kein erhabenes weithinblickendes Münster mahnt das schwächere frivole Geschlecht an die Aufopferung, Frömmigkeit und Kunst unserer Altvordern.

In der That, wie die Theaterhäuser des Maschinenmeisters sind sie aufgebaut die Wohnungen von Ludwigsburg, und wie sie sind sie nur auf kurze Zeit von Einwohnern belebt, die der Wink des Meisters hierher geführt, damit sie agiren, wie dieser es will. Ihre Heimath ist nicht hier, und sinkt der Vorhang, so sinkt mit ihm das Leben in

diesen Straßen; Alles verläßt den augenblicklichen Schauplatz.

Unwillkürlich streift der Gedanke über dies einzelne Beispiel von verunglückter Fürstenschöpfung hinaus. Wie wenige sind groß geworden und erstarkt von diesen Kindern der Laune? Wie oft sind gerade solche Lieblingssitze schon durch den ersten Windstoß der nachfolgenden Zeit umgestürzt, verwandelt worden zu modernen Ruinen, den trostlosesten Aller. Ein Beispiel, dem wir noch in diesem Buche begegnen werden, Herzogs Karl, olim Musis, Ludwig Eugens nunc mulis ist wohl nicht das einzige dieser Art.

Noch war der Befehl nicht gegeben, nach welchem alle Stellen, die sich bisher in Stuttgart befanden, in die neue Residenz versetzt werden sollten, und der verordnete, daß, wer sich weigere, sogleich seine Entlassung erhalten werde. Allein man wußte, daß er vorbereitet wurde, und dem Winke des Gebieters waren manche beförderungslustige Beamten bereits gefolgt. Bei Johann Jakob Moser war der Wink aber unbenutzt geblieben, und auch später, als der Befehl gegeben wurde, war er es wieder, welcher, wie bei den meisten Willkürakten, bei seinem „Dissentit" verharrte. Er erklärte zu Protokoll, daß er

lieber nach Wien gehen wolle. Man ließ ihn aber nicht außer Dienst und setzte ihn an das Collegium illustre.

Zwar war die Stadt noch nicht gepflastert, allein da der Weg zum Avancement durch sie führte, so ließ man sich's gefallen und zog in die erst halb ausgebauten, improvisirten Häuser, in denen die Schwämme zwischen den Brettern hervorwuchsen. Die Diplomaten aber, die ex officio hierher mußten, machten unverhohlen saure Gesichter, und die Antwort war eben nicht angenehm, die der kaiserliche Gesandte Eberhard Ludwig auf die Frage gab, wie ihm Ludwigsburg gefalle. Euer Durchlaucht, erwiderte er, ich kenne einen Landsmann, Klausnarr mit Namen, dem zu Ehren das Dorf, worin er geboren ward, zur Stadt erhoben wurde. Als sie vollendet war, ließ Klausnarr beim allgemeinen Freudenfeste den Kopf hängen. Man erkundigte sich bei Klausnar, warum er so trübsinnig sei, und er erwiederte: Es verdrießt mich, daß man nun sicher sagen wird, es wäre das ein dreckichtes Städtchen, während man früher sagte, es sei ein schöner Flecken. —

Die Reiseanstalten, welche Ludwigsburg eben beschäftigten, waren durch den Zug veranlaßt wor=

den, den der Herzog mit der Maitresse nach Mömpelpard zur Huldigung unternahm. Der letzte Zweig dieser Nebenlinie war ausgestorben, und der Herzog hatte es durchgesetzt, daß ihm und nicht der unebenbürtigen Familie die Nachfolge eingeräumt wurde.

Das waren auch erbauliche, dieses Zeitalters ganz würdige Verhältnisse, die an jenem Höfchen walteten. Leopold von Württemberg, der Fürst dieses Landes, hatte die Rücksichtslosigkeit gegen Sitte und Anstand so weit getrieben und sich über alle bestehenden Gesetze dermassen hinweggesetzt, daß er mit 3 Frauen zu gleicher Zeit verheirathet war, von denen zwei sogar Schwestern gewesen. Sein Vater hatte ihn freilich danach erzogen. Der arme Prinz mußte Hebräisch und Arabisch lernen und bekam statt der Bibel den Koran in die Hände. Was Wunder, daß er auch einen türkischen Haushalt führte und sich zuletzt gar noch nach den Gebräuchen der alten Perser richtete, indem er zwei seiner leiblichen Kinder mit einander verheirathete. Diesem Ehepaar — Grafen von Sponeck — nun war vom Kaiser die Erbfolge ab- und dem Herzoge zugesprochen worden.

Auch dieser Triumph war der Grävenitz geglückt. An ihrer Seite, statt an der seiner rechtmäßigen Gemahlin zog, an der Spitze die neuerrichtete Chevaliergarde, Eberhard Ludwig mit einem prächtigen Gefolge in das neue Besitzthum. Schon zuvor wurden die Reisenden in Kehl fetirt und in Straßburg unter großem Zulaufe der Menge festlich empfangen. Von der Rheinbrücke an bis zur Stadt standen die Menschen, die Cavallerie bildete Spaliere und 100 Kanonen wurden gelöst. Auch in Schlettstadt und Belfort fanden Militairaufzüge statt. Eine Stunde von Mömpelgard hatte die Bürgerschaft, „in eine Compagnie zu Pferd und etliche zu Fuß eingetheilt," unter großem Jubelgeschrei den neuen Fürsten (am 18. Juli) empfangen. Die Bauernschaft war nebst der Jugend auf beiden Seiten rangirt. Die Mädchen warfen Blumen und Sträuße. Dreimal wurden 10 Kanonen abgefeuert und ein Lobgesang angestimmt. Die Grävenitz saß auf dem fürstlichen Stuhle neben Eberhard, als die Bewohner ihre Huldigung darbrachten, und mit ihr zog er am 3. September in Ludwigsburg wieder ein.

Uebrigens hinterließ diese Reise eine dauernde Erinnerung in der Finanzgeschichte Württembergs.

Die Grävenitz hatte sie so kostbar zu machen gewußt, daß noch in dem Anklageakte gegen sie davon die Rede ist. Sie hatte die Rechnung geführt und trotz den bedeutenden Summen, die mitgenommen worden waren, noch bedeutende Anforderungen nach der Rückkunft gemacht.

Im Jahre 1726, den 18. September, war Eberhard Ludwig 50 Jahre alt geworden. Dieses Fest, welches in der Residenz natürlich am prunkvollsten begangen wurde, erhöhten noch zwei andere Momente. Das eine, daß der Herzog erst von einer schweren Krankheit wiedergenesen war, das andere, daß an diesem Tage die neuerbaute Kirche zu Ludwigsburg eingeweiht wurde.

So wuchs denn die Stadt immer mehr heran, und im Jahre darauf wurde sie der Hauptort eines eigenen Amtes und aller Controllbehörden des Herzogthums. Die Aemter mußten sich hier Häuser bauen und jeder, wer nur irgend die Gunst des Hofes erlangen wollte, zur Vergrößerung der Hauptstadt beitragen. Der Obervogt und Regierungspräsident Ludwig von Pölnitz war es, der dem Herzoge den Gedanken eingab, auch die Kanzlei hierher zu verlegen. Daß Moser es gewagt, nicht herüberzusiedeln, fand Pölnitz unerträglich, und er sah in der Weigerung einen insupportablen Stolz,

den er ihm zu vergelten gedachte. Und als die Vorlesungen des gelehrten Juristen bei dem collegium illustre sogar von älteren und im Amte stehenden Leuten besucht wurden, als ein fortwährender Briefwechsel mit Wien an die hochgestelltesten Personen dort zur Kunde des Präsidenten gelangte, war die emsig gesuchte Verdächtigung glücklich gefunden. Moser erhielt die Ankündigung: Serenissimus habe die sichere Nachricht, daß eine gefährliche Correspondenz nach Wien gegen ihre eigene höchste Person geführt werde. Er solle sich warnen lassen; der Herzog werde ein Exempel statuiren, wenn dergleichen ihm wieder vorkomme.

Wohl gedachte Moser, indem er dieses Rescript bei Seite legte, der Abschiedsworte des Prälaten von Göttweich in Wien. „Ich habe allen Respekt für die Reichsfürsten, aber ihre Höfe sind die Bäche; da fängt man Schneiderfischlein. Wien ist der Oceanus, da fängt man Wallfische.“ Er hatte ja schon längst des kleinlichen Intriguenspiels seiner Collegen und Vorgesetzten herzlich satt.

Aber er war keineswegs der Mann dazu, sich durch eine solche Insinuation schrecken zu lassen. Pölnitz verweigerte es, seine Verantwortung dem Herzoge zu überbringen, und verwies ihn an diesen selbst. So sahen die Antichambres von Ludwigsburg

einen seltenen Gast, dem es durchaus nicht wohl schien auf diesem glatten Boden, in dieser parfümirten Atmosphäre. Der Herzog war nicht zu sprechen, die Conferenzminister zuckten die Achsel und wollten nicht genau von der Sache unterrichtet sein. Das ganze Resultat seiner Bemühungen war eine Masse von Unannehmlichkeiten, die von nun an der Präsident über ihn verhängte.

Während aber Ludwigsburg, die Schöpfung der Grävenitz, mehr und mehr gedieh, fing ihre Sonne an zu erbleichen. Dem Herzoge selbst war sie lästig geworden, und nur die Gewohnheit und die Furcht vor ihr erhielt sie noch. Die Klagen der Unterthanen über ihre grenzenlosen Erpressungen waren doch endlich an sein Ohr gedrungen, besonders da sich eine Parthei am Hofe gebildet, die der herrschenden entgegen arbeitete. Den General von Wittgenstein und seine Gemahlin, den Kammerjunker von Röder, welcher damals die Gunst des Herzogs im hohen Grade besaß, sehen wir in den ersten Reihen ihrer Gegner. Auch Forstner befand sich schon 1729 wieder in württembergischen Diensten, wenn auch nicht in der Nähe der Residenz, doch als Hofrichter zu Tübingen. Und selbst der Minister von Grävenitz

schien zu merken, daß die Zeit seiner Schwester vorüber und der Moment nicht mehr ferne sei, sie sinken zu lassen. Er hatte sie an den Hof gebracht, er konnte sie auch wieder stürzen. Was aber den Herzog am meisten für sie erkalten machte, war das Hinwelken seines einzigen Sohnes. Oft genug mochte sein Gewissen laut werden bei'm Anblicke des Siechen, der so viel durch die Maitresse hatte leiden müssen, und der Gedanke, daß kein Kind an seinem Sterbebette stehen, kein Erbe seinen Thron einnehmen werde, löste das letzte Glied der schmachvollen Kette, die ihn so lange gefesselt hielt.

Doch sie abzustreifen bedurfte es einer außerordentlichen Gelegenheit, eines energischen Geistes. Glücklicher Weise fand er sich. Friedrich Wilhelm I., der kräftige Preußenkönig, der geschworne Feind aller Maitressenwirthschaften, ließ sich zum Besuche in Ludwigsburg ansagen; von ihm konnte man erwarten, daß er dem Herzoge den nöthigen Impuls gebe zur Lösung des unwürdigen Verhältnisses.

Natürlicher Weise brachten die Zurüstungen zu den Festlichkeiten, welche während der Anwesenheit des Königs stattfinden sollten, den ganzen Hof in Bewegung. Nächst Sachsen war Preußen der mächtigste von den deutschen Reichsständen, und außer-

dem mochte der Herzog sich nicht gerne von Friedrich Wilhelm einige Derbheiten sagen lassen, womit dieser Fürst, wenn ihm etwas mißfiel, bekanntlich nicht gerade sparsam war. Doch hatte Eberhard nicht den rechten Weg eingeschlagen, zu diesem Ziele zu gelangen. Während er einen Staat nach dem „Lustre seines Hofes" beurtheilte, hatte Friedrich Wilhelm einen ganz andern Maßstab; ihm war alle Verschwendung verhaßt, und er strebte nur nach vollen Kassen und guten, riesengleichen Soldaten. Schon am Tage vorher hatte sich der Einfluß des Königs bei der herzoglichen Tafel geltend gemacht. Ludwig Eberhard saß an derselben gewöhnlich zwischen der Erbprinzessin und der Maitresse. Sonst war die erste die schweigende, die andere die tonangebende. Heute waren die Rollen gewechselt. Die Erbprinzessin war vergnügt, endlich einmal Einen aus ihrem Hause wieder zu sehen, der Grävenitz bangte vor diesem „Corporalkönig", der so wenig für die Reize der Schönheit und den esprit eines feinen Dialogs empfänglich war.

Nur drei Tage hatte der König von Preußen in Ludwigsburg zu weilen beschlossen, und der Herzog also wenige Zeit, für den befreundeten Fürsten eine lange Reihe von Festlichkeiten zu veranstalten.

Der erste Tag verging mit der Besichtigung des Gartens und der Stadt; der König ließ sich Alles zeigen und brach mehrmals in Worte des Beifalls aus, worüber sich der Herzog sehr geschmeichelt fühlte. Während man die neueingerichtete Orangerie besuchte, zu der man Bäume sogar aus Sizilien hatte kommen lassen, ereignete sich ein sonderbares Mißverständniß. Es war ein Gärtnerbursche anwesend und der Herzog rühmte eben die Vorzüglichkeit eines der Bäume, als der König ausrief: Wahrhaftig sehr schön, groß und stark; ich würde ihn da wegnehmen und auf den Flügel stellen. Wen? Wieso? Was? fragte der Herzog. Nun den Burschen, meine ich, indem er mit dem Stocke auf ihn zeigte, der seine sechs Schuhe mißt. Der Herzog hätte ihm wohl ein angenehmes Geschenk mit dem Burschen gemacht.

Am zweiten Tage war Soupé und großer Ball. Gleichzeitige Schriftsteller können den Glanz, der an diesem Abende in Ludwigsburg herrschte, nicht genug schildern. Alles, was nur irgend hoffähig war, war geladen worden, und selbst an der Tafel nahmen mehr als 160 Personen Theil. Einen engern Kreis an dem mittleren Theile derselben bil=

dete die herzogliche Familie mit ihrem Gaste. Eberhard hatte es nicht gewagt, die Grävenitz dazu zu ziehen, denn er kannte den Abscheu des Königs gegen alle Favoritinnen und bemerkte auch, daß, obwohl derselbe ihr mit aller Höflichkeit begegnete, er doch keine Annäherungspunkte suchte; dagegen hatte er sogleich nach seiner Ankunft seinen Adjutanten von Kröcher nach Stuttgart, das er nicht selbst besuchen konnte, zur Herzogin geschickt, ihr sein gebührendes Compliment zu machen.

An der mittleren Tafel also saß der König, der Herzog, der Erbprinz und seine Gemahlin. Der König war von mittlerer beleibter Statur mit markirten kräftigen Zügen, welche zwar vor Allem eine gewisse martialische Härte und Entschiedenheit ausdrückten, aber dennoch auch Gutmüthigkeit zeigten. Den Herzog haben wir bereits geschildert. Dem Erbprinzen sah man es an, daß er schon viele traurige Erfahrungen gemacht. Sein Gesicht hatte einen wehmüthigen Zug, den alle die Freundlichkeit und Leutseligkeit, die sonst seine Mienen belebten, nicht verwischen konnte. Zudem war er schwächlich und zart gebaut und ein Freund von Vergnügungen, die seiner Leibesbeschaffenheit durchaus nicht zusagten. So tanzte er gerne und ritt oft an einem Vormittage

sechs bis acht Pferde müde. Die Erbprinzessin konnte gerade nicht schön genannt werden, doch hatte sie ein majestätisches Air, welches imponirte. Ihr Ernst war am ganzen Hofe bekannt, und nur selten nahm sie an den Lustbarkeiten desselben Theil, wahrscheinlich weil sie dadurch in die Nähe der ihr verhaßten Maitresse gebracht wurde. Wenn sie aber erschien, so war ihre glänzende, geschmackvolle Toilette immer ein Gegenstand des Neides für die Gräfin.

Eberhard Ludwig hatte seinen Gästen zu Ehren das Ceremoniel des preußischen Hofes bei der Bewirthung des Königs nachgeahmt. Zuerst wurde das Tischgebet gesprochen und der König hörte ihm andächtig zu. Sodann legte der Vorschneider auf ein gegebenes Zeichen und nachdem er selbst das Fleisch gekostet hatte, den hohen Herrschaften vor. Ein Edelknabe überreichte der Majestät, wenn sie zu trinken begehrte, Wein und Wasser in zwei Flaschen auf einem goldenen Teller. Der König brachte die Gesundheit der herzoglichen Familie aus und der Herzog erwiederte sie. Damit war das Zeichen gegeben, daß der Hof sich aus dem Kreise der Herrschaften zurückzuziehen und an die Tafeln zu begeben habe.

Das Gespräch drehte sich anfangs um die militärische Laufbahn der beiden Fürsten und um die Kriegsthaten Carl Alexander's von Württemberg. Da der Herzog wußte, daß der König sich für Geschichten aus dem Soldaten= und Kriegsleben besonders interessirte, hatte er an Anekdoten aus dem Leben des 1709 verstorbenen Prinzen Max Emanuel, des bereits designirten Gatten der Prinzessin Ulrike von Schweden, einen willkommenen Stoff zur Unterhaltung gefunden. Es freute den König, Näheres über den Prinzen zu vernehmen, der seit seinem vierzehnten Jahre in Begleitung des abenteuerlichen Carl XII. fortwährend auf dem Schlachtfelde sich herumtrieb und schon im zwanzigsten auf einer Reise nach Württemberg an einem hitzigen Fieber starb. Am bekanntesten ist die auch diesmal wieder erzählte Geschichte, daß der Prinz als vierzehnjähriger Knabe beim Ueberfalle von Pultusk, den Degen in der Hand, auf einen alten sächsischen Dragoner einstürmte, der ihn anfuhr: Und du kleiner Pummer willst auch schon einem rechtschaffenen Kerl den Hals brechen? Der Prinz wäre von dem Reiter zusammengehauen worden, wenn ihn nicht Karl selbst gerettet hätte.

Nachdem das offizielle Diner vorüber und das

Zeichen, sich von der Tafel zu erheben, gegeben war, isolirte sich die herzogliche Familie in einen der innern Säle des Schlosses, wo der König, wie es seine Gewohnheit war, den Flaschen fleißig zusprach. Hierdurch etwas wärmer geworden, nahm seine Rede eine lebhaftere Wendung.

Da war ich, erzählte er, vor einigen Jahren am Dresdener Hofe. Der August wirft für allerlei Thorheiten exorbitante Summen hinaus. Er hätte mich kennen und nicht so viel Façon mit mir machen sollen. Mir ist das widerwärtig. Und ich hatte mir doch im Voraus alles Ceremoniell verbeten. Was mich am meisten zu sehen verlangte, war das Zeughaus und die Wachtparade, und was ich am wenigsten hatte sehen mögen, das war die Orselska.

Der König hielt inne. Es hatte ihn im Flusse des Dialogs die Erinnerung an jene Dame überrascht. Die Erbprinzessin, welche die Deutung wohl verstanden, suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem sie sich nach dem Befinden des Kronprinzen erkundigte. Gerade aber der Gedanke an die Vorfälle am Dresdner Hofe und an das Verhältniß seines Sohnes zur Orselska machten den König mürrischer Laune, und sich immer mehr und mehr durch Rede und Trunk in Zorn jagend,

brach er in die Worte aus: Wenn ich nicht so tüchtige Mannszucht in meinem Hause hielte, so würde Manches quer gehen. Allein ich habe den Commandostab und sehe auf Subordination. Mein Fritz möchte mir schon allerlei Sprünge machen, besonders mit seinem Französischen und der Musik.

Auch der Erbprinz ist musikalisch und komponirt sogar, fiel die Prinzessin dem Könige in die Rede, ein Mißverständniß zu verhindern.

Nun ja, es ist recht schön, räusperte sich Friedrich Wilhelm, aber exerziren ist mir doch lieber, und Abends könnte er auch, statt mit dem gelehrten Firlefanz und den Büchern sich zu beschäftigen, in meine Tabagie kommen. Da wird ordentlich getrunken und geraucht, und was Tüchtiges könnte er auch dort lernen, wir haben Gelehrte dort. Da ist der Gundling, der hat uns schon manchen lustigen Abend bereitet, und trinken kann er.

Was das Trinken anlangt, meinte der Erbprinz, da haben wir vor Kurzem auch bei uns eine ganz artige Leistung gesehen. Ein Würzburgischer Minister, der vor einiger Zeit ein Negoce in Ludwigsburg hatte, hat sie hier alle heruntergetrunken. Nicht weniger als zehn Maß Burgunder hat der Mann

consumirt, und man sah ihm nicht daß Geringste an.

Der König lachte. Ja ja, sagte er, bei dem Würzburger Bischof wird gut gelebt. Da gibt's ihrer noch mehr, die auf eine solche Quantität, wie sie sich ausdrücken, geaicht sind.

Nun da er in der besten Laune, brachte die Prinzessin das Gespräch auf die Damen des königlichen Hauses.

Wir lieben einander, sagte Friedrich Wilhelm von seiner Frau. Bei uns gibt's keine Nebensprünge, fuhr er mit einem Seitenblicke auf den Herzog, der sich verfärbte, weiter; wir leben, wie's christlichen Eheleuten gebührt. Aber deswegen halt ich doch auf mein Ansehen und habe mit der Königin manche Bataille. Meine Tochter Luise habe ich an den Markgraf von Anspach verheirathet. Kurioser Hof das in Anspach. Der Markgraf glaubt, er wäre Ludwig XIV. Meine Wilhelmine aber will nicht Ordre pariren, weil ihre Mutter immer noch glaubt, sie werde den Prinzen von Wallis bekommen, jetzt soll sie aber nach Bayreuth.

Abermals hatte die Prinzessin abzulenken, da der Gegenstand sie näher betraf, und zu delikat war, um in ihrer Gegenwart besprochen zu werden.

Es handelte sich nämlich lange am preußischen Hofe darum, ob die geistreiche Friederike Wilhelmine mit dem Kronprinzen von England oder dem Markgrafen von Schwedt, dem Bruder der Erbprinzessin, verheirathet werden sollte.

Meine Mutter hat mir davon geschrieben, sagte sie.

Die Markgräfin Philippe, eine sehr würdige Dame, hatte ihr allerdings das gemeldet und auch, daß sie das Ansinnen des Königs, Friederike Wilhelmine gewaltsam mit ihrem Sohne zu verheirathen, entschieden abgelehnt.

Eine sogenannte maskirte Wirthschaft, die mittlerweile arrangirt wurde, veranlaßte die Herrschaften, sich wieder in die Mitte des Hofstaates zu verfügen. Nachdem der König dem Scherze flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt, zog er den Herzog in eine Fensternische, wo sich zwischen ihnen bald ein lebhaftes Gespräch entspann, welches von dem ganzen Hofe, besonders von der Maitresse, scharf beobachtet ward. Man sah, wie der Herzog öfters die Farbe wechselte, wie der König warm in ihn hineinsprach, und wie endlich, nachdem eine geraume Zeit lang die beiden Fürsten sich so unterhalten, der Herzog seinem Freunde die Hand reichte, wie zum Unterpfande eines gegebenen Versprechens.

Der Grävenitz ahnte nichts Gutes.

Nachdem am dritten Tage der König abgereist war, konnte die Maitresse bald Anzeichen ihres nahen Falles gewahr werden. Vorerst zog sich ihr eigener Bruder ganz von ihr zurück. Es gab nun am Hofe eine Grävenitz'sche und eine Würben'sche Parthei. Dann bemerkte sie, daß man sie auf allen Schritten und Tritten bewache.

Die Gräfin wurde schwermüthig. Sie ging nach Wildbad und dort erfreute sie noch einmal der Besuch des Herzogs. Aber bald darauf kam „Papa" Schütz, dießmal jedoch mit so traurigen Mienen, daß sie in ihnen lesen konnte, es wäre keine angenehme Zeitung, die er ihr überbringe. Pfau, welcher bei der Maitresse war und ihr die Ankunft von Schütz gemeldet, entfernte sich. Der Abgesandte des Herzogs bat, sie möge ihm Zeit geben bis morgen, die Nachricht wäre zu überraschend, als daß sie sie heute noch empfangen könne; aber sie wollte den Wermuthbecher auf einmal leeren und hatte allerdings noch Kraft genug, als Pfau wieder eintrat, an ihn die Worte zu richten: „Es ist leider richtig, ich habe meinen Abschied." Nun wurde großer Rath gehalten. Der Geheimsekretair rieth zu einer Aussöhnung mit ihrem Bruder. Schon

willigte sie ein, da reute sie's wieder, und in der gewissen Aussicht, daß sie noch einmal triumphiren werde, sagte sie: Ich muß etwas Anderes versuchen; noch ist es nicht so weit gekommen.

Sie hatte den Muth, noch einmal nach Ludwigsburg zurückzukehren und dem Herzoge vor die Augen zu treten. Ihre Zeit war jedoch vorüber; sie fühlte es an der Kälte ihres ehemaligen Geliebten, an den steifen Bücklingen ihrer ehemaligen Creaturen. Nun wurde sie abergläubisch und griff, was das Volk schon längst von ihr behauptet hatte, zu sogenannten sympathetischen Mitteln, die verlorene Gunst wieder zu erlangen. Das gab dann zu einer Scene Veranlassung, in welcher die Gräfin gewahren konnte, wie viel sich seit Jahresfrist geändert. Sie hatte, als der Herzog in ihrem Beisein zur Ader gelassen, die mit dem Blute desselben benetzte Serviette heimlich weggeschafft. Ein Kammerdiener sah und verrieth es. Es war dies in damaliger Zeit, wo man noch so viel auf die Kraft der Magie hielt und noch Hexen verbrannte, ein bedeutendes Ereigniß, und von Röder beeilte sich, zu ihr zu gehen und selbst nachzufragen. Sie leugnete. Der Kammerjunker widersprach und strafte sie Lügen. Solcher Behandlung nicht gewohnt, fuhr sie ihn zornig an: Ich

werde dies Betragen zu ahnden wissen. Spöttisch erwiderte Röder: Die Tage sind vorbei, wo Euer Excellenz den Meister gespielt haben. Solche Redensarten thun keine Wirkung und haben auch keine Folgen mehr. Ich werde schon Mittel finden, das Tuch heraus zu bekommen. Diese Rede war ein vernichtender Donnerschlag, und wie es in dem Charakter solcher gemeiner Naturen liegt, ihr Uebermuth ging augenblicklich in Furchtsamkeit über. Sie gab zitternd die Serviette und erhielt einige Stunden darauf vom Herzoge, dem Alles berichtet worden, den Befehl, auf ihrem Zimmer zu bleiben.

Nun wäre es wohl das Beste gewesen, wenn sie um Erlaubniß nachgesucht hätte, sich auf ihre Besitzthümer zurückzuziehen. Statt dessen blieb sie und mußte 1731 nach der Abreise des Herzogs zu einem Gegenbesuche nach Berlin die Schmach erfahren, durch den Erbprinzen den Befehl zu erhalten, sich auf ihre Güter zurückzuziehen. Noch einmal zögerte sie und verschob es von Tag zu Tag, aus dem gewohnten Herrlichkeitskreise zu scheiden. Sie konnte diesen Gedanken nicht fassen. Als aber die Rückkunft des Herzogs bevorstand, als von Zwangsmaßregeln gesprochen wurde, ging sie endlich nach Freudenthal, das ja so nahe gelegen war, daß sie in einigen Stun-

den wieder zurückkehren konnte; denn daß sie nie mehr zurückkehren werde, wollte sie nicht glauben. Zugleich bemächtigte man sich aller der Kostbarkeiten, die sie im Schlosse aufgehäuft hatte.

In Freudenthal werden wir sie wieder sehen, um sie in den Tagen ihrer Erniedrigung noch eine Zeit lang zu begleiten. Ihre Herrschaft aber in Württemberg und Ludwigsburg hatte ein Ende.

* *
*

Die Hallen von Ludwigsburg waren nun zwar der Grävenitz verschlossen, doch schien das Glück darum für Eberhard Ludwig dort nicht mehr heimisch werden zu wollen. Bald nach seiner Berliner Reise betrübte ihn der Tod seines Sohnes. Ein kurzer Zwischenraum der Freude folgte diesem schmerzlichen Todesfalle, der die Krone Eberhard Ludwig's für Carl Alexander in Aussicht stellte. Noch waren die Trauerklänge nicht verhallt, als das Land mit dem Herzoge das Fest der Wiedervereinigung mit seiner Gemahlin, der schwergeprüften Elisabeth, beging. Drei Tage lang schwelgte man in der Ueberzeugung, daß nun für immer der Einfluß der Landverderberin gebrochen sei. Für die beiden Neuvereinten mögen die ersten Tage mehr Wermuth als

Freude erweckend gewesen sein. Den Herzog drückte wohl das Gefühl der Schuld, die Herzogin die Verlegenheit, unwillkürlich durch irgend eine Rede auf ihr vergangenes Unglück anzuspielen. An die frohen Erinnerungen dieser Festtage knüpften sich wieder Aussichten auf ein neues Fest an. Anfangs flüsterte man sich's zweifelnd in die Ohren, später wurde es laut und als sicher wiederholt, bald las man es im Blatte von Leipzig: die Herzogin gebe Hoffnung auf Nachkommenschaft. Die abergläubische Zeit hatte Anzeigen hievon an einem Weißdorn des Einsiedelhofes bei Tübingen gefunden, der allemal, so oft dem herzoglichen Hause ein Zuwachs bevorstand, neue Schößlinge getrieben. Zweiundfünfzig Ellen faßte dieser Baum im Umfange; seine Aeste ruhten auf vierzig steinernen Säulen, und während er die ganze Zeit abzusterben schien, waren auf einmal neue Reiser an ihm zu sehen. Die Gewißheit aber schien da zu sein, als in der Kirche die üblichen Gebete angestellt wurden. Die Hoffnung täuschte. Bis in den eilften Monat wurde gebetet, als endlich das hochweise medizinische Collegium, an seiner Spitze der Hofarzt Rosinus Lentulus, gestehen mußte, man habe sich geirrt.

Es war dem Herzoge Eberhard nicht mehr lange gegönnt, dem Lande seine Sorge zuzuwenden. Kurz nachdem er eine Criminalprozeßordnung für das Herzogthum hatte ausarbeiten lassen, schritt er, wohl fühlend, daß die Grenze seines Wirkens nicht mehr ferne sei, zur Abfassung seines Testamentes. Schon ragen auch Handlungen seines Nachfolgers in die Zeit herüber. Carl Alexander, welcher die Befürchtungen der Württembergischen Landschaft kannte, einem katholischen Herrn zu gehorchen, hatte sich selbst nach Württemberg begeben. Von Ludwigsburg aus wiederholte er am 6. Dezember 1732 seine bereits gegebene Versicherung, die Religion und Freiheiten des Landes aufrecht zu erhalten und zu schützen. Dieser Akt, der zum dritten Male in Winnethal wiederholt wurde, bestimmte endlich die Stände, welche bereits damit umgingen, den jüngern Bruder Alexander's auf den württembergischen Herzogsthron zu erheben, ihn als Erbprinzen anzuerkennen. Kaum war er hierauf im Frühjahre 1733 wieder nach Belgrad abgereist, so warf eine Brustkrankheit Eberhard auf's Krankenlager, von dem er nie wieder erstand. Er schloß am 31. Oktober 1733 seine Herrscherlaufbahn, in demselben Jahre, in dem das neue Corps de logis von Ludwigsburg vollendet ward. Der Wahl-

spruch: „Cum Deo et die, pro Deo et imperio“ zeigte sich nirgends in seinen Handlungen, die in den Herzen der Württemberger meist nur traurige Angedenken hinterlassen hatten. Auch in seinem Testamente erkennt man den unglückseligen Hang Eberhard's, im Glanz das Glück des Landes zu suchen. Angenehm dagegen berührt die Dankbarkeit, welche er für die Gräfin von Wittgenstein bezeigte, indem er ihr dafür, daß „sie durch unermüdlichen Fleiß, Mühe, Sorgfalt und Applikation in dem Rekonziliationswerk zwischen ihm und seiner Gemahlin mit großer Treue und Vernunft assistirt und dasselbe eifrigst mitbewirkt, auch endlich zu seinem größten Vergnügen glücklich ausgeführt habe,“ fünfzig tausend Gulden als Legat und 8000 Gulden jährlicher Revenuen vermachte. Ludwigsburg wurde dem Nachfolger zur Vollendung empfohlen, zu „unseres Namens Gedächtniß.“

Am 21. Februar geleitete man den Leichnam des verstorbenen Herzogs mit allen gebührenden Solennitäten, wie er es in seinem Testamente gewünscht hatte, nach christlichem, fürstlichem und militärischem Gebrauche zur Gruft in Ludwigsburg.

5. Der neue Herzog und sein Günstling.

Wir haben bereits auf den auffallenden Umstand hingewiesen, daß im Jahre 1697, in demselben Jahre, in welchem der Bau von Ludwigsburg begann, auch Eberhard Ludwig seine Gemahlin, deren Schicksal so sehr mit dem des neuen Schlosses verwebt war, nach Württemberg heimführte. Wie hier sich zwei Begebenheiten, weit aus einander gelegen in ihren Folgen, mit einem Male so fest an einander ketteten, so sah dieses denkwürdige Jahr noch ein anderes Ereigniß werden — scheinbar in gar keinem Bezuge zu Ludwigsburg — welches bestimmt war, in dem Lebensbuche dieser Residenz und Stadt noch manche inhaltvolle Seite zu füllen. Es war auch 1697, daß zu Heidelberg einem armen Schacherjuden ein Sohn geboren wurde, dessen Zukunft glänzender, aber auch schrecklicher werden sollte, als die aller seiner Glaubensgenossen. In Ludwigsburg war es, wo er hart am Throne stand, so hart, daß nicht selten ein Theil des herzoglichen Mantels seine Schultern deckte, nahe Ludwigsburg aber

auch, wo die schwerste Strafe, welche das menschliche Gesetz kennt, auf eine ausgesucht beschimpfende Weise an ihm vollzogen wurde.

Doch wir eilen den Begebenheiten voran.

Carl Alexander war in Stuttgart feierlich eingezogen, er hatte die Huldigungen des Landes empfangen und jenen Religions-Reversalien, die er bereits vor denselben ausgestellt, nun noch ein Publikandum beigefügt, welches den Württembergern alle Vortheile einer guten Regierung verhieß. Doch dieser lichte Sonnenblick nach den Stürmen der Eberhardischen Periode, der Alles erwärmte und erfreute, war nur allzu kurz. —

Damals stand Ludwigsburg leer und öde; die Kanzlei, welche nur gezwungen hieher gezogen, hatte sich freudig wieder in die alte Hauptstadt übersiedeln lassen, und jene, welche vor wenigen Jahren hier geboten, seufzten jetzt unter der Last einer schweren Anklage.

Ludwigsburg, die schnell entstandene, schnell verödete Stadt, hatte nun Zeit zu denken. Die Stille seiner Straßen gönnte ihm Ruhe, einen Blick in seine Vergangenheit zu werfen, einen Blick auf die jetzigen Herrscher, in deren Händen seine Zukunft lag.

Carl Alexander war auf dem Schlachtfelde groß geworden. Im eilften Jahre trat er wie sein Vetter Max Emanuel in den Waffendienst, und schon im zwölften wurde sein Name mit Auszeichnung bei der Belagerung des Schlosses Ebernburg genannt. Er führte den Befehl in den Laufgräben, als sich dasselbe unterwarf. Landau sah zweimal die Tapferkeit des Helden: einmal, als er 1702 seine Wälle erstürmte, das anderemal, als er 1713 diese halbzerstörten Wälle erst nach hartnäckiger Vertheidigung verließ. Den Lorbeer, der sich um seine Schläfe windet, schmücken Namen von deutschen, niederländischen und italienischen Schlachtfeldern. Ein blutiges Reis schlang Cassano in denselben, denn dort erhielt er jene Fußwunde, an deren Folgen er sein ganzes Leben hindurch litt, ein glänzendes errang ihm Peterwardein, wo Alexander's Wort und That den Sieg entschied; der Statthalterstab des dem Kaiserhause wieder gewonnenen Serbiens war die Frucht seines Schwertes. Seine Brust schmücken die Insignien des goldenen Vließes.

Und wen sehen wir in seinem Gefolge? Wohl einen Kriegsgefährten, den General Remchingen, der ihn treu auf vielen seiner Heereszüge begleitete und,

dem Glücke vertrauend, das ihm an der Seite des Feldherrn hold gewesen, nun auch dem neuen Herzog folgte. — Aber wen noch? Einen Juden, der einst in Prag die bespöttelten Bärte seiner Glaubensgenossen schor, dann Schachergeschäfte trieb, wie sie alle vordem, so Carl Alexander nah und näher bekannt, wohl nie Freund, aber doch unentbehrlicher Vertrauter wurde. Das waren die neuen Lenker von Württembergs Geschicken.

Bald hatte sich auch sein Himmel auf's Neue mit Wolken umzogen, und als die Thore von Eberhard's Residenzstadt den Herzog einziehen sahen — es war der 24. Mai 1735 — war es schon wieder so trüb und schwül geworden wie vordem.

Wie sehr hatte sich bereits Alles verändert! Das Land schmachtete unter den Nachwehen des französisch-polnischen Krieges, an welchem der Herzog als Fürst des Reiches, als Freund des Kaisers, als Feldherr, endlich als Herr des damals zunächst bedrängten Landes und des von den Franzosen bedrohten Mömpelgards den lebhaftesten Antheil nahm. Doch das galt ja Alles dem Wohle Württembergs, galt gegen den gemeinsamen Erbfeind Deutschlands, der seine Brandfackel abermals über die Städte und Auen seiner Provinzen geschwungen hatte. Man

fügte sich, wenn auch nicht gerne. Der Bauer verschluckte den Fluch, wenn der kriegseifrige Herzog seine Pferde wegführen ließ, und der Rekrut, der gewaltsam aufgegriffen und in die Uniform gesteckt worden, gewöhnte sich bald an die Leiden des Soldatenlebens und fand Genuß an den Freuden desselben.

Allein man unterhandelte über den Frieden, und dennoch wurde die für Württemberg so bedeutende Kriegsmacht nicht reduzirt. Man fing an zu bemerken, daß auch andere Anstalten, welche zum Wohle des Landes in's Leben gerufen worden, mißbraucht wurden; man gewahrte, daß der Herzog in den Händen schlechter Rathgeber sei, und schon damals konzentrirte sich der Widerwille des Württembergers gegen alle die bösen Lenker des Fürsten, alle die schlechten Maßregeln, die nach und nach erfolgten und die noch in trübe Aussicht gestellt waren, in dem einen grimmigen Haß gegen einen der fürstlichen Räthe, den Jud Süß. Es ist Zeit, ihn näher zu schildern. Er muß ein schöner Mann gewesen sein, denn das räumen selbst seine Gegner ein, und man findet in den vielen Spott- und Schmachreden, mit denen er übergossen wurde, nichts gegen seine äußere

Gestalt. Er trug sich, wie die Christen, mit glattgeschornem Kinn, wie jeder Parvenu mit Ostentation in seiner Kleidung. Geist, Charakter und Benehmen des Abenteurers werden klar durch die Geschichte seines Volkes. Der unendliche Druck, der Jahrhunderte auf demselben lag und gerade am schwersten war, hatte ihn wie damals jeden andern seines Bekenntnisses zu knechtischer Gesinnung herabgewürdigt. Wir finden die merkwürdige und charakteristische Aeußerung von ihm, der Herzog habe ihn deshalb allen Uebrigen vorgezogen, weil er „sich in des Herrn Humor am besten zu schicken gewußt; er habe sich die eine Viertelstunde ausschimpfen lassen, und doch gleich wieder präsentirt.“ Süß war aber auch pfiffig. Von Jugend auf hatte sich sein Geist daran gewöhnen müssen, auf die Irr- und Schleichwege des gemeinsten Egoismus, der Habsucht zu denken. Dazu, zum Schacherer, und wenn es hoch kam, zum Geldwechsler und Hofagenten wurde ehedem der Jude erzogen. Das war der Bereich, den man ihm zugestanden hatte, in dem er geduldet wurde. Er war ein Schwamm, welchen man zuweilen sich anfüllen und vollsaugen ließ, um ihn dann nach Belieben in die eigene Schüssel wieder auszudrücken. Süß kannte

keinen Herrn als den Herzog, keinen Zweck als den, den Vortheil desselben mit dem seinen zu verbinden. Was ging ihm die Landschaft und Würtemberg an! Er kam mit dem Herzoge und wußte es recht wohl, er würde mit ihm fallen. Daß es so schnell und so gräßlich ginge, hatte er freilich nicht geahnt. Süß war gewaltthätig, übermüthig. Natürlich, der Sklave wird es nie und nimmer verstehen, mit Würde und Anstand auf dem Ministerstuhle zu sitzen. Am leichtesten aber wird er, der die krummen Wege gewöhnt ist, in dem Labyrinthe der Hofintrigue sich zurecht finden und bald in dieser Kenntniß seine Lehrmeister überflügeln. Nehmen wir zu all diesem, daß bei Süß das Außerordentliche geschah, daß er — ein Jude — der wirkliche Regent Württembergs, von den schärfsten Augen des Hasses und der Neugierde bewacht und beobachtet war, daß Alles zu seinem Nachtheile gedeutet, daß er dadurch noch mehr gereizt wurde, so werden wir erkennen, daß es so kommen mußte, wie es gekommen. Auch das wird uns klar, daß er so schmählich fallen mußte, während kurz vorher eine Grävenitz, mit Reichthum beladen, sich aus Württemberg zurückzog, und bald nachher ein Montmartin selbst die gnädigste Entlassung erhielt, obgleich sie

auf demselben Posten denselben Verrath an Fürst und Land begangen hatten.

Der General und der Jude waren es, die am besten verstanden, den Launen Alexander's zu schmeicheln und Nutzen aus denselben zu ziehen. Als ihre Helfershelfer werden vor Allen der Expeditionsrath Hallwachs, und die Regierungsräthe Metz und Bühler genannt, oder wie sich ein Spottgedicht ausdrückt:

„Der Süß wollt' hier
Seyn Großvezier;
Hallwachs und Bühler Agen,
Mufti der Metz,
Mit seinem G'schwätz
Dem Fürsten zu behagen."

Carl Alexander war ein tüchtiger Feldherr, aber er hatte sich dadurch gewöhnt, auch überall zu kommandiren und unbedingte Subordination zu fordern, die Landschaft jedoch wollte immer nur den Boden der althergebrachten Verfassung behaupten, und so entspann sich in kurzer Zeit das gereizte Verhältniß, in welchem die beiden Günstlinge ihre Netze über Fürst und Land so gut zu breiten verstanden. Rem-

chingen war der militärische, Süß der finanzielle Vollstrecker des fürstlichen Willens, der gar oft wieder nichts andres als die Eingebung ihrer eignen Absichten war.

Wer noch Vorstellungen wagte, wurde als Feind und Aufwiegler behandelt, und so wandte sich bald seine Abneigung mit der ganzen Heftigkeit seines Charakters gegen die hartnäckige Landschaft, die allerdings manchmal statt am Rechte an eigensinniger Rechthaberei festhielt.

In einer solchen Stimmung sitzt allein in seinem Kabinette der Herzog. An seinem Geiste gehen die letzten Ereignisse vorüber, und sein offener, gerader Soldatensinn fühlt es, daß nicht Alles ist, wie es sein sollte. Manche seiner Entwürfe, die gereift waren unter seiner großen Welterfahrung, verstand die Zeit nicht, verketzerte und verschmähte sie; manche seiner Regentenhandlungen waren groß gedacht, würdig eines vielerfahrnen Feldherrn, eines umsichtigen Diplomaten. Aber er sah nicht, daß sie zu groß waren für Württemberg, daß sie das kleine Land zu erdrücken drohten. Seine besten Anordnungen wurden durch die Zuversicht, mit welcher er deren Vollzug seinen Günstlingen anvertraute, zerstört und zum Fluche des Landes verwandelt.

Er wollte freie Religionsübung für Protestanten und Katholiken; das protestantische Württemberg nannte diese Toleranz Fanatismus; durch Remchingen's unkluges und eifriges Treiben erschien sie allerdings wie Proselytenmacherei. Er kannte die Gefahr, die uns von Frankreich drohte, und wollte Württemberg, wollte Deutschland sichern vor ihr, aber Württemberg erlag unter der Last dieses Schutzes. Er wollte die freie Stimme seines Volkes hören und schuf Behörden, Landkommissariate, welche die Klagen der Unterthanen vor seinen Thron bringen sollten; aber diese Behörden wurden die Blutegel des Landes, welche die Reichen und Mächtigen aussaugten. Carl Alexander war zu groß und zu klein für sein Land; zu klein als Finanz-, und zu groß als Staatsmann. Ihm waren die Zahlen des Württembergischen Haushalts zu groß, als daß er sich selbst mit ihnen hätte beschäftigen wollen, weshalb er sie dem Juden anvertraute, und doch nie groß genug, um für die weitumfassenden Pläne zu passen, die ihm vorschwebten.

Es liegt in der Natur heftiger Charaktere, daß sie den Gang einer durch Widerspruch unterbrochenen Unternehmung nicht besonnen fortzusetzen im Stande sind. Entweder folgen sie dem Widersprechenden oder

schieben ihn bei Seite. Den Mittelweg, seine Ansichten mit den eignen zu verschmelzen, werden sie nie einschlagen. So auch Carl Alexander. Dem er folgte, war der Jude; die er bei Seite schob, war die Landschaft und seine wahrhaft Getreuen. Einen Blick in die Stimmung des Herzogs, einen Anhaltspunkt für die Ereignisse, welche sich vorbereiteten, gibt seine Aeußerung: Mit Recht hat Herzog Friedrich eine Revision des Tübinger Vertrags verlangt; er hat auf kräftige Unterstützung seiner nützlichen Pläne gerechnet, aber nur heftigen Widerspruch, keine Theilnahme und keinen Eifer erfahren. Sein treuester Diener, Kanzler Enslin, wurde nach seinem Tode hingerichtet, und man hat der von ihm erbauten Stadt *) nicht einmal den Namen gelassen.

Ein anderes bedeutungsvolles Zeichen war, daß sämmtliche Anhänger der Grävenitz gewußt hatten, sich nach kurzer Haft frei zu machen. Der letzte derselben, der ehemalige Oberhofmeister, hatte seine Güter in Württemberg gegen eine Abfindung von

---

*) Freudenstadt, früher Friedrichsstadt.

50,000 fl. abtreten und einen Revers ausstellen müssen.

So kehrte denn Alles wieder zu dem Zustande zurück, wie wir ihn unter Eberhard Ludwig verlassen; nur stand statt der Favoritin ein Favorit, statt der „Landverderberin" ein „Aussauger" neben dem Throne.

6. Der Jude.

Der Zwist zwischen der Landschaft und dem Herzoge, die Unzufriedenheit in Württemberg waren rasch zu bedeutender Höhe angewachsen. Als im Jahre 1736 den 3. Mai der Herzog die Stände hatte nach Ludwigsburg hinaus kommen lassen, um mit ihnen endlich zu einem Resultate zu gelangen, konnte man von beiden Seiten wohl auf eine augenblickliche Uebereinstimmung rechnen, wußte aber auch von beiden Seiten, daß der Hader sich bald auf's Neue entflammen würde, und unter den gegebenen Verhältnissen kein Ende desselben abzusehen sei.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den trocknen Verhandlungen langweilen, welche in den Sitzungen der Landschaft diskutirt werden, und lieber mit ihnen einem Diner beiwohnen, das Süß seinen Freunden und Anhängern um dieselbe Zeit gegeben.

Das Haus des geheimen Finanzrathes ist nur wenige Schritte von dem herzoglichen Palaste entfernt und der Schätze würdig, die sein Eigenthümer aufgehäuft hat. Wer eintritt, muß den Gedanken

an den Juden aufgeben, denn Nichts erinnert ihn daran. Grafen, Prälaten und hochgestellte Beamten, aber keine Spitzbärte sitzen an der Tafel und unterhalten sich mit schönen Frauen, die mehr als einmal den lüsternen Blicken des Juden Gewährung zunicken. Man speist auf Silber, die köstlichsten Weine, die erlesensten Gerichte erscheinen, eine Anzahl übermäßig gallonirter Bediente serviren den Gästen. Es sind oft nicht einmal niedre Beamte, welche sich geschmeichelt fühlen, wenn sie eingeladen werden, und es ertragen, wenn Süß sie mit Uebermuth und Grobheit behandelt. Heute beschäftigt sich der Herr Resident am meisten mit den Angelegenheiten der Landschaft. Prälat Weissenstein sitzt zu seiner Rechten, Landschafts-Consulent Neuffer zu seiner Linken und berichten ihm treulich über den Gang der Verhandlungen. „Forstner, Hardenberg und Georgi sind bereits gefallen, und ich werde gegen den Bürgermeister Hoffmann und die Consulenten Stürmer und Bremer bei dem Herzoge schon zu reden wissen", flüstert er leise Neuffer zu. Dieser giebt durch ein beifälliges Lächeln seine Zustimmung zu erkennen.

Ihnen gegenüber erblicken wir den Oberburggrafen von Ludwigsburg, den Obrist von Röder. Der Wirth des Hauses war überrascht, daß heute endlich

einmal seine oft mit Zudringlichkeit wiederholte Einladung von diesem angenommen worden, und in der That, alle die Gäste des Finanzrathes wunderten sich, als der Mann eintrat, der Süß sonst immer so stolz und schroff begegnete. War diese Freundlichkeit Maske oder Wahrheit? Daß sie Maske war, darüber täuschte sich Süß keine Minute, — wußte er dieses doch von allen seinen Freunden, — aber darüber war er noch nicht im Klaren, ob diese Maske angenommen wurde, um mit ihm Halbpart zu machen, oder ihn zu verderben. Er war fein genug, seine Zunge dem versteckten Feinde gegenüber besser als gewöhnlich zu überwachen und sein Gespräch mit den beiden Vertrauten so leise zu führen, daß es nur ihnen verständlich war. Bis jetzt aber war auch keine Gelegenheit des Zorns und des Unmuths gegeben worden, in denen er, wie der Fürst selbst, sich auszusprechen gewohnt war. Die zuckersüßen Complimente seiner Anhänger hatten sein Gesicht in lauter Freundlichkeit gekleidet, seine Launen nur günstiger gestaltet. Plötzlich aber rötheten sich seine sonst so blassen Wangen. Hallwachs, welcher über Neuffer hinweg mit Süß eine Zeit lang leise geplaudert, hatte ihm eben berichtet, daß die Landhusaren einen Beamten ange=

zeigt hätten, der sich über den Finanzrath in einer Schenke scharf ausgesprochen habe. Die Schimpfworte, welche Hallwachs getreulich referirte, mußten empfindlicher Art gewesen sein; Süß warf Messer und Gabel von sich auf seinen Teller und scheute sich nicht, im Angesichte aller seiner Gäste erbittert auszurufen:

Ich werde ihn krumm schließen lassen, und wagt er es noch einmal, muß er mir an den Galgen.

Aber, bemerkte Expeditionsrath Hallwachs, der Herzog?

Der Herzog kennt mich und billigt, was ich thue; ich sage, ich lasse ihn auspeitschen, und man soll's wagen, sich dagegen aufzulehnen; ich will sehen, ob er bis zum Herzoge durchdringt. Das ist nun wieder so ein Schwabe, die nicht einmal dazu nutz sind, daß man einen Expeditionsrath aus ihnen macht.

An der Tafel herrschte lautlose Stille. Die Freunde des Juden waren konsternirt, seine Gegner lächelten, er selbst zeigte weder Verlegenheit noch Reue und benahm sich wie Jemand, der durchaus keine Rücksichten zu nehmen hat. Man flüsterte sich den Namen des Unglücklichen, den sein Zorn getroffen, in die Ohren. Wer aber am bestürztesten

gewesen, das mochten die beiden Gäste sein, die man so bescheiden am untersten Theile des Tisches erblickte. Der eine derselben war der Amtmann Conradi von Oertingen, der andere ein reicher Kaufmann aus Stuttgart. Der eine fürchtete sich mit schuldbedecktem Gewissen vor dem Landescommissär und eilte das Prävenire bei Süß zu spielen, der andere hatte einen bedeutenden Prozeß, der bei dem Fiskalats-Amte lag. Beide wollten durch eine „reichliche Verehrung" den Juden gewinnen, besorgten aber, nach dieser Scene etwas stark in's Gebet genommen zu werden; sie hielten es schon für glückliche Vorbedeutung, als er so gnädig war, sie zur Tafel zu ziehen, und sahen jetzt ihre Hoffnungen so schnell schwinden.

Doch der Zorn des Günstlings war glücklich besänftigt worden, Dank einem Gespräche, welches der gewandte Remchingen auf die Bahn zu bringen wußte. Man sprach von dem, was Süß am meisten liebte; nicht etwa von Mamsell Fischer, seiner Maitresse, sondern von Juwelen. Ueber den letzten Kauf des Herzogs wurde von Remchingen berichtet und die Vortrefflichkeit der Steine, die der Finanzrath dem Fürsten verschafft, gebührend gepriesen. Alles lauschte, und staunte der Herrlichkeit, nur

Röder konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, denn er wußte gar wohl, daß Carl Alexander, der sich einbildete, ein großer Kenner von Diamanten zu sein, von dem Juden betrogen worden sei. Abermals wendete sich das Gespräch; dießmal waren es Hofanekdoten und zwar nicht immer von der Art, um in einer anständigen Gesellschaft erzählt zu werden. Süß benahm sich ganz als Cavalier. Er lächelte den frivolsten Geschichtchen beifällig zu und gab am Ende selbst einige zum Besten, in denen er den Seladon spielte, und bei welchen die Amanten, damit man sich ja nicht irre, sogar bei'm Namen genannt wurden. Hin und wieder bewegte sich das Gespräch in dieser galanten Sphäre, und man konnte der Anekdoten nicht satt werden; da hörte Röder, wie bei den Vertrautesten der Camarilla unter schändlichen Beziehungen ein Name genannt wurde, den das Land verehrte. Zwei Kammerfrauen hätten über die Herzogin Unrühmliches fallen lassen. Röder erbebte innerlich vor Grimm; er fühlte, daß er seiner nicht mächtig bleiben könne, und suchte, da das Ende der Tafel herangekommen war, den Aufbruch der Gesellschaft zu veranlassen.

Während er von dannen eilte, seinen Freunden das Resultat der Sendung zu melden, zerstreuten

sich die Zurückgebliebenen im Garten, Süß aber ließ den Amtmann zu sich bescheiden.

Sie wurden in kurzer Zeit des Handels einig, und der Jude fuhr in seiner herrlichen Karosse, vor der ein Gespann hinflog, das den trefflichsten des Herzogs nicht nachstand, demüthig begrüßt von der höheren und mittleren Klasse, bespöttelt und verlacht von dem gemeinen Manne und den Straßenjungen, denen nicht immer Landhusaren den mangelnden Respekt einbläuen konnten, zu Hofe.

Der Herzog war eben der Staatsgeschäfte überdrüßig geworden. Die Verhandlungen mit den Ständen waren zwar glücklich zum Schlusse gediehen und ihm gestattet worden, zehn tausend Mann Fußvolk, zwei tausend Mann Reiter und tausend Husaren für die Dauer der bedenklichen Zeiten zu halten, auch eine doppelte Jahressteuer und den dreißigsten Theil von Früchten und Wein zu erheben, allein das ganze Treiben hatte ihn verdrießlich gestimmt. Das war gerade der rechte Moment für Süß. Während er gnädige Spässe Serenissimi duldete und so den Hofnarren „Gerberheinerle" ablöste, brachte er sein Projekt, das er bereits ausgearbeitet in der Tasche trug, zum Vorscheine. Und in der That, erfindungsreich war er. Kein Fi=

nanzbeamter kann sich rühmen, in so wenigen Jahren so reichliche Kanäle angelegt zu haben, durch welche das Geld des Landes in die herzogliche oder des Projektenmachers Kasse geleitet wurde. Zuerst ließ er über eilf Millionen schlechtes Geld, besonders viel Gold prägen. Bei dem Mangel an Scheidemünze fühlte nun alle Welt Bedürfniß nach kleinen Geldsorten. Süß half. Er schickte seine Mäkler aus, welche das Gold und die grobe Münze nahmen und dafür Sechser und Kreuzer gaben, allein überall mußte man bedeutenden Verlust tragen. Als Kaiser und Reich diesen Manipulationen ein Ende machten, wurden die General-Landescommissionen vom Herzoge errichtet, damit jeder Unterthan dort seine Beschwerden anbringen konnte; sie wurden der Magnet, durch welchen der Finanzrath die Summen aus den Taschen der Württemberger zog. Wie zu den Zeiten der Grävenitz mußte da jeder Beamte, wenn er nicht angeklagt werden wollte, seine Prozente bezahlen. Dann kam das Gratial-Amt, auf dem die Aemter verstrichen wurden. Man befolgte hier eine doppelte Manier. Dem übertrug man mehrere Stellen mit Einer Besoldung, an den andern verkaufte man einen Titel ohne Stelle; auch konnte man hier nach Vortheil oder Geschmack die

Verlegung eines Amtssitzes von einem Orte zum andern, natürlich für Geld, erhalten. Nach diesem wurde das Fiskalats-Amt geschaffen, wo die Gerechtigkeit feil war, und nun trug er das Projekt zu dem Bankalitäts-Amte in der Tasche, für das er die Kapitalien der frommen Stiftungen eintauschen wollte.

Süß wußte zu reden. Er konnte die Sache so drehen und wenden und dem Herzoge so plausibel machen, daß dieser zuletzt das Projekt nahm und es durchzusehen versprach. Nun durfte er darauf zählen, daß er es in einer andern Stunde der Geschäftsermüdung auch unterschrieben erhalten würde. Jetzt schon etwas kecker, zog er noch einige Urtheile des Fiskalats-Amtes hervor, die der Unterschrift harrten. Der Herzog unterzeichnete, ohne zu lesen.

Aber Du hast doch von Allem dem Dein Profitchen, meinte Carl Alexander.

Euer Durchlaucht, ich bin jederzeit bereit, abzutreten und habe erst heute Anerbietungen von Holland erhalten. Süß zeigte hier Briefe, die er zu diesem Zwecke hatte schreiben lassen, und betheuerte, mehr als fünfzig tausend Gulden in württembergischen Diensten zugesetzt zu haben.

Der Geheimrath von Röder und unser Hofkanzler sind andrer Meinung, bemerkte scharf der Herzog.

Ein Complott, Euer Durchlaucht. Man will einen redlichen Diener, der zuweilen warnen kann, entfernen und sucht ihn anzuschwärzen. Man strebt sogar nach meinem Leben, man will mich vergiften. Um jeden Preis sollen die fortgeschafft werden, die es mit Euer Durchlaucht wahrhaft gut meinen.

Diese Worte fielen auf kein unfruchtbares Feld, war doch der Herzog schon lange argwöhnisch und hatte sogar strenge Aufsicht in seiner Küche anbefohlen, in dem Glauben, man habe versucht, ihm Gift beizubringen.

Lange schon war der Jude gnädig entlassen, und noch immer konnte sich Carl Alexander jener Verdächtigungen nicht erwehren, die dieser in ihm erweckt hatte. Gott weiß es, sprach er halblaut zu sich, ich meine es gut mit dem Volke, und so lohnt es mir.

Um ein Uhr Nachts wurde der Regierungsrath Lautz plötzlich zum Herzoge beschieden und von diesem selbst strenge inquirirt. Carl Alexander wollte wissen, daß an demselben Abende er, Hofkanzler Schäfer und andere Staatsmänner bei einer fürst-

lichen Person gewesen, wo sie eine Verschwörung gegen ihn angezettelt hätten.

Der Verdacht schwand, wie er gekommen. Allein des Herzogs Stimmung wurde doch immer feindseliger gegen das Land und sein Ohr für seine Günstlinge bereiter.

7. Der Besuch des Würzburger Bischofs.

In und außerhalb der Appartements des Ludwigsburger Schlosses wogt es an einem der letzten Tage des Jahres 1736 von einer geschäftigen, neugierigen Menge. Während die Hofbedienten rennen und jagen, um alle die Aufträge auszuführen, die sie erhalten, während die Offiziere in ihrer Gallauniform zur Cour eilen, bemerkt man einzelne Gruppen, in welchen die Leute mit finstern Gesichtern verhandeln und mit heftigen Gestikulationen Zorn- und Fluchworte ausstoßen, sieht man bedächtig und kopfschüttelnd manchen alten Rath durch die Hauptthore des Schlosses eintreten.

Diese Gruppen, dieses bewegte Treiben deuten auf etwas Außerordentliches. Der ruhige Schwabe läßt sich nicht so leicht aus dem Gleichmaße seines hergebrachten Lebens bringen, und Leidenschaftlichkeit in Rede und Geberde setzt bei ihm eine Aufregung voraus, an der Etwas schon lange gearbeitet haben mußte. Die Alles erschütternde Neuigkeit des Tages ist, daß der Bischof von Würzburg angekommen

sei, um — das Land katholisch zu machen. Gedrückt durch das fortwährende Aussaugungssystem der Süßischen Maßregeln, gequält von der Furcht, nun auch noch durch eine Religions-Aenderung in seinem Gewissen beschwert zu werden, war der Württemberger zu einem Grade von Unzufriedenheit getrieben worden, welcher selbst eine nahe Empörung befürchten ließ. Wenn man die Listen der Abgaben durchgeht, welche damals wie eben so viele Schmarotzerpflanzen am Marke des Landes zehrten — fürwahr man muß staunen über den Reichthum des Süßischen Erfindungsgeistes, wenn man auch entsetzt zurücktritt vor den schrecklichen Resultaten desselben. Ein Pfandamt, das sich der außer Lands gehenden Anlehen bemächtigen mußte, war begründet; ein Tutelarrath war geschaffen worden, der das Vermögen der Pupillen verwalten, d. h. verschlingen sollte; schwere Taxen lagen auf jeder gerichtlichen Ausfertigung. Süß versuchte, was in neuester Zeit Mehemed Ali wiederholte; er entwand den Händen der Bürger die Gewerbe und machte sie zu bald von ihr selbst betriebenen, bald von ihr verpachteten Monopolen der Regierung. So wurde für den Taback eine Fabrik errichtet und einer Gesellschaft von Juden überlassen, der Weinhandel einer Donauwörther

Compagnie übergeben, Patente zum Lederhandel verkauft, der Eisenhandel dagegen von der Finanzkammer selbst betrieben; ja das Schmutzigste und Gemeinste wurde, wenn es nur Geld abwarf, in das Bereich des herzoglichen Handels gezogen: die damals noch so verrufenen unehrlichen Abdecker mußten die Häute des gefallenen Viehes um einen bestimmten Preis abliefern.

Endlich stand auch noch eine allgemeine Schutz-, Vermögens- und Familiensteuer in Aussicht, gegen die sich aber die Landschaft hartnäckig auflehnte. Was den Juden den meisten — theuer bezahlten — Spott der Württemberger zuzog, war der Groschen, — der Judengroschen — der von jedem Gulden jeder Besoldung bezahlt wurde, die Süß am Zahlungstermine „einstweilen vorstreckte"; dann eine Steuer, welche dem aufgelegt war, der seinen Kamin fegen ließ. Ein eignes Spottgedicht geißelte mit derben Hieben diese Steuer. Ein anderes, ein Gespräch zwischen zwei Bauern, zählt mit folgenden Worten die Abgaben auf, denen damals Württemberg unterlag.

Hans Michel Sauer von Plieningen ob der Staig spricht in dieser Satyre:

Vors Airst hot er mit Dainst und mit de Titel ghandelt,
Wer ebbas so hat gwöllt, dear ist zum Süeßa gwandelt,
Und wear ihm tauset weiß so in sein Haus hot brocht,
Hot gmuiniglich dobey au seiner mit bedocht.
Vors Ander hair i au, er heh de arma Woysa,
Des was se mit der Zeit hent zerba gsuecht a zwoysa.
Vors Dritt, hot durch sein Gwalt a jdermahn angeh,
Was ear an baarem Gelt, an Haus und Gueter heh.
Vors Viert hent aunsre Wirt an gwissa Tax bekomma,
Daß mer vom Diymer Wein und Biar an Gulde gnomma.
Vors Fufft hot er dazu einfuehra wölla heur,
A gwiß vom Morial uff gstempffeltem Papeyr;
Vors Sechst hot ma da Zains vom Rauchfang geaba solla.
Vors Siebet ell sein Vich und Gflügel bald verzolla.
Vors Aecht da halba Thoil vom Wein sobald er groth,
Vors Neunt an Groscha gea, wear in der Besoldung stoht ꝛc.

Wie in diesem Gedichte, so sprach sich im Leben das Volk aus. Mischen wir uns unter die Menge und lauschen wir ihrem Gespräche.

Wo soll das hinaus, spricht ein Bürger zum andern; das schwere Geld für die Menge Militär, von dem Juden gerupft und nun — — —

Ja, nun sollen wir auch noch katholisch gemacht werden; umsonst ist der Bischof von Würzburg nicht hier.

Das ist noch nicht Alles; ich habe unlängst drei Kapuziner aus Weil bei dem Juden gesehen; sie haben lange dort gewohnt und mein Nachbar hat mir für gewiß versichert, es sei der Pater Provinzial von dem Weiler Kloster darunter gewesen.

Der Würzburger Bischof ist ein Jesuit, sagte ein dritter, der eben hinzutrat.

Der Remchingen hat einen Bruder in Rom, der ist auch einer, fügte ein vierter hinzu. In Cronberg hat der Oberst Groß bei der katholischen Messe die Trommel rühren lassen, katholische Feldpatres sind eingeführt worden, und da ist der ewige Zank wegen der Schloßkapelle von Ludwigsburg, die partout katholisch gemacht wurde; — der Jude hat schon die Monstranz dazu gekauft, und, warf ein anderer ein, dabei sicher wieder ein gutes Geschäftchen gemacht.

Wißt ihr denn aber auch, mit was der Herzog die Monstranz bezahlte? Ich will's euch sagen, mit dem evangelischen Kirchengut. —

Das sind die Früchte. Warum hat aber auch die Landschaft, warf ein Anderer leiser ein, sich von den Versprechungen des Herzogs an der Nase herumführen lassen und nicht lieber seinen Bruder genommen, wie es anfangs im Plane war; man hätte uns nicht zwingen können.

Nein, nein, sagten Viele, das hätte man nicht gekonnt! —

Die Landhusaren! riefen Einige ängstlich, und stille war's im Kreise. Ein Trupp jener, von Carl Alexander errichteten, mit der Polizei des Landes beauftragten Reiter ritt auf dem Platze auf und vertheilte sich in einzelne Wachen rings um das Schloß. War ihnen bisher Alles ausgewichen, so ließen sich doch zwei Juden, die sicherer und freier in die Welt hinausschauten, als sonst die Söhne ihres Volks, die auf jedem Schritt Spott und Beleidigung gewärtigen mußten, zu thun pflegten, keineswegs durch sie irren. Seht nur, hörte man im Haufen der zurückgedrängten Bürger, wie die Juden sich brüsten, und manche Faust ballte, keine erhob sich, denn man wußte, daß das Verbot des Herzogs, einen Juden zu beleidigen, an Süß einen eisernen Vollstrecker fand.

Wenden wir uns auf eine andere Seite.

Wie lange wird's wohl noch dauern, fragte ein Mitglied der Landschaft ein anderes, bis diese Herren auf das Landschaftsgebäude einreiten werden?

Nun, jetzt kann's bald geschehen, da der Bischof in Person hier ist, und es nicht wird fehlen lassen, dem Herzoge noch die letzten Präparatoria zu geben.

Daß es auf den Umsturz der Verfassung abgesehen, ist kein Zweifel; umsonst liegen diese würzburgischen Räthe Fichtel und Raab nicht immer auf der Straße zwischen hier und Würzburg; umsonst muß Fichtel nicht eine Deduction ausarbeiten, die auf die statthabenden Differenzen Bezug hat. Doch da geht ja der Moser. Hat er seine Dimission erhalten?

Ich höre nein. Der Herzog will ihn nicht nach Preußen fortziehen lassen; man will ihn zum Vicekanzler machen.

Nun, das wird schön werden; da wird man alle früh im Collegium den Morgensegen und ein Capitel in der Bibel lesen und ein Lied dazu singen müssen.

Oder, warf ein Vorübergehender ein, vielleicht kann auch dazu Rath werden, Herr Collega, daß wir täglich in die Messe gehen. Pater Mecenati ist bereits mit Reliquien unterwegs.

Haben wir so die Gespräche gehört, wie sie vor dem Schlosse in der Menge laut geworden, so wollen wir nun auch auf die halben Worte lauschen, die in der Antichambre hie und da unter den Gleichgesinnten gewechselt werden, und endlich zu dem Fürstenpaare selbst eintreten.

Drei Gruppen im Vorzimmer bilden eben so viele Heerde von Hofintriguen. In dem einen Fenster

stehen Remchingen und Fichtel, Süß und Hallwachs gehen auf und nieder, und in einem zweiten Fenster flüstert Röder mit dem churpfälzischen Commercien-Direktor Don Pancorbo, der den Tabackhandel in Württemberg übernommen hatte.

Ich kann mich also darauf verlassen? fragte Röder.

Mit Gewißheit. Ich werde dem Herzoge reinen Wein einschenken.

Aber er wird es nicht glauben; er bildet sich viel auf seine Kennerschaft in dieser Beziehung ein.

Ich werde ihm rund heraus sagen, daß ihn der Jude um fünfzig bis sechszig tausend Gulden betrogen hat.

Das kann nicht fehlen; das muß sein Vertrauen wankend machen. Ich habe ein eigenes Schicksal, Herr Commerziendirektor; ich war's, der die Grävenitz aus diesen Sälen jagte, und ich schmeichle mir, daß ich auch noch hinter diesem Spitzbuben die Thüren zuschließe.

An meiner Hilfe soll es nicht fehlen. —

Hallwachs, sagte Süß ungeduldig, seht wie der Commerziendirektor mit dem Röder, dem Starrkopfe, so geheim thut; das gilt uns.

Und wenn, Excellenz; sie können uns ja nichts anhaben.

Mir doch unangenehm, gerade jetzt, wo der Bischof hier ist; wenn der Handel herauskömmt mit der Herzogin.

Wie sollte es; wir haben nichts Bestimmtes geäußert, und die beiden Kammerfrauen —

Der Herzog hat sie verhören lassen und selbst den Akt zu sich genommen; gestern noch äußerte Serenissimus, er wolle auf eine Scheidung antragen.

Gut wär's für uns, meinte Hallwachs.

Glaubt ihr, ich wäre ein Narr, antwortete selbstgefällig die Excellenz; umsonst hab' ich das Ding nicht eingefädelt; hab' ich doch gewußt, was ich gewollt.

Darf man denn schon, nahm Hallwachs wieder das Wort, Euer Excellenz zum Landhofmeister und zum Baron gratuliren?

Noch nicht, aber vielleicht bald, schmunzelte der Jude, indem ein triumphirendes Lächeln über seine Züge flog. —

Weiß der Süß etwas von dem Plane, fragte Fichtel den Remchingen.

Nein, es ist mein Geheimniß. Und was wäre denn das Genauere?

Wir überreden den Herzog, daß er das ganze Land in zwölf Obervogteien eintheilt. Jedem Obervogte wird ein Stabsoffizier zugetheilt, welcher an dem Sitze des Bezirks sich aufhalten muß, und welchem die übrigen Beamten untergeben sind. Die Obervögte bleiben in Ludwigsburg und die Stabsoffiziere, unter denen wir die Katholiken aussuchen werden, führen das Commando in den Vogteien. So wird die Soldateska mit den harten Köpfen und den widerspenstigen Pastoren schon fertig werden.

Aber was wird die Landschaft dazu sagen?

In die landständischen Sitzungen schicken wir den Hofkanzler oder einen Geheimrath; so werden wir die Unruhestifter kennen lernen und sie zu bändigen wissen.

Dann wollen wir den Canaillen ein Mal mitspielen. Der Herzog kennt bereits das Projekt?

Nein, zur gelegnen Zeit soll es ihm vorgelegt werden; man muß temporisiren; mit Raab habe ich bereits darüber gesprochen; er wäre sehr passend zu einem solchen herzoglichen Commissär in der Landschaft.

Aber was ist das; ich glaube, ich höre Schluchzen.

In der That, es klingt wie Weinen aus den Zimmern des Herzogs. —

Und Thränen, aber Thränen der Freude und Rührung waren es auch, die in diesem Augenblicke von Carl Alexander und seiner Gemahlin vergossen wurden.

Friedrich Carl von Schönborn, der Bischof von Bamberg und Würzburg, ein feiner Staatsmann und, wie man behauptet, den Plänen der Jesuiten nicht fremd, dabei aber ein kunstliebender, gerechter Fürst, der Salomo seiner Zeit, wie ihn Pfau in den schon erwähnten Memoiren nennt, hatte den Herzog wieder in die Arme seiner Gemahlin zurückgeführt. Niedergestürzt ist die Scheidewand, welche man sich bemühte, zwischen dem fürstlichen Paare aufzurichten; der Bischof war wirklich als Priester der Liebe gekommen. Welch ein schönes Bild! Carl Alexander, ein stattlicher hoher Mann mit energischen Zügen, die Oberlippe trotzig vorgeschoben, mit offener Stirne und imponirendem Blick, mit dem Anstande eines Kriegers und der Würde eines Fürsten; Sophia von Thurn und Taxis, gleichfalls eine imposante Gestalt; aber wie der Herzog den Ausdruck der Kraft, so trägt sie den Ausdruck zarter Weiblichkeit. Ihr Gesicht von blendender Weiße ist nur von einem leichten Anfluge von Röthe be-

lebt, und Züge und Gestalt verrathen den Kummer der verflossenen Tage. Der Bischof endlich ist ein großer stattlicher Mann mit energischem Ausdrucke im Gesichte.

Die leidenschaftliche Natur Carl Alexander's wandte sich vom Haß und Mißtrauen nun auf einmal zur Liebe. Allein es war der Charakter des Herzogs, sein stürmischer Sinn, der keinen Widerspruch duldete und in Allem die Gränzen der Mäßigung überschritt, nicht gemacht für das Glück des häuslichen Lebens. Seine Kinder zitterten vor ihm; der älteste, jener Carl Eugen, dessen verhängnißvolle lange Regierung ein so bedeutendes Blatt in der Geschichte Württembergs bildet, hatte namentlich viel von dem Zorne seines Vaters zu leiden. Wenn der Libellist der „reinen Wahrheit" diese Erziehung treu erzählt, so wird uns durch sie ein wichtiger Anhaltspunkt für die Beurtheilung von Carl's Charakter gegeben. Ein anderer Friedrich Wilhelm I. hielt der Vater den Knaben kurz; mit Lehrstunden wurde derselbe überhäuft, und wehe ihm, wenn einer der Lehrer Klage führte vor dem Herzoge. Eine finstere Miene ging dem Sturme voraus; die goldene Tabacksdose, die Carl Alexander beständig in seiner Hand trug, war die Lärmtrom-

mel, welche den Angriff verkündete. Er ergriff sie mit beiden Händen und hielt sie vor sich hin, als ob er mit ihr „präsentiren“ wollte. Dann folgte ein heftiger Schlag auf den Deckel der Dose. Jetzt kam das erste Zornwort, und während der Herzog mit der fürchterlichsten Miene wohl an zwölf Priesen Taback nahm, schnupfte er sich immer mehr und mehr in seinen Grimm hinein. Müde der Verweise und Drohungen, die das arme Kind, kaum Athem schöpfend und die Augen niedergeschlagen, oft in Gegenwart aller seiner Geschwister anhören mußte, übergab der Vater den Sohn an den Corporal. Dieser züchtigte dann mit einem kleinen Säbel — ein Stock wäre unziemlich gewesen — den Prinzen, der durch diese Behandlung nur widerspenstiger und halsstarriger wurde. Ein Glück war's unter diesen Verhältnissen, daß der Leiter der Bildung des Prinzen, Segri, ein vortrefflicher Mann gewesen.

8. Der Maskenball.

Der Carneval des Jahres 1737 wurde festlicher gefeiert als irgend einer während der Regierung des Herzogs; denn die Bälle und Maskenscherze, die Feuerwerke und Akademien wegen der Versöhnung des Herzogs mit seiner Gemahlin schienen kein Ende nehmen zu wollen. Besonders zeichneten sich die Maskenbälle durch die zahlreich anwesende Noblesse und den Reichthum der Kostüme um so mehr aus, als man wußte, wie ungern der Herzog einen seiner Beamten bei diesen kostspieligen Bällen vermißte. War es ja schon zu den Zeiten Eberhard Ludwig's den Hof- und Kanzleibeamten wie auch den Kauf- und andern ehrbaren Bürgersleuten angesagt worden, sich „bei Vermeidung des Herrn Ungnade" fleißig einzufinden. Unter Carl Alexander waren sogar, bei Strafe des Entzugs der vierteljährigen Besoldung, alle Kanzleiverwandten verbunden, mit ihren Weibern und erwachsenen Töchtern auf diesen Redouten zu erscheinen. Man denkt unwillkürlich dabei an die Frohntänze des Mittelalters.

Süß hatte auch hier sein Profitchen. Die Masken mußten bei ihm genommen werden, und außerdem veranstaltete er jedesmal eine Lotterie, die ihm eine artige Summe abwarf.

Wie treibt sich Alles bunt durch einander in den glanzerfüllten Sälen! Der Adel zumeist in Domino, theilweise in polnischen Röcken, die allein von den Cavalieren getragen werden durften. Aber viele sind auch ohne Maske erschienen, und die reiche Tracht jener Zeit verlieh allerdings einer Versammlung eine weit lebhaftere Färbung als bei den Bällen der Gegenwart, wo das Auge durch das ewig wiederkehrende Schwarz und Weiß ermüdet wird. Wir wollen eine nüancirtere Zeichnung von den Moden der damaligen Zeit entwerfen. Wird uns auch Manches nicht mehr ansprechen, je nun, es war Mode, und wir wissen, was Mode ist, gefällt. Die Damen also rauschen einher in schwerseidenen bunten und bauschigen, von Guirlanden umhangenen und von Reifröcken getragenen Gewändern; ihre Füßchen stecken in seidenen Schuhen, deren hohe rothe Absätze sie zu einem eigenthümlichen trippelnden Gange zwingen. Die wespenartige Taille zwängt den Körper bis zur Ungebühr ein, dagegen sind Brust und Nacken bis zu den äußersten Grenzen der Thunlichkeit entblößt,

das geschminkte Gesicht ist mit Schönpflästerchen von allen möglichen Farben bedeckt, und die hoch-aufragende dickgepuderte, von eigenen Rohr- und Fischbeingerüsten aufgebaute Frisur ist ringsum dicht mit Blumen besteckt. An jedem der Finger strahlen Juwelen; die mit seidenen Halbhandschuhen bedeckten Hände treiben ein kokettes Spiel mit den kostbaren Fächern, welche gar häufig Miniaturen der ersten Meister zeigen.

Die Cavaliere nehmen sich immer noch stattlich aus, obwohl auch hier der Ungeschmack seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Lächerlich groteske Allongeperücken verbergen das kurz abgeschnittene Haar und entstellen das Gesicht, dem sie einen Anstrich von Würde geben sollen. Die Röcke jedoch sind noch bequem, weit und faltig, meist grau, braun oder scharlach, reich mit Gold und Silber bedeckt; immer offen, lassen sie die tief herabhängenden Westen von werthvollen Seidenstoffen, welche nicht selten mit Knöpfen von Edelsteinen geschlossen sind, sehen. Um den Hals schlingt sich die Binde von der feinsten Holländer Leinwand; die Brüsseler Spitze, welche sie garnirt, hat nicht selten hohe Summen verschlungen. Mit Brillanten bedeckte Knieschnallen schließen

die kurzen seidenen Beinkleider. Seidene Strümpfe, Schuhe, nicht selten gleichfalls mit Brillantschnallen geziert und wie bei den Damen auf hohen Stöckchen ruhend, vollenden den ganzen Anzug. Was den Damen der Fächer, ist den Herren der kleine schwarzseidene Chapeaux bas. Daß der in weißlederner Scheide steckende und mit dem Stahl-, Silber- oder Goldgriffe versehene Degen heute an der Seite fehlt, beruht auf dem ausdrücklichen Verbote des Herzogs, auf Bällen Waffen zu tragen.

Wie die Tracht, so hat auch die Gesprächsform ihre Mode. Der Geistreiche der modernen Zeit würde damals albern oder langweilig erschienen sein, und so umgekehrt. Der Ton des französischen Hofes war der herrschende an allen Höfen Europas geworden, die Sprache dieses Hofes die einzige, welche in allen Zirkeln der vornehmen Welt Geltung fand, Preußen ausgenommen. Merkwürdiger Weise bewegt sich das Gespräch mit den Damen in zwei Extremen, dem der Sentimentalität und der Frivolität; die Phrasen eines Scarron und eines Racine gehen mehr denn einmal in barocker Zusammenstellung neben einander. Die Klänge unsrer Muttersprache sind verbannt, dem Bauer und dem Treiben der gemeinen Welt zugewiesen.

Unsre Dichter, obgleich damals schon am Horizonte der Literatur auftauchend, sind in völliger Mißachtung gegen die Werke der Nachbarn. Die Salonneuigkeiten waren meistens aus der Sphäre der Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen geholt, welche damals von Italien aus Europa überschwemmten. Man sprach von Farinelli, dem göttlichen Kastraten, der eben in Spanien Gold und Lorbeeren erntete, von der kecken Camargot, die es gewagt, die Robe zu verkürzen, um ihre schönen Füßchen zu zeigen, von den brillanten Opern, die in Paris und Dresden aufgeführt würden.

Carl Alexander, umgeben von seinen Günstlingen, durchschritt die Säle, und sein durch Musterungen geschärftes Auge überflog den Kreis der Anwesenden, um zu erkennen, wer es gewagt, sich der Lustbarkeit zu entziehen und so seinen Befehlen Trotz zu bieten. Einer der Höflinge hatte die Gedanken des Herrn errathen und flüsterte wie von ungefähr, doch laut genug, daß es der Herzog hören mußte, zu Remchingen: Sollte der fromme ernsthafte Moser etwa in einer jener traurigen Masken stecken, ich kann ihn sonst wahrlich nicht finden. Carl Alexander wendete sich um und antwortete dem Obersten:

„Der Moser fehlt, ich weiß es; aber von ihm glaub' ich, daß er sich ein Gewissen daraus macht, und darum mag es passiren." Der Streich also war fehlgegangen, doch hatten schon viele andere den wackern Staats-Rechtslehrer so ermüdet, daß er nicht länger mehr in Württemberg aushielt und einer Einladung des Preußenkönigs nach Frankfurt an der Oder folgte.

Das Alltagsgespräch der Mode beschäftigte aber nicht Alle, welche auf diesem Balle erschienen waren. Die Lage des Landes war bei den ältern Anwesenden der Angelpunkt der Conversation. Etwas Mächtiges bereitete sich vor, das sah jeder Kundige, wenn auch nicht die Landschaft durch den Leibhusaren des Herzogs, der aus ihrer geheimen Truhe bestochen wurde, gewarnt worden wäre. In zwei Tagen sollte der Herzog nach Danzig abreisen, wo er, wegen eines Uebels am Fuße, den ärztlichen Rath eines gewissen Huldrop einziehen wollte. Der Weg ging über Würzburg; dort war eine Zusammenkunft mit dem Bischofe veranstaltet; das Regiment im Lande ward unterdessen an Röder, Remchingen, Schöffer und Pfau unter dem Vorsitze der Herzogin übergeben. Dann würde vor allen Remchingen unumschränkt im Lande herrschen, und er hätte bereits

eine Ordre, nach welcher das Militair einzig von ihm abhängig sein sollte. Die Landschaft würde über den Haufen geworfen, die Stuttgarter Stiftskirche und die Klöster den Katholiken übergeben, alles alte Silber müßte abgegeben werden, damit es zu katholischen Kirchengefäßen eingeschmolzen würde; die Unterthanen würden entwaffnet, Forstner und die Landschaftsconsulenten verhaftet werden. Endlich fürchtete man, die bereits erwähnte Eintheilung in Obervogteien mit ihren militärischen Commandanten würde nun in Abwesenheit des Fürsten eingeführt; und schließlich kannte man auch die Aeußerung Fichtel's: der Verfasser der Vorstellung wegen des Pupillen-Wesens verdiene, daß man ihm den Kopf vor die Füße lege. Alle Aeußerungen, mit denen man sich im Publikum trug, fanden heute im Ballsaale ihr Echo. Der Oberstlieutenant von Bouwighausen hatte gesagt: Serenissimus werde sogleich nach dem Carneval nach Ludwigsburg kommen und die Landschaft über den Haufen werfen. Er als Commandant werde auch einige Ueberschlägelchen — er meinte Prälaten — zu sich in's Quartier bekommen. Der Amtsphysikus Dr. Gerstlacher erzählte: ein Feldwebel habe geäußert, das geht denn doch nicht an; unsre Leute sind durchaus evangelisch, sie schießen uns zuerst todt.

Während man sich hier von diesen Besorgnissen unterhielt, hatte dort Süß einen Kreis um sich gebildet, in welchem derselbe Gegenstand verhandelt wurde. Dem Finanzrathe war es nicht entgangen, daß der Herzog in der neuesten Zeit mißtrauisch geworden; Pancorbo's Bemühungen war es gelungen, ihn über den Juwelenhandel aufzuklären; in der Herzogin hatte der Hofjude einen mächtigen Feind, Remchingen war zurückhaltend geworden, an den vorgelegten Rechnungen wurde wider alle Gewohnheit allerlei gemäkelt, und neulich hatte der Herr, als er ihn über den Plan wegen der Obervogteien fragte, einen Plan, von dem es ihn sehr beschäftigte, daß er weder Wisser noch Schöpfer war, die Antwort gegeben: „Wenn du's einmal wissen sollst, wird man es dir schon sagen.“ Ihm wurde bange. Zwar hatte er einen Freibrief erlangt, nach welchem er nie zur Verantwortung gezogen werden durfte; zwar hatte er erst gestern das Dekret erhalten, daß er drei bis vierhundert Gulden freiwillige Verehrungen annehmen dürfe: dennoch gingen ihm alle diese Dinge im Kopfe herum, zumal als ihm hinterbracht worden, daß die Geheimräthe wegen des von ihm begründeten Fiskalats äußerst aufgebracht seien, und die Landstände

geschworen hätten, ihn zu greifen, sobald der Herzog die Augen zudrücke. Er beschloß, sein schon vor einem Monate eingegebenes Entlassungsgesuch zu wiederholen, selbst auf die Gefahr hin, abermals mit Gefängniß bedroht zu werden, und fahre der Herzog zu dem einen Thore hinaus, durch das andere nach Metz zu flüchten. Aber es sollte anders kommen; gräßlicher und schneller, als der Jude sich's dachte, sollten beide eine weitere Reise antreten.

9. Die letzten Stunden Carl Alexander's.

Am 13. März wollte der Herzog die Reise nach Danzig antreten. Am eilften war er in Ludwigsburg, und es ist eine ernste Beschäftigung, in der wir ihn hier finden. Gleich nach der Tafel verfügte sich Carl Alexander in die Gruft, wo seine Ahnen ruhten, und ließ die Särge Eberhard Ludwigs und seines Sohnes von den Bahren nehmen und vor sich aufsetzen, indem er sprach: „Ich will der Dritte in der Ordnung sein." Auch sein Testament hatte der noch so lebenskräftige Fürst vor einigen Tagen erneut. Diese beiden Umstände deuten darauf hin, daß eine innere ahnungsvolle Stimme ihm verkündet hatte, daß er an die Marken seines Daseins gekommen.

An demselben Abend nahm der Herzog Abschied von den Seinigen zu Stuttgart, und Dienstag früh war er bereits wieder in Ludwigsburg, um von hier aus die Weiterreise anzutreten. Wenn es wahr ist, was ein Schriftsteller berichtet, daß er an diesem Morgen ein Dekret unterzeichnete, in dem Raab zum Hofkanzler und Geheimrath ernannt wurde, so deutet

dieß allerdings auf den festen Entschluß, die oft besprochenen Pläne zu verwirklichen. Ein anderer Befehl betraf die einzuführende Pflasterung in Ludwigsburg. Noch vor der Tafel hatte er mit einigen seiner vertrautesten Räthe eine Conferenz, und in dieser war wohl auch von den Maßregeln die Rede, welche gegen Süß zu ergreifen wären. Gewiß ist es, daß die Herzogin so wie der Oberburggraf von Röder den Befehl in Händen hatten, ihn sogleich nach der Abreise Carl Alexander's zu verhaften und auf eine Festung zu bringen.

Uebrigens wird von Augenzeugen versichert, daß der Herzog den Tag selbst in der besten Laune zubrachte. Nach der Mittagstafel unterhielt er sich mit dem Oberbaumeister Retti über zwei Stunden, dann ließ er den Hofgärtner Sievert rufen und plauderte mit ihm über den Flor der Bäume, den er dießmal wegen seiner Reise nach Danzig nicht bewundern könne. Unterdessen war ihm der Schlüssel zur Gruft eingehändigt worden. Auch bei der Abendtafel sehen wir ihn in ungetrübter guter Laune. Es waren die Hofsängerinnen anwesend, unter ihnen eine gewisse Therese, die in intimen Verhältnissen zu dem Fürsten gestanden zu haben scheint. Der Herzog saß mit Süß am Spieltische. Die zwei-

hundert Dukaten, welche der Finanzrath so unglücklich war zu verlieren, schob ihm Carl Alexander wieder zurück, vielleicht mit dem Gedanken, daß von nun an er doch bei ihm ausgespielt habe.

Um halb zehn erhob er sich. „Wie sticht es mich", rief er schmerzlich aus und eilte in sein Schlafgemach. Der Kammerdiener und Chirurg Neuffer riß ihm die Kleider auf, während sein Lieblingshund munter um ihn herumsprang. „Du willst mich noch aufmuntern", sprach er liebkosend zu dem Hunde. Nun fing auch sein Kanarienvogel an zu pfeifen. „Und du, sagte er zu dem, willst mich heute noch lustig machen, aber es wird nichts daraus, ich muß mich zur Ruhe legen." Neuffer entfernte sich. Eine Bangigkeit überfällt den Herzog, er eilt auf die Garderobethüre zu und ruft den Kammerdiener auf's Neue. „Wie wird mir so enge, der Athem will mir ausbleiben, Arznei her, Pater Kasper her"! Der Kammerdiener brachte eilends eine Arznei in einer Theeschale. Der Herzog trank, aber seine Züge entstellten sich mehr und mehr. Die unterdessen schnell herbeigekommene Dienerschaft rüttelt und schüttelt ihn, und Neuffer schlägt die Ader, aber nur ein Paar Tropfen Blutes quellen langsam hervor und mit den Worten: „Herr Jesus, ich sterbe"

sinkt Carl Alexander todt in seinen Lehnstuhl zurück.

Pater Kasper saß unterdessen beim obern Brentano, aß Austern, trank Tyroler und bedauerte nur, daß er nicht noch zwei Worte mit dem Herzoge habe reden können.

Die Aerzte nahmen die Section vor. Es wurde deutlich dargethan, daß ein Schlagfluß, wahrscheinlich durch die maßlose Vergnügungssucht des Herzogs herbeigeführt, seinem Leben ein Ende gemacht. Aber das Volk wollte sich nicht mit den Deductionen der Hofmedici befreunden, und unheimliche Gerüchte liefen bald von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Es war zu viel Merkwürdiges für den Württemberger in die wenigen Jahre der Regierung des Verblichenen zusammengedrängt worden, namentlich waren in der letzten Zeit der Veränderungen zu viele, der Ereignisse zu außerordentliche, das Land zu tief berührende eingetreten, als daß die Menge bei dem plötzlichen Halt, welches die Vorsehung dem Herzoge gebot, an dem natürlichen Laufe der Dinge sich hätte genügen lassen. Dunkle Sagen von einer Vergiftung, von gewaltsamer Ermordung kreisten im Volke. Bald auch erzählte man sich von einem gespenstigen Gemache im Ludwigsburger

Schlosse, wo nächtlicher Weile der strenge Gebieter förmlich Hof halte. Wieder Andere berichteten von unverlöschbaren Blutflecken, die zum ewigen Andenken des Frevels auf dem Boden festbleiben mußten.

Sobald der gewaltige Wille Carl Alexander's durch den Tod gebrochen war, stürzte über die Vertrauten des Herzogs das Gebäude ihrer Macht und Herrlichkeit zusammen. Der erste, der fiel, war Süß. Er war mit Postpferden sogleich nach der, ihn furchtbar überraschenden Kunde aus Ludwigsburg weg, aber unbegreiflicher Weise in sein Verhängniß, gegen Stuttgart geeilt. Röder, der ihn wie sein böser Dämon verfolgte, rasch ihm nach. Nach der Sage ereilte er ihn zwischen Kornwestheim und Zuffenhausen, und mit gespannter Pistole soll er ihm jene Worte, welche noch heute im Munde des Volkes leben:

(Da sprach der Herr von Röder:)
„Halt oder stirb entweder!"

zugerufen haben.

Anders aber erzählt der gleichzeitige Pfau. Nach ihm erreichten Röder und Süß um Mitternacht Stuttgart zu gleicher Zeit. Im Schlosse daselbst waren beide in die Gemächer der Herzogin getreten. Röder wollte dieser die Trauerkunde schonend beibringen, der Jude aber brach in die Worte aus:

„Wozu die Umstände, der Herzog ist leider gar todt.“ Der Oberburggraf hatte inzwischen mit dem wachthabenden Offiziere geflüstert, der erst nach einigem Sträuben auf seine Befehle eingehen zu wollen schien. Süß wollte das Vorgemach verlassen, da trat ihm der Offizier entgegen, während die Gardereiter ihre Karabiner fällten. Süß rief ihm hochmüthig zu: „Was soll das sein? Wer hat das befohlen? Kennt man mich nicht?“

„Cujon nur allzuwohl, war die Antwort, aber zwischen heut und gestern ist ein Unterschied; fort auf die Hauptwache.“

Niemand ahnte zu Stuttgart noch das Ereigniß; in nächtlicher Stille lagen die Straßen, durch welche nun der gestürzte Günstling eskortirt wurde und zum Schrecken seiner Dienerschaft unter so unwillkommener Begleitung in seinem Hause erschien, wohin er von der Hauptwache gebracht ward. Dieses füllte sich immer mehr mit Soldaten und alle Bedienten des Hauses wurden scharf bewacht; doch wußte der Kassier Fürnteranz zu entrinnen. Der Sekretär Levi, so wie Süß's Maitresse, Fischer, hatten nicht dasselbe glückliche Schicksal.

Noch in derselben Nacht eilte die Herzogin nach Ludwigsburg; in Stuttgart schloß man die Thore,

um jede Entweichung der Genossen des Juden zu verhindern. So wurden auch Bühler und Hallwachs, der letzte erst, nachdem er sich fruchtlos widersetzt hatte, binnen wenigen Stunden zur Haft gebracht. Die Aufregung in Stadt und Land war ungeheuer.

10. Die Bestattung.

Wir lassen nach dem Tode Carl Alexander's zwei Monate verfließen, ehe wir Ludwigsburg auf's Neue besuchen, dießmal, um dort, wo wir schon Zeuge von den verschiedensten Lustbarkeiten gewesen, auch einer Feier anderer Art, dem Leichenfeste, beizuwohnen, welches bei der Bestattung der sterblichen Hülle des Herzogs abgehalten wurde.

Der Glanz und das Gepränge, unter welchem am 11. Mai seine Leiche zur Gruft gebracht wird, ist im eigentlichen Sinne des Wortes die letzte Ehre, die man dem Verstorbenen erzeigt, der Schmerz, den man offiziell zur Schau trägt, eine Maske, die man sich nicht einmal die Mühe genommen hat gut anzuheften. Herrschte doch überall eine so erbitterte Stimmung gegen den Verstorbenen, daß ein eignes Rescript des Administrators denselben vor „üblen Nachreden" behüten sollte.

Welche Veränderungen seit diesen zwei Monaten! Das Testament des Herzogs, das den Bischof von Würzburg und die Herzogin zum Beirathe des Ober=

vormunds Carl Rudolph von Württemberg-Neuenstadt einsetzte, welches verordnete, daß sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen in der katholischen Religion erzogen und nur Katholiken zu deren Hofmeistern aufgestellt werden sollten, war von Carl Rudolph, einem alten, kränklichen, den Interessen der nun zur Herrschaft gekommenen Landschaft ganz ergebenen Fürsten nicht anerkannt worden. Die Herzogin fühlte sich zurückgesetzt, und so entstanden zwei Partheien, Remchingen, Scheffer und Pfau auf Seite der Fürstin, Rudolph mit Forstner, Neuffer und dem von Carl Alexander entlassenen Kammerdirektor Georgii auf der der Landschaft.

Remchingen, welcher wohl fühlte, daß er das Aeußerste wagen müsse, um seine Stellung zu sichern, ermunterte die rathlose Herzogin zum energischsten Widerstande. Er hatte die Truppen, ihnen vorspiegelnd, man wolle sie zum größten Theile entlassen, gewonnen und die Stabsoffiziere das Testament beschwören lassen. Er verweigerte es, Carl Rudolph als Administrator die Huldigung zu leisten, Süß in strengen Gewahrsam bringen zu lassen, verstärkte eigenmächtig die Besatzung von Stuttgart und gab Ordre an das Militär, im ganzen Lande nur von ihm oder der Herzogin Befehle anzunehmen. Aber er hatte sich

verrechnet. Die landständischen Ausschüsse gewannen die Offiziere durch die Versicherung, daß sie Alles thun wollten, um keine Verminderung des Militärs Platz greifen zu lassen. Remchingen wurde arretirt und Generalmajor von Gaisberg erhielt an seiner Stelle das Oberkommando. Bald wurde auch Scheffer verhaftet, und so stand die Herzogin allein, preisgegeben einer Reaction, die, der Natur der Sache nach leidenschaftlich, weiter ging, als es die Billigkeit erlaubte. Selbst persönlich wurde Maria Augusta nicht geschont; man entzog ihr die ihrem Range gebührende Wache, die Musik in der Schloßkapelle, man war so kleinlich, dem Kammerlakei, den sie für den Erbprinzen bestimmt hatte, bei Verlust seiner Besoldung zu verbieten, diesem Dienste zu thun, und streute sogar die nachtheiligsten Gerüchte über sie selbst mit solcher Geschicklichkeit und Beflissenheit aus, daß sie dem Kaiser, an den sie sich fortwährend wenden mußte, zu Ohren kamen. Den meisten Haß erregte aber ihr Beichtvater, der Kapuziner Pater Hyacinth, der manchen Intriguen, sich eine mächtige Stellung im Lande zu verschaffen, nicht fremd blieb.

Süß war unterdessen unter dem Hohngelächter der Menge nach Hohenneuffen abgeführt worden,

mit ihm seine Genossen. Die übrigen Juden hatte der Pöbel buchstäblich aus dem Lande hinausgehetzt. „Wie den Füchsen auf dem Fuchsprellen ging es ihnen; theils wurden sie geschnellt, theils schlichen sie sich weg. Es war den Herrn Stuttgardern das allerlustigste Jagen, woran sonderlich die Knaben sich ergötzten.“

Selbst die Festlichkeit, die wir mit ansehen wollen, läßt uns in den Hader und das Mißtrauen blicken, welche, wie wir eben vernommen, die höchsten Gewalten im Lande entzweiten. Wir werden in dem langen Zuge vergebens einen Geistlichen der Religion suchen, welcher der Verstorbene angehörte; bei all dem Prunk, der an uns vorüber kömmt, wird der Katholik das vermissen, was selbst bei der Bestattung des Aermsten seines Glaubens nicht fehlt. Wo, wird er fragen, ist das Kreuz, das vorangetragen werden soll? Wo sind die Kerzen, wo das Rauchfaß?

Das Mißtrauen, das Carl Alexander während seines Lebens in die Herzen der Protestanten gesäet, an seiner eignen Bahre ist es aufgegangen. Ihm selbst verwehrte das Land die Ceremonien seiner Kirche, ehe sich die Herzogin verbindlich gemacht, „daß sie diesen Fürgang auf keinerlei Prozessionen hinkünftig ziehen wolle“, und

sie war stolz genug, die verlangten Reversalien zu verweigern, und legte statt dessen eine Protestation gegen dieses unzarte Verfahren ein. Die katholische Geistlichkeit vollzog im Paradezimmer die Gebräuche ihrer Kirche und empfing die Leiche erst wieder in der Gruft, um das officium defunctorum abzuhalten.

Würdig aber eines Helden, entsprechend dem Leben und der vorwaltenden Neigung Carl Alexander's war allerdings dessen Begräbniß. In endlosen Spalieren war fast die gesammte Kriegsmacht des Herzogthums gereiht. Front gegen das alte Corps de Logis machten die Garden zu Pferd, ihre reiche Standarte, die einen aus den Wolken hervorragenden Arm mit bloßem Säbel und die Umschrift: treu und tapfer trägt, ist heute beflort und gesenkt. Um sie reiht sich die Mannschaft; sie würde auch für unser modernes Auge einen schönen Anblick bieten. Sämmtlich mit Rappen beritten sind sie in gelbe Röcke gekleidet, die scharlachne Weste, die schwarzsammtnen Aufschläge und Bandeliere reich mit Silber besetzt. Noch glänzender erscheinen ihre Offiziere, welche rothe gestickte Röcke mit silbernen Schleifen, schwarzsammtne Aufschläge, gelbe Westen und mit breiten spanischen Spitzen besetzte Hüte tragen, von denen weiße Federn wehen. Eine Schärpe in den

Landesfarben roth und gold hängt über ihre Schultern. Hinter der Garde waren die Dragoner aufgestellt. Weiße Röcke mit blauen Auf- und Umschlägen, blaue Westen mit goldbordirten Hüten sind ihre Bekleidung. Die Füsilier- und Grenadier-Abtheilungen trugen blaue Röcke, rothe und gelbe Aufschläge, weiße Westen, und die Grenadiere die bekannten Blechmützen. Prächtig aber nahm sich die Leibhusaren-Schwadron aus, welche in rothen Uniformen und lichtblauen Dolmans, reich mit Gold und Seide besetzt, prangte und durchaus mit Schimmeln beritten war. Die zwanzig Kanonen der Artillerie hatte man, um die üblichen Salven zu geben, gegen den fürstlichen Garten postirt.

Den Zug eröffnete die Dienerschaft, ihr folgten die Marschälle und Deputirten mit langen schwarzen Stäben, Mänteln und Flören. Sodann wurden die fürstlichen Insignien, der Degen, der Commandostab, der Hubertusorden, das goldene Vließ und der Fürstenhut von den ersten Beamten des Landes getragen, letzterer von Röder. Der Sarg ruhte auf den Schultern von sechszehn Vasallen, Forstner und Reischach unter ihnen. Es folgten Offiziere, abermals Marschälle, Deputirte

des geheimen Raths und der Landschaft und eine Reihe von Fackelträgern.

Dumpf ertönten die Salven, als endlich die Leiche ihre letzte Ruhestätte fand. Dumpf drangen sie hinüber in das stille Gefängniß auf Hohenneuffen, wo entstellt und zum Gerippe abgezehrt, beißendem und rohem Spotte seines Wächters preisgegeben der saß, auf dessen Wink noch vor Kurzem Tausende lauschten. Welche Gedanken mochte dieser ferne Kanonendonner bei ihm erregt, welche Zukunftbilder erweckt haben!

11. Die Hinrichtung des Juden.

Auf der Straße von Stuttgart nach Ludwigsburg, ohnweit der ersten Stadt und ganz nahe an der Landstraße, befand sich damals das Hochgericht. Dort stand ein Galgen, achtzehn Schuh hoch und auf ihm ein anderer halber Galgen, dreizehn Schuh hoch, mit einer eisernen Wetterfahne. Er war ein Denkmal des sechszehnten Jahrhunderts und rief den Württembergern die Rache in's Gedächtniß, welche Herzog Friedrich an dem Alchymisten Georg Honauer aus Olmütz dafür nahm, daß er sich gegen ihn betrügerisch vermessen, Gold aus Eisenstangen zu machen. Aus demselben Eisen hatte der Herzog den Galgen erbauen lassen, und der erfinderische Spott der Zeit machte sich auch darin geltend, daß er ihn mit Goldschaum überziehen und den Alchymisten mit vergoldetem Kleide und mit einem Federhute daran aufhängen ließ. Ein fliegendes Blatt aus diesem Jahre (1597) schilderte die pfiffige Weise, mit welcher der Gewaltbote des Herzogs den Goldmacher „der mit

seinem Stallmeister ausgerissen" zu Kreuzwörth in Haft genommen hat.

Der Curier ritt tapfer herum, jetzt in die Läng, jetzt in die Krumm, letzlich kam auf das Gespor zu Trier in der Curfürstlichen Stadt, der Goldmacher ihn ersehen hat, lief geschwind zu Mosel dann.

* *
*

In ein Schiff sich begeben thät, der Curier solchs erfahren hätt, saumet sich nicht fast lange, dingt auch ein kleines Rennschiffelein, lag mitten in das Schiff hinein, merkt weiter wie es ist ergangen.

* *
*

Mit Stroh thät man ihn decken zu, die Schiffleut hätten wenig Ruh, seind dem Goldmacher nachdrungen, zu Creuzwörd in dem Städtlein still, zu halten sich ein kleine Weil, Goldmacher meint, er wär entronnen 2c.

An der Fahne dieses Galgens wurde nun noch ein eiserner Käfig angebracht, sechs Fuß hoch und zwei Fuß weit. Er war roth angestrichen, hatte die Form eines orientalischen Pavillons und bestand aus siebenzehn Stangen und vierzehn Reifen; drei große Schlösser verwahrten ihn. Die ganze Schlos-

serzunft hatte ihn gefertigt und jeder Meister einen Streich daran thun müssen.

Hier sollte Süß enden. Nach seiner Verhaftnahme durch Röder hatte man ihn und sein Haus genau durchsuchen lassen und über achtzehn Koffer, Kisten und Verschläge, in denen seine Kostbarkeiten aufgehäuft lagen, in Verwahr genommen. Man hatte ihm drei Hemden ausgezogen und an dem letzten über neuntausend Gulden an Juwelen nebst vielen Wechselbriefen befestigt gefunden. Sein Vermögen in Stuttgart wurde auf drei Millionen geschätzt.

Mit der Untersuchung, welche von den Regierungsräthen Faber und Dann und dem Oberauditor Weinmann mit aller Härte geführt wurde, ging es voraussichtlich rasch, und Niemand war darüber zweifelhaft, welches ihr Resultat sein würde. Daß Staatsprozesse im Sinne der herrschenden Parthei abgeurtheilt werden, dafür zeugt jede Seite in der Geschichte. Wenige aber lassen sich dem Verfahren an die Seite stellen, mit welchem man gegen Süß zu Werke ging. Wenn er sich auch arger Verbrechen gegen das Wohl des Landes schuldig gemacht hat, so hat doch kein Unparteiischer, selbst nicht in jener bewegten Zeit, mißkannt, daß die Prozedur gegen ihn unförmlich und selbst gesetzwidrig war;

keiner, daß er auch für die Regentenhandlungen Alexander's verantwortlich gemacht wurde, und daß man auf seine Schultern alle die politischen Verbrechen häufte, die seine Genossen begangen.

Ein eigner Befehl des Administrators verpflichtete Alle, welche etwas gegen ihn auszusagen hätten, vor Gericht zu erscheinen. Von Satyren und Schimpfschriften der plattesten, trivialsten Art wimmelte es, und der so lange unterdrückte Haß gegen ihn machte sich nun Luft in den gemeinsten Ausbrüchen. Selbst seine eheliche Abstammung zog man in Zweifel und machte ihn zum Bastarde des kaiserlichen Generals Hettersdorf, der wegen allzurascher Uebergabe Heidelbergs an die Franzosen kassirt worden war. Endlich bemühte sich auch noch die eifrige Geistlichkeit, die letzten Stunden des Verbrechers mit der zudringlichsten Proselytenmacherei zu verbittern.

Fürwahr, wenn die ganze politische Laufbahn des Juden den schärfsten Tadel, sein großer Uebermuth die höchste Verachtung, sein Verrath an den Gesetzen des Landes die härteste Strafe verdient; wenn alles dies geeignet ist, uns mit Abscheu gegen ihn zu erfüllen, so muß doch andrerseits die entsetzliche, wider Recht und Menschlichkeit verstoßende Weise, mit der man ihn behandelte, unser Mitleid

rege machen. Unwillkürlich schleicht sich ein Gefühl von Theilnahme für ihn bei dem Gedanken in unsre Brust, daß das strafende Gericht nicht sowohl den Minister richten, als sich vielmehr an dem Juden rächen wollte.

Schon am neunzehnten März fand die Abführung des Gefangenen in einem offenen Wagen statt. Obrist von Reischach begleitete ihn. Um ihn her jubelte, schimpfte das Volk und überschüttete ihn mit Koth- und Steinwürfen. Auf dem sogenannten Käs, dem Richtplatze, ging die Brutalität so weit, daß die begleitenden Dragoner, um sich selbst zu schützen, den Pöbel auseinander sprengen mußten. Es widerstrebt einem gebildeten Sinne, einzelne Züge der Rohheit, die sich an ihm wahrlich erschöpfte, auszuheben und nachzuerzählen.

Am dreizehnten September 1737 war die Untersuchung gegen ihn und seine Mitschuldigen geschlossen worden. Auf die Frage, ob er über Etwas zu klagen habe, gab er eine ausweichende Antwort, und als man die Versicherung, daß Alles nach Recht und Gebühr geschehen, bestimmt von ihm hören wollte, bat er, ihn damit zu verschonen: „Ich habe schon Angst genug ausgestanden und überlasse es einem Jeden, an was ihn Gott und sein Ge-

wissen erinnert.“ Sein Freibrief half ihm natürlich nichts, und er wurde, abermals nach einer vierteljährigen Pause, als der Amtserschleichung, des Betrugs, des Majestäts-Verbrechens und des Hochverraths schuldig, zum Tode verurtheilt. Nur der Tübinger Rechtslehrer Harprecht äußerte bei der Abstimmung: „Süß hat zwar den Tod wohl verdient, aber ich glaube nicht, daß man nach den Gesetzen darauf antragen kann.“

Der ehemalige Finanzrath war unterdessen auf den Hohenasperg gebracht worden, und sein Benehmen daselbst sowie während seiner ganzen Gefangenschaft zeigt uns einen Verzweifelten, der in den langen, einsamen Stunden seiner Gefangenschaft wohl manchmal seiner Sinne nicht mehr mächtig war. Auf und nieder wogten Hoffnung und Trostlosigkeit in seinem Gemüthe; heute gebärdete er sich, als wäre er noch mit all der Macht bekleidet, die er so plötzlich verloren, gestern schluckte er seine Nägel hinab, um sich den Tod zu geben; bald entkleidete er sich und rannte wie ein Rasender im Kerker hin und her, bald sprach er von seiner bevorstehenden Befreiung und verhieß dem wachthabenden Offiziere reiche Belohnung; jetzt war er wieder völlig trostlos, und zu andrer Zeit wollte er die vermessensten Wetten an-

stellen und sprach von den Millionen seines Vermögens. Sein Kerker war ein tiefes Verließ, seine Kost rohe Rüben und Wasser oder Brod und Eier, die er sich selbst zubereiten mußte, da man ihm die Speisen nach seinem Religionsgebrauche nicht gönnte. Schon damals fehlte es an Bekehrungsversuchen nicht, und wirklich schien eines Tages Süß denselben Gehör schenken zu wollen und verlangte einen katholischen und einen protestantischen Geistlichen. Den protestantischen, den beredten und aufgeklärten Pfarrer Rieger, gewährte man ihm. Allein nun stellte sich heraus, daß die Absicht des Juden nur dahin ging, durch den Geistlichen eine Privataudienz bei dem Administrator zu erhalten. „Ich habe zwei Geistliche verlangt, sagte Süß, damit ich kräftige Zeugen habe, wenn ich der Commission ihr Unrecht vorhalte. Ich bin ein Jude und bleibe ein Jude und würde kein Christ, wenn ich auch römischer Kaiser werden könnte. Religion ändern ist Sache eines freien Mannes und steht einem Gefangenen übel an."

Am dreißigsten Januar 1738 benachrichtigte der Commandant den Unglücklichen, daß er nach Stuttgart gebracht werde. „Hab' ich nicht gesagt, man werde mich wieder zurücklassen"!? rief er freudig aus.

Man zog ihm ein Kleid von Scharlach mit Sammt gefüttert, eine grüne goldbordirte Weste und rothe Beinkleider an und setzte ihm ein schwarzsammtnes Hütchen auf. Als ihm aber auch die Ketten wieder angelegt wurden, mochte er schon nichts Gutes ahnen. Der Hohn begann auf's Neue. In einer offenen sechsspännigen Chaise führte man ihn langsam vom Hohenasperg nach Stuttgart. Süß meinte in seine Wohnung gebracht zu werden — man hatte ihn so grausam getäuscht —; als aber statt dessen der Wagen vor dem sogenannten Herrenhause auf dem Markte hielt, wußte er, was das zu bedeuten habe. Am andern Tage Nachmittags vier Uhr erschienen Commissarien des Gerichts, ihm zu erklären, daß er sich zum Tode bereit halten solle. Die Art der Hinrichtung blieb ihm verborgen.

So lau Süß früher in seinem Glauben gewesen, so innig klammerte er sich jetzt an denselben. Zuerst, noch am Freitage Abends, erschien der Diakonus Heller, um mit aller Kunst der Ueberredung ihn zum Christenthume überzuführen. „Ich will den Herren Geistlichen die Füße küssen, rief Süß aus, aber in der Religion kann ich Nichts von ihnen annehmen; ich begnüge mich mit dem Glauben meiner Väter." Samstags war man billig genug, ihm

Ruhe zu gönnen. Sonntags erneute man die Versuche. Der Vikar Hoffmann bot alle Spitzfindigkeiten der Dogmatik auf, so daß Süß endlich ungeduldig ausrief: „Ich bin nicht zum Disputiren aufgelegt, und die Christen sind ja selbst in ihrem Glauben nicht einig." Gehen Sie, Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan; mir wird Gott gnädig sein." Der Vikar wollte hierauf auf's Neue beginnen, aber der Jude warf sich ihm zu Füßen und bat ihn unter Thränen, ihn in Ruhe zu lassen. Als er nun nach einigen seiner Glaubensgenossen verlangte, ließ man diese zwar ein, schickte aber Christoph David Bernard, einen getauften Juden und Lektor der orientalischen Sprache zu Tübingen, und einen Sekretär mit ihnen in das Gefängniß. Grausenhaft ist die Schilderung, welche Bernard von dem Zustande des Verurtheilten giebt:

„Von dem vormals so herrlichen und ansehnlichen Manne war fast Nichts übrig als ein schwebender Todtenkörper, der nächstens völlig zerfallen würde. Schmerzen und Aengsten hatten ihm statt der Würmer das Fleisch abgenagt, und sein ohnehin entstelltes Antlitz wurde dadurch noch entsetzlicher, daß es mit einem dichtschwarzen Barte wie ein Todtenkopf mit Moos umwachsen war. Die vor-

mals muntern Augen waren wie zwei ausgelöschte Kerzen und ihre Bewegung so irr, daß man die Verschiedenheit der Affekte unmöglich ermessen konnte. Seine struppigen Haare bedeckte eine grüne Kappe. Am Leibe hing ein kurzes Ueberkleid, das in der geraumen Zeit seiner Gefangenschaft mit ihm selbst zu Schanden gegangen war, kurz ich hätte ihn eher für einen Sklaven angesehen, welcher, nach harter Dienstbarkeit endlich befreit, die Spuren seines vorigen Elends zu Erweckung christlichen Mitleidens an sich getragen."

Kaum war der Lektor eingetreten, als er ihm zurief: „Ich bleibe Jude", und in hebräischer Sprache in die Schlußworte des Versöhnungstages ausbrach: „Höre Israel, dein Gott ist ein einiger Gott, gelobt sei sein Name." Seine Glaubensgenossen bereiteten ihn zum Tode. Des Lektors Gespräche, seine theologischen Controversen und sein Prunken mit jüdischer Gelehrsamkeit suchten vergebens dazwischen aufzukommen. Auch ein Testament, welches aber, da der Staat das ganze Vermögen eingezogen, keine Kraft haben konnte, verfaßte er damals, und als Bernard schied, bat er ihn noch, seiner Leiche bei der Commission ein jüdisches Begräbniß zu erwirken.

So verging der ganze Tag. Sichtbar hielt eine mühsam errungene Resignation die ihn durchschütternden heftigen Bewegungen nieder. Nur wenn im Laufe des Gespräches das Recht oder Unrecht seines Urtheils erwähnt wurde, tobte er mit ungemessenem Grimme gegen seine Richter. „Habe ich Jemand an Ehre, Hab und Gut verletzt, so nehmt mir Ehre, Hab und Gut, aber mein Blut zu vergießen, das ist keine Proportion. Man bürdet mir viele Schuld auf, die nicht erwiesen ist!"

Das Armesünderglöcklein, das Dienstags um acht Uhr früh ertönte, versammelte fast die ganze Bevölkerung von Stuttgart und seiner Umgebung. Alles war begierig, die Hinrichtung des Mannes zu sehen, der das Land so lange gepeinigt. Süß wurde in den großen Saal des Herrenhauses geführt. Auf den Knieen flehte der Verurtheilte um Gnade und Leben. Man befahl ihm, schweigend den Spruch zu hören. Aber wann sollte er dann reden! Er beschwor seine Richter, Recht zu üben, schrie laut über Ungerechtigkeit und forderte sie vor Gottes Gericht, um Rechenschaft von seinem Blute zu geben. Während der Geheimrath von Gaisberg, der Präsident des Tribunals, das Urtheil verkündete, den Stab über ihn brach und ihn vor seine Füße

warf, rief der Unglückliche ihnen fortwährend seine Protestationen entgegen, bis die Knechte des Nachrichters ihn ergriffen und zum „Henkersmahle“ in ihr Zimmer schleppten. Sie setzten sich fühllos zum Schmause; Süß stieß die Speisen mit Abscheu zurück. Endlich faßte ihn einer der Knechte und führte ihn mit den Worten: „Auf Bruder! wir wollen weiter“ hinaus. Durch eine Reihe Soldaten, die sich auf der Treppe an ihn anschlossen und durch das Gedränge des Volkes gelangte er an die Thüre, wo seiner der Karren wartete, vor den man ein blindes Pferd gespannt. Abermals hatte man ihn herausgeputzt. Ein feines rothes, mit schmalen Tressen besetztes Kleid, dasselbe, das bei seinem neulichen Einzuge in Stuttgart ihm angezogen worden war, hing um die zitternden Glieder. Sogar für weiße, seidene Strümpfe war gesorgt worden. Mit klingendem Spiele geleiteten ihn die Grenadiere zur Richtstätte. Hier nahten sich ihm zum letztenmale die Geistlichen, und zwar dießmal neben dem protestantischen auch ein katholischer, den man bisher im fanatischen Seelenneid nicht zu ihm gelassen. Süß betete nur um so lauter die Gebete seines Glaubens. Er versuchte zu dem Volke zu reden, das, vor wenig Tagen noch so erbittert gegen ihn,

nun lautlos, mitleidsvoll umherstand. Er wollte von „Etwas Gewissem" reden, da befahl man, die Trommeln zu rühren, und hinderte ihn daran. Die Knechte ergriffen ihn, der Strang wurde um seinen Hals geworfen und er rücklings die achtundvierzig Schuh hohe Leiter hinaufgeschleppt. Adonai! Adonai! (Mein Gott! mein Gott!) war das einzige Wort, das er in den gräßlichsten Augenblicken der Todesnoth hervorstieß. Der Strang wurde in den offenen Käfig eingehängt, die Leiter hinweggezogen und der Käfig geschlossen. — So endete Joseph Levi Süßkind Oppenheimer in derselben Woche, in der er gerade ein Jahr vorher seinen Freibrief erhalten.

Die schärfste Ironie auf das Urtheil, welches über den Juden den Tod, über seine christlichen Mithelfer nur die Verbannung verhängte, liegt in dem Zufalle, daß die Bauern das Wort Adonai des Süß „Net allai d. i. Nicht allein" deuteten.

Pfau liefert uns das Zeugniß, daß schon zu jener Zeit dieser Akt der Rache seine Tadler gefunden. Er meint: Die Leute in diesem Lande seien in Widerwärtigkeiten hundsdemüthig, wenn es ihnen aber wohl gehet, übermüthig und unbedachtsam. Medium non datur. Besser wäre es gewesen, fährt er fort, ihn auf eine Festung zu setzen oder

wenigstens insgeheim hinzurichten, als ihn „mit solchen spöttlichen Umständen an diesen abenteuerlichen Galgen, welcher mehr ein signum stultitiae als justitiae gewesen, zu henken.“ — Empörend aber sind im Munde eines Priesters der christlichen Liebe die Worte, die ihm Hoffmann nachrief: „So fahre denn hin, du verruchte Seele, du verstockter Jude, wenn du nicht anders willst, so fahre hin!“

Wie hier der Religionseifer übertrieb, so gebar er bei den Fürther Juden die Albernheit, Süß für einen Märtyrer zu erklären und den Jahrestag seines Todes mit Fasten zu begehen.

Die Maitresse des Hingerichteten, Henriette Luciane Fischer, ereilte das Schicksal, welches ihr ihr Vater, ein pfälzischer Beamte, schon gewünscht, als Süß ihm als Preis für seine Tochter die herzoglichen Dienste angetragen: „Ich will einige hundert Gulden zahlen, wenn der Herzog sie in's Zuchthaus setzt.“ Sie wurde in der That eine der ersten Bewohnerinnen des von Carl Alexander im Jahre 1736 errichteten Zuchthauses zu Ludwigsburg und gebar dort einen Sohn. — Seine übrigen Hausgenossen hatten sich geflüchtet.

Wie schon angedeutet, traf die Mitschuldigen des Juden ein weit milderes Loos. Remchingen wurde

nach dritthalbjähriger Gefangenschaft, die aber größtentheils in Haus- und Stadtarrest bestand, zwar kassirt und sein Vermögen eingezogen, aber erst, nachdem er sich bereits durch die Flucht gerettet hatte. Metz, Bühler und Hallwachs traf die Verbannung. Scheffer behielt sogar den Titel Geheimrath.

Die Herzogin-Wittwe hatte durch einen Vergleich, der ihr auch noch ihre bisherigen Freunde entzog, endlich fast allen Antheil an der Regierung aufgeopfert. Die Erziehung der Kinder, unter denen die Prinzen Carl Eugen, Friedrich Eugen und Ludwig Eugen, wurde von der herrschenden Partei geleitet, und jede Einmischung katholischer Geistlichen mißtrauisch überwacht. Bald war der mächtige Kapuziner entfernt worden, und die Herzogin hatte zur Beruhigung des Landes öffentlich die Versicherung geben müssen, daß sie die protestantische Kirche in Trinach nicht zur katholischen umschaffen wolle. Carl Rudolph, ein einundsiebenzigjähriger Greis, trat die Regentschaft schon am 15. August 1738 an Friedrich Carl von Württemberg-Oels ab.

12. Eine Festwoche in Ludwigsburg.

Ein feierlicher Zug unter dem Donner der Geschütze durch die Spaliere der reichgekleideten Truppen, glänzende Illumination, offene Tafel, eine große Jagd, ein Feuerwerk, das die Nacht zum Tage erhellt, diese Masse von Festen, die wir jetzt zu schildern haben und die in eine Woche zusammengedrängt sind, zeigen uns an, daß wir bei der Regierungsperiode Carl Eugen's angelangt sind. Festeskränze umwinden Krone und Scepter dieses prunkliebenden Herrschers; aber die, welche die Blumen gelesen, die, welche die Kränze gebunden, sind nicht lachende, freundliche Gestalten, nein, unter Thränen wurden die Blüthen gepflückt, und blutende Finger haben sie an einander gereiht.

Aber noch jubelt das Volk, noch freut es sich mit den Feiertagen, die ihm der Herzog bereitet, noch gafft es gutmüthig staunend alle die schönen Herrlichkeiten an, die da der hohen Herrschaften willen entfaltet werden. Es fühlt sich glücklich. Denn nach den trüben Jahren Eberhard's und

Alexander's war unter der Regentschaft und der ersten Herrscherzeit Carl Eugen's endlich einmal eine gedeihlichere Verwaltung eingetreten.

Es ist Samstag der 5. Oktober 1748 der Tag, an welchem Carl Eugen mit seiner jungen Gemahlin in Ludwigsburg einzieht. Seit 4 Jahren schon ist er, der obervormundschaftlichen Aufsicht entbunden, selbstständiger Herr des Landes. Friedrich II., unter dessen Augen er gebildet worden, hat ihm ein so glänzendes Zeugniß bei'm Kaiser gegeben, der Culmbachische Gesandte Montmartin — ein Name, den wir noch oft hören werden — sich so eifrig verwendet, daß Carl Eugen, entgegen den Bestimmungen des Landes, schon im sechszehnten Jahre für mündig erklärt wurde. Aber nicht die Vorzüge des Jünglings, die Politik des großen Fritz hatte den Freibrief geschrieben, der den Fürstensohn zum selbstständigen Herrn seines Reiches machte. Sobald der König von Preußen bemerkte, daß die katholische Parthei am Hofe zu Stuttgart, Maria Augusta an der Spitze, darnach strebte, den Prinzen der Berliner Hofluft zu entziehen, in welcher gerade damals der Atheismus und die Freigeisterei herrschend war, so kam er ihnen zuvor. Der König wollte seinen Zögling nicht entlassen, daß er ein

Werkzeug dieser Parthei, sondern daß er Träger des preußischen Einflusses in Schwaben werde. Nicht gehorchen, befehlen sollte er, und darum ward er durch seinen Einfluß der Vormundschaft entbunden.

Auch Friedrich II. hat sich getäuscht; Carl strafte seine Politik wie seine Erziehung Lügen. Württembergische Truppen standen gegen Preußen, und der Württembergische Staatshaushalt wurde Friedrich's Maximen gerade entgegen geführt. „Der Kern des Landes", mahnte ihn dieser bei'm Scheiden, „sind die Finanzen. Glauben Sie nicht, daß Württemberg für Sie da ist. Sie sind für Ihr Volk da. Suchen Sie sein Herz zu gewinnen; fliehen Sie die Schmeichler und strafen Sie die Intriguen." Für den Augenblick jedoch ging Alles vortrefflich. Kein Beamte hatte mehr Geschenke zu bringen, und Alle waren darauf angewiesen, ihre Pflicht zu thun und nicht Nebenrücksichten zu folgen.

Die Donner der Kanonen tönen von den Osweiler Höhen und werden vom Hohenasperg beantwortet. Sie künden uns den Einzug des fürstlichen Paares. Die Soldaten eilen zu ihren Versammlungsplätzen, die Ludwigsburger Bürger, die sich in den Wirthshäusern zusammengeschaart hatten, trinken ihre Schoppen aus, rücken ihre blauen Uniformröcke

mit paillefarbigen Umschlägen zurecht, setzen ihre weißbordirten Hüte auf und gehen hastigen Schrittes zum Kanzleigebäude, wohin sie bis zur Allee nach Osweil postirt sind. Der hohe Magistrat verfügt sich gravitätisch und würdig — rechts und links macht die dichte Menge ehrfurchtsvoll eine Gasse — zur Triumphpforte. In der Residenz placiren sich auf der Treppe en haye die Livrebedienten; im Vestibul an derselben versammeln sich die Cavaliere.

Sie kommen! sie kommen! tönt's jetzt wie ein Schrei von den äußersten Enden der Osweiler Allee bis langhin durch alle Straßen von Ludwigsburg. Man drängt und drückt sich, um in die vordere Reihe zu kommen, die Fenster werden aufgerissen und der Jubelruf mischt sich mit den Tönen der Hoftrompeter und der sechszehn blasenden Postillons, die den Zug eröffnen. Ihnen folgen die Cavaliere, die Forstmeister mit ihren Bediensteten und dann die Leibhusaren-Schwadron; endlich naht das fürstliche Paar.

„Da seht ihr ihn", rief eine dicke Bürgersfrau zwei schmucken Landmädchen zu, die hinter einem stattlichen Ludwigsburger Bürger Platz genommen und nun auf ihren Zehen stehend, ganz Auge, den Herzog und die Herzogin betrachteten. „Ist das nicht ein bildschöner Herr? schrie die

Bäckerin", indeß die gesundwangigen Töchterchen der Alb, hochgeröthet und kichernd, dem Herzogs-paare nachschauten. „Ich kenne ihn; war er doch selbst bei mir, fuhr sie unterdessen eifrig fort, und ich hab' ihm auch schon tüchtig die Meinung gesagt. Denkt euch einmal, steckt sich der Herzog in die Uniform eines gemeinen Soldaten und kommt in meine Schenke. Wart' nur, denk' ich, als ich ihn erblickte, dir will ich schon ein Merks geben. Ich stelle mich gerade so, wie ich jetzt stehe — dabei hatte sie ihre beiden Arme in die Hüfte gestammt— zu den Herrn und bringe das Gespräch auf den jungen Herzog. Und als jeder da sein Urtheil abgab und viel von den lustigen Streichen die Rede war, die er trieb, und der Soldat hinhorchte, fiel ich ein: „Ah — ba, macht er auch seine Possen, er ist noch jung; wenn er einmal seine Narrenschuhe ausgetreten hat, wird er schon klüger werden." Den hättet ihr sehen sollen; seinen Schoppen zahlen, aufspringen und weggehen, das war Eins.

Aber es freut unser Einem doch, meinte eine der jungen Schwäbinnen, wenn so mächtige Herren gar nicht stolz sind, und es ihnen unter uns auch einmal gefällt. Die Herzogin sieht erschrecklich schön aus Doch ich weiß nicht, hätte nicht das Herz zu ihr

wie zum Herzog; sie schaut so vornehm drein und nickt so gezwungen, daß man sieht, es ist ihr kein rechter Ernst.

Nun, nun, sagte die Bäckerin, so gar schön ist das eben nicht, wenn der Herzog Nachts mit seinem Pappenheimer in den Straßen herum rumort und ruhige Leute aus ihrem Schlafe weckt, oder wenn er gar eine ganze Ballgesellschaft mitten im Tanzen einsperren läßt, so daß sie große Augen machen und nicht wissen woher und wohin. Gut, daß er jetzt eine Frau bekommt. Mir gefällt die Herzogin recht gut.

Das Mädchen hatte Recht. Elisabethe Friederike Sophie, die Tochter Wilhelminens, war eine imponirende Schönheit. Allein jene Herablassung, die dem Volke so wohl thut und die ihm an Carl Eugen so gut gefiel, hatte sie weder in Mienen, noch in Worten und Benehmen. Als sie in Stuttgart einzog und Winzerinnen in altstuttgarter Tracht ihr entgegen kamen, sprach sie das böse Wort: „Was will das Geschmäß."

Marie Auguste, umgeben von den Mitgliedern des geheimen Raths und dem Adel des Landes empfing in der hiesigen Residenz die Ankommenden. Carl Eugen's Benehmen war leicht und unge-

zwungen, nur bei den Geheimräthen war er etwas schüchtern, seiner Mutter gegenüber einsylbig, als habe er einen versteckten Groll gegen sie. Den Oberburggraf von Röder und den Baron von Hardenberg, die obersten Leiter des Cabinets, kannte die Herzogin bereits, da sie bei der Vermählung in Bayreuth zugegen waren. Hardenberg hatte eine ehrfurchtheischende, fürstliche Gestalt. Sein Verhältniß zum Herzoge schien mehr das eines Gebieters, denn eines Ministers. Inniger und freundlicher waren die Beziehungen zwischen Röder und Carl. Herr von Wallbrunn, der gelehrte Büllfinger, Zech und Georgi standen mit diesen Zweien an der Spitze der Verwaltung. Der Herzog selbst war gewandt und geistreich. Er hatte ein offenes Auge für die Schönheiten der Natur und einen offenen Sinn für die Schönheiten der Kunst. Selbst ein Buch hatte der junge Mann schon geschrieben, welches über die Tugenden und Laster handelt, ein Zeichen also, daß er über die ernsten Gegenstände der Moral, trotz seiner Pagenstreiche, wenigstens schon nachgedacht. Auch manches Gedichtchen, natürlich französisch, hatte er in Berlin seiner jetzigen Gemahlin zu Ehren schon gemacht. Freilich war es die Liebe, die diese Feder geführt und die dies-

mal mit der Politik Hand in Hand gegangen. Daß auch andere Mädchen von ihm Gedichte erhalten, läßt sich vermuthen, da der Herzog schon damals schöne Frauen eben nicht floh. Im Volke sprach man wenigstens schon viel von seinen galanten Abenteuern, und unter den Edeldamen des Hofes mochte sich manche befinden, die dem reizenden Jüngling Gehör geschenkt und sich bereits mit der Hoffnung geschmeichelt, Fürstin des Landes zu werden. Seine anmuthige Gemahlin, erzogen von ihrer feingebildeten Mutter, hatte die Tugenden und Fehler derselben. Wie sie, war sie vollkommen Herrin des feinen Tons, wie sie aber befand auch sie sich nur in jener Atmosphäre wohl, in der die Etiquette ihr kleinliches Scepter führte. Wie die Mutter war sie energisch, wie sie aber auch stolz und kalt gegen die Masse.

Dem Empfange wurde das gebührende Lob. Man sprach über Alles seine Bewunderung aus, und in der That, Carl selbst staunte, daß der sonst sparsame Hardenberg so tüchtige Griffe in die Landeskasse hatte thun lassen. Hielt er doch früher immer mit dem Gelde zurück, und als unlängst der Herzog zwölf Dominos zu einer Maskerade bedurfte, mußte er sie aus seiner Schatulle zahlen. Das war eine artige Geschichte. Carl verlangte sie, Harden=

berg verweigerte sie. Der Herzog läßt einen Juden kommen, accordirt mit ihm gegen baare Zahlung und gibt ihm eine Anweisung auf die Kammer. Aber von Hardenberg refusirt die Anweisung und antwortet dem Juden: Wer die Anweisung ausgestellt hat, kann sie auch bezahlen. — Daß unter solchen Verhältnissen oft Ebbe in der Privatkasse des vergnügungslustigen Fürsten eintrat, daß dieser Ebbe durch gutmüthige Kapitalisten begegnet werden mußte, daß auf diese Weise sich eine ziemliche Schuldmasse anhäufte, sind begreifliche Folgen.

Die Illumation hatte begonnen. Von beiden Kirchthürmen herab tönte die Musik der Hautboisten, und der Hof verfügte sich zu einem Rundgange in die Stadt. Beide Thürme strahlten von unzähligen Lichtern. Auf dem Vordertheile der Kirche funkelte der Namenszug des jungen Paares und darüber erglänzend im Lichtgewimmel ein Fürstenhut. Auch der Triumphbogen, durch den man heute eingezogen, war erleuchtet. Es mahnt uns diese Ehrenpforte so ganz an jene geschnörkelte Zeit. Wie sie unter Reifröcken und Perücken die Formen des Körpers versteckten, die Gärten in steifes Gleichmaaß einzwängten, mit Hüttchen und kleinen Moscheen, mit künstlichen Ruinen und wasserarmen Caskaden,

Nürnberger Spielwaaren gleich, auf ein Paar Morgen Feld Vorzeit und Gegenwart, Europa und weiß der Himmel was noch für Welttheile darstellen wollten, so mußten auch in der Kunst zopfige Engel und allegorische Gestalten bedeutende Rollen spielen. Vor lauter Anspielungen und Haschen nach geheimem Sinn übersah man, daß die Träger dieser mysteriösen Darstellungen, kleinlich, barrok, oft unsinnig wurden. Da steht nun so ein Kunststück. Acht allegorische Bilder schmücken die Ecken: die Tapferkeit, Großmuth, die Hoffnung, die Liebe, die Gerechtigkeit, Freigebigkeit, Beständigkeit und Vorsichtigkeit. Ein großer, ganz versilberter Engel hält vom Baldachin herab eine Schrift, auf der die Worte stehen: Pietas publica. Ein Dutzend Embleme, theils auf die Liebe, theils auf die Naturereignisse des Jahres sich beziehend, prangen an den Säulen. So gewahrt man eine von der Höhe herab fliegende Taube, die einen im Schnabel getragenen Oelzweig zweien Schwanen umhängt. Die Devise lautet:

Amor in pace.

„Fried' und Liebe kommt zusammen,
Dies sind die schönsten Namen."

Ein goldenes Herz, das auf einem Ambos geschmiedet

wird, zwei zusammengefügte Hände, ein von Amor an einem Seil geführter Löwe, ein Schiff, das aus wilder See in den Hafen einläuft ꝛc., waren ferner daran zu sehen.

Offene Tafel, an der die Hofjunker servirten, beschloß die Feier des Tages. Selbst das Confekt, die zuckerige Venus, haben ihre Schilderer gefunden, die uns auch genau angegeben, daß achtundvierzig Speisen zu dreißig Couverts servirt wurden; doch wir wollen uns damit nicht aufhalten und zur Darstellung des folgenden Tages übergehen, der dadurch in der Württemberger Geschichte Interesse gewinnt, daß die protestantische Hofkapelle, eigends für die protestantische Fürstin erbaut, eröffnet wurde. Die Rede hielt der Oberhofprediger Fischer, einer der Mächtigsten in der Landschaft. Abermals große Tafel, bei der die Damen en grande-tenue erscheinen. Der Conditor hatte diesmal für sein Confekt die Geschichte des Jupiter und Herkules benützt. Die Entführung der Europa, wenn sie sich auf die Herzogin beziehen sollte, war eben kein sinniges Compliment; sollte sie auf die andern Liebeshändel des Herzogs anspielen, gerade kein passendes Schaustück. Montag Abends war französische Comödie. Der Herzog und die Herzogin hatten, beide in Berlin gebildet, letztere auch noch

von Bayreuth aus, Geschmack für die Genüsse des Theaters mit nach Württemberg gebracht. Als Friederike Sophie durch allen ihren Einfluß ihren Gemahl dahin brachte, auch an ihrem Hofe den theatralischen Künsten Aufnahme zu gewähren, ahnte sie nicht, daß sie dadurch den Keim zu ihrem künftigen Unglücke gelegt hatte. Racine's Andromache, die heute aufgeführt ward, ging, einfach, steif und hölzern über die Bühne; noch stand ja nicht das berühmte Theater, noch theilten sich nicht die ausgezeichnetsten Künstler zwischen Paris und Ludwigsburg.

Auch ein anderes Schauspiel, das auf die Eingebornen mehr Wirkung hervorbrachte, als die Tragödie in fremder Sprache, wartete an diesem Abend der Ludwigsburger. Mit großen Zetteln kündete der Magus Thomas Pelladine aus Livorno, der vielbesprochene Wundermann dieser Tage, an, daß er zur Feier der Anwesenheit der hohen Herrschaften eine große Vorstellung geben werde. Alles, was man ihm gab, verwandelte er, so erzählt unser Gewährsmann, in Holz; er machte alle Sorten rarer Vögel mit Colorit, Gestalt und Gesang; aus einem Menschen schuf er, während derselbe eingeschlafen war, ein Pferd. Dies Experiment machte er an einem Hofbedienten; einem Minister zeigte er sogar

den „Himmel von Innen“ — als ob er gewöhnlich den Himmel nur von Außen sähe, — „die Wolken kamen zusammen und gaben eine solche Herrlichkeit, das es nicht auszusprechen.“ Doch damit die Leser es glauben und nicht etwa das Berichtete von uns erfunden wähnen, wollen wir ihnen das Avertissement theilweise abdrucken und einen Beweis liefern, daß es auch damals schon Döbler's und Wiljalba Frickel's gegeben.

„Meine Herren und Damen! Ich benachrichtige Sie hiemit, daß Herr Thomas Pelladine aus Livorno, welcher mehr als hundert Geheimnisse der natürlichen oder weisen Magie besitzt, in hiesiger Stadt angekommen. Erstlich wird er das Haupt eines lebenden Thieres abschneiden, den Kopf nehmen, wieder aufsetzen und das todte Thier wieder beleben. Sodann wird er die ganze Gesellschaft plötzlich in Wasser setzen, ohne daß sie benetzt wird!“ rc. und so ging die ganze Bekanntmachung fort, gerade als ob sie heutigen Tages abgefaßt worden sei.

Der Mann erregte ein ungeheures Aufsehen und die abergläubische Zeit betrachtete ihn mit Furcht und Scheu und dachte an übernatürliche Künste. Was Wunder, da Cagliostro, der merkwürdige Charlatan, die

Gelehrtesten und Mächtigsten Europa's einige Jahrzehnte später zu seinen Füßen sah.

Am achten erklangen die lustigen Töne der Hörner und führten die hohen Herrschaften in mehr als zwanzig Kutschen in den benachbarten Forst bei Leonberg zu einer Treibjagd. Ein Triumphbogen, auf dem diesmal Diana prangte, fehlte nicht. Es scheint, als ob der Zufall mit bitterer Ironie in diesen Paar Tagen Alles zusammenbrachte, was in jenen Augenblicken dem Württemberger als Vergnügen, später als furchtbare Last erscheint. Die Jagden Carl Eugen's sind der Schrecken seiner Unterthanen geworden, zu denen man sie zu Tausenden herbeitrieb, und die Noth derselben wurden seine Soldaten, die am neunten Oktober nach dem „neuen preußischen Exerzitium" vor den Landesfürsten paradiren mußten. Wie er sich räuspert und wie er sich spukt, das hatte er Friedrich abgeguckt, da standen sie wie Puppen, wohldressirt, mit ihren knapp anschließenden Kleidern und Gamaschen, mit ihren Sturmhauben, Halskrausen und Manschetten, mit ihren langen, steifen, weißgepuderten Haarzöpfen und ihren schwarzen Schnurrbärten. Spiegel-, oft Zerrbilder der preußischen Armee, ohne den Geist

derselben, denn es fehlte der, der ihn ihnen hätte einhauchen können.

In der von Lari'schen Compagnie genoß ein Lieutenant die besondere Gunst des Herzogs. Als er an ihm vorüber ritt, grüßte er ihn huldreich und hielt sogar einige Minuten an, um mit ihm einige freundliche Worte zu sprechen. Lorenz Wittleder, so hieß der Lieutenant, war eine rohe, ungeschlachte Figur, dem der Thüringer Handwerksbursche und der preußische Unteroffizier aus Mienen und Augen sah, Rothgerber seines Handwerkes, im Fluchen und Stockschwingen wohl geübt, unwissend aber verschmitzt, eben so verwegen als habsüchtig, eben so gewaltthätig als kriechend, wo es etwas zu erreichen galt. Aus dem Manne ließe sich unter Carl Eugen Etwas machen, und wie wir sehen werden, ist auch etwas aus ihm geworden.

Die Rückkehrenden erwartet ein großes Feuerwerk — gleichfalls ein Vorläufer der glänzenderen, kostbareren in den spätern Regierungsjahren — das an diesem Abend abgebrannt ward. Während einer fortdauernden Kanonade stiegen Tausende von Raketen, Kanonenröhren, Bombenröhren, Feuerschwänze, Lustkugeln, Bienenkörbe rc. in die Luft.

Am zwölften Oktober eilten die fürstlichen Equipagen aus Ludwigsburg fort. Freudiger Jubel empfing sie in der Hauptstadt des Landes, denn Carl hatte versprochen, in Stuttgart seinen Sitz aufzuschlagen und nicht, wie sein Vorgänger, nach Ludwigsburg hinüber zu ziehen. Schon auch echeben sich die Mauern der neuen Residenz, die ihm das Land hatte bauen lassen. Die Herzogin blickt mit Verznügen auf den werdenden Bau. Wer ihr gesagt hätte, daß sie einsam, ohne Wissen ihres Gemahls, der sie grausam gekränkt, schon nach 8 Jahren Stadt und Land verlassen werde!

13. Die Fürstin und ihre Vertraute.

Die Geschichte des Herzogthums verweilt seit Carl's Thronbesteigung nur selten in der Stadt, die Eberhard Ludwig ihren Ursprung verdankt. Sie wird in den Annalen dieser Zeit wenig genannt; nur wenn am Frohnleichnamstage die Prozession innerhalb der Schloßmauern den Glanz der katholischen Kirche entfaltet, strömt aus Stuttgart und der Umgegend neugierig, aber schmählend das Volk hinzu, um zu sehen und sich zu beklagen. Statt also in den Zeitbüchern der wichtigen Begebenheiten, in den Jahrbüchern der Hoffeierlichkeiten erwähnt zu werden, muß sich jetzt die neue Residenz damit begnügen, eine Stelle in den Klageschriften der Landschaft auszufüllen.

Neidisch muß sie hinübersehen nach Stuttgart, der Nebenbuhlerin, das unterdessen die Kunst- und Prachtliebe des herzoglichen Paares auf mannigfache Weise geschmückt hat. Wie einst vor zwanzig Jahren hier, so heben sich jetzt dort prächtige Bauten empor. So erstand 1748 die Residenz „nach dem

neuern Gout der Architektur mehr legère und doch dauerhaft"; so füllte bald Ludwigsburg die Nachricht, daß ein Opernsaal aus dem Lusthause geschaffen werden soll.

Marianne Pirker, die Deutsche, die Württembergerin, war, nachdem Wien und London, Neapel und Venedig sie den ersten Sängerinnen der Zeit beigezählt, mit ihrem Gatten, einem Violinvirtuosen, 1750 in's Heimathland zurückgekehrt. Auch Stuttgart wollte die gefeierte Landsmännin hören und im improvisirten Locale wurde die Oper „Artaserse" gegeben. In der Herzogin erwachte, als unter dem Beifalle der entzückten Zuhörer die gefälligen Melodieen der Composition Jomelli's dahinklangen, die Erinnerung an die theatralischen Genüsse in Bayreuth und Berlin, und Marianne, deren Kunst und Bildung das Herz Elisabethens Sophiens gewonnen, wußte sie darin zu bestärken und dem Gedanken der Fürstin Form und Plan zu geben. Rasch wurde, da der Wunsch der Herzogin dem ihres Gemahls begegnete, zur Ausführung geschritten. Binnen acht Tagen waren schon sechshundert Arbeiter an dem Baue beschäftigt; über vierzigtausend Ellen Leinwand wurden zu Decorationen verwendet; mehr als vierzigtausend Gulden für das Kostüme.

An alle Notabilitäten der Kunst ergingen Einladungen; aus Rom wurde der geniale Componist Artaserse's verschrieben; aus Bayreuth hatte der Markgraf, wahrscheinlich der Franzosen und Italienerinnen satt, besonders nachdem er so theure, bittere Erfahrungen durch die Therese Imer gemacht hatte, bereitwillig sein ganzes Theaterpersonale gesandt. Unter ihnen war jener Uriot, der, Schauspieler und Schriftsteller zu gleicher Zeit, sich bald in der Stuttgarter vornehmen Welt eine Stellung zu verschaffen wußte. Dieser unerschöpfliche Schwätzer, dieser lebendige Catalog seiner fünftausend Bände starken Bibliothek, die er der Reihe nach herzusagen im Stande gewesen sein soll, hatte sich damals einige Bedeutung durch seine Schrift über die Freimaurerei erworben, die diesem Orden Mitglieder in Deutschland zuführte. Ein anderer, der erste Liebhaber bei der Bayreuther Gesellschaft, wurde dazu bestimmt, dem Herzog und der Herzogin, „die in der Schule Voltaire's gebildet worden", Unterricht im Vortrage zn geben. Der Mann muß gut zu reden verstanden haben, denn bald verbreitete sich das Gerücht vou seinem Einflusse. Charakteristisch genug ist es, daß ein französischer Comödiant werth gehalten wird, Lehrer einer Fürstin zu sein, Stundenlang mit ihr umzugehen, während

dieselbe die edelsten Damen des Landes ihres Umgangs kaum würdigte.

Wenn nun durch Ludwigsburg eine Kutsche mit solchen ausländischen Gästen, Maestro's oder Signora's fuhr, so war dies immer ein Ereigniß, welches gehörig besprochen und dabei der Zeiten gedacht wurde, wo sich hier der Hof versammelte.

Bald aber kamen wichtigere Neuigkeiten. Zuerst die Entlassung Röder's im Jahre 1751, die so plötzlich erschien, so grell abstach gegen die bisherige Freundschaft, die der Herzog ihm bewiesen, daß Besorgnisse wegen einer Willkürherrschaft aufzutauchen begannen. Doch war die Furcht diesmal ungerecht. Es mißfiel Carl, daß sein geheimer Rath bereits Vorsorge getroffen für den Fall eines Ablebens oder einer Thronveränderung, und sich von Ludwig Eugen das Erboberstallmeisteramt hatte bestätigen lassen. Der vorsichtige Röder übersah aus lauter Vorsicht und Intriguengewohnheit, den Umstand mit in die Rechnung zu ziehen, daß Ludwig brüderlich genug sein könnte, Carl es zu melden. Und gerade dies geschah. Eine andere Neuigkeit war der 1753 mit Frankreich geschlossene Subsidienvertrag; für anderthalb Millionen Gulden hatte sich Württemberg verbindlich gemacht, an den Erbfeind

Deutschlands seine Landeskinder zu verkaufen. Hardenberg hatte dieses Hülfsmittel ergriffen, das ein patriotischer Sinn nie vertheidigen kann, um Quellen für die wachsende Verschwendung des Herzogs zu eröffnen. Bald darauf machte die Reise der Durchlauchten nach Italien viel zu reden; besonders gefiel es dem protestantischen Württemberger, daß Carl sich geweigert, dem Papste die Füße zu küssen. Ueberall wurde die Antwort wiederholt, die er bei dieser Gelegenheit gegeben: „Wenn es eine Mode ist, so habe ich keinen Grund, sie mitzumachen; wenn es Andacht sein soll, scheint es mir Mißbrauch"; und als man ihm zu verstehen gab, daß auch die Cardinäle sich dieser Sitte fügen, soll er weiter gesagt haben: „Der Papst kann aus jedem Dorfbewohner einen Cardinal machen, aber weder Papst noch Kaiser werden in ganz Europa mehr einen Herzog von Württemberg finden." Nach seiner Zurückkunft machte er dem Volke dadurch viele Freude, daß er ihm bei einer gerade stattfindenden Theurung einen Theil der Tricesimen erließ. Dagegen überraschte die Entlassung Hardenberg's jeden Redlichen schmerzlich.

Dieser Minister mochte wohl schon lange durch die Sparsamkeit seiner Verwaltung und die Strenge

und Rücksichtslosigkeit seines Benehmens gegen den Herzog seinen Zorn erregt haben. Ein anscheinend unbedeutender Umstand brachte ihn zum Ausbruche. Wie bei jenen zwölf Domino's, so hatte Hardenberg bei einem Balle sich geweigert, so viel Kerzen anzuzünden, als der Herzog verlangt hatte. Mag nun, wie Hardenberg, zur Rede gestellt, sich entschuldigte, ein Mißverständniß oder nicht die Veranlassung gewesen sein — Carl fand diese Versäumniß so bedeutend, daß er ihn Tags darauf im versammelten Collegium mit Vorwürfen überschüttete und nach einigen Wochen entließ.

Doch noch etwas weit Bedeutenderes sollte im im September 1756 diesem Ereignisse folgen.

Eines Tages fuhr eine einzelne herzogliche Equipage mit geschlossenen Fenstern durch Ludwigsburg. Der Castellan des Schlosses freute sich schon auf einen Besuch und eilte, die Thore öffnen zu lassen. Allein der Wagen ging vorüber, ohne zu halten. Mit ihm fuhr ein Stück Württembergische Geschichte durch die Stadt.

Die Herzogin saß darin, die nicht auf einer Spazierfahrt, sondern auf ihrer Rückreise zu ihren Eltern begriffen war, um nie wieder ihren Gemahl und ihr neues Vaterland zu sehen.

Die stolze Frau, der die erlauchtesten Hofdamen nur den Saum ihres Gewandes küssen durften, hatte in ihrer Welt der strengsten Etiquette, der kleinlichsten Streitigkeiten über Rang und Geburt ein rein menschlicher Schmerz, ein Leiden ereilt, das mit ihr jede Bauernfrau empfindet — die Eifersucht. Friedrich Carl von Pappenheim, der Adjutant und Busenfreund des Herzogs, war sein böser Engel, der ihn dem Einflusse seiner Gemahlin zu entziehen verstanden und dem ungestümen Temperamente des Fürsten durch Ueberredung wie durch Beispiel alle Fesseln gelöst hatte.

Unter den Damen der Oper und des Ballets fing Eine an, mehr als die flüchtige Neigung des Herzogs sich zu erwerben. Madame Auguste, die Tochter des venetianischen Gondoliers Gardela, war mit Therese Imer von dem Cardinal Malipieri, einem ebenso habsüchtigen als faunenhaften alten Manne, eigens dazu erzogen worden, mit Künsten des Gesangs und der Coquetterie ihr Glück zu machen. Ein merkwürdiger Zufall führte beide Sirenen in Deutschland — denn dahin wandten sich alle Glücksritter und Courtisanen — zur Familie des Markgrafen von Ansbach. Therese raubte der Mutter, Auguste der Tochter die Liebe ihres

Gemahls. Von ihrem Gatten, dem Tänzer Michel Agatha, in München an Carl Eugen verkauft erschien Auguste jetzt auf dem Schauplatze und hatte die Besorgnisse der Herzogin um so mehr rege gemacht, als Marianne Pirker, die Vertraute derselben, ihr treulich alle Nebensprünge des Fürsten berichtete. Es gab nun hausbackene Scenen in den höchsten Cirkeln. Sophia Elisabeth machte verdrüßliche Gesichter, Carl Eugen wollte nicht täglich in den Zügen seiner Gemahlin Mißbilligung und Tadel seines Benehmens sehen, und nachdem er herausgebracht, wer die Geschichtenträgerin sei, ließ er sie in aller Stille aufheben und in's Gefängniß bringen. Damit glaubte er Alles abgethan; allein es kam anders. Kaum hatte es die Herzogin erfahren, als sie zur Rettung Mariannen's Alles aufzubieten beschloß. Nach dem Hofceremoniell, der eisernen Kette, die die Regungen der Personen der höchsten Sphäre umschließt, und welche Sophie nur fester und gegliederter gemacht hatte, konnte sie ihren Gemahl erst nach Verlauf einiger Stunden sehen. Was thun? Sie steigt alle die Stufen herab, auf welchen sie vermöge ihrer Macht und Geburt steht; als eine Unterthanin geht sie in die Audienz, die Carl Eugen wöchentlich seinen Landeskindern gewährt hatte. Wie sie im Vor-

zimmer erscheint, eilen die Adjutanten, sie zu melden; doch sie verbietet es, denn bereits ein anderer Bittender ist bei'm Herrn. Endlich öffnen sich auch für sie die Thüren. Der Herzog staunt, als er seine Gemahlin, die Nichte des großen Friedrich, ihrer Stellung, ihrer Vorrechte sich begebend, als Flehende vor sich sieht. Die Herzogin beginnt ihren Vortrag. Carl lächelt, macht Complimente, stört sie aber dadurch nicht, die immer dringender wird und Worte gebraucht, die vorher in diesem Saale noch nie gehört wurden. Nun runzelt er die Stirne, und sichtbar beginnt die mühsam erhaltene Fassung ihn zu verlassen; als auch dieß sie nicht schweigen machte, zeigte er sich der Unterthanin gegenüber als Souverain und führte nach einer heftigen Scene unter kalten Complimenten seine Gemahlin in ihre Gemächer zurück.

Carl ritt zur Jagd, und unterdessen ließ Sophia Elisabeth packen und eilte zu ihrem Vater zurück.

Der Herzog begab sich sogleich nach der Nachricht von der Flucht seiner Gemah linnach Bayreuth; schon hatte es den Anschein, als käme eine Versöhnung zu Stande, allein sie zerschlug sich, wie man vermuthet, durch den Einfluß Pappenheim's wieder, und er kehrte allein zurück nach Stuttgart. Marianne aber war nach Hohenasperg gebracht worden, und

hier wurde sie acht Jahre festgehalten. Die gefeierte Künstlerin, so rasch von dem Gipfel ihres Glückes und ihrer Wünsche auf die tiefste Stufe menschlichen Elendes herabgestoßen, wurde zu Zeiten wahnsinnig. In ihren lichten Augenblicken wand sie Blumen und Kränze aus Stroh. Es waren doch Kränze, die, wenn auch geruch= und farblos, sie an die schönen Tage erinnerten, wo Ruhmeskränze ihre Stirne schmückten. Nachdem die Pforte ihres Kerkers auf Verwenden Maria Theresen's und Katharinen's sich geöffnet, fristete sie in Heilbronn als Musiklehrerin ihr gebrochenes Leben, bis sie 1783 starb.

Nicht nur die Gemahlin des Herzogs weilte ferne vom Württemberger Hofe, auch seine Mutter war schon früher von ihm vertrieben worden. Marie Auguste war herrschsüchtig geworden, und manche Intriguen gegen die Politik ihres Sohnes mochten von ihr und ihren Vertrauten angesponnen worden sein. Seitdem Carl seine Unzufriedenheit über die Neutralität geäußert, die sie in dem bayrischen Successionskriege behauptet, trugen die Hofleute so viel Gerede zwischen Mutter und Sohn herüber und hinüber, daß sich beide mehr und mehr verhaßt wurden. Dem Herzoge suchte man einzu=

reden, Marie Auguste habe immer Vorliebe gegen seinen Bruder Ludwig blicken lassen, und gegen die Fürstin ließ man halbe Worte fallen, als ob es zu bedauern wäre, daß Prinz Ludwig nicht der älteste sei. Sogar die alten Gerüchte, welche die Süß'sche Camarilla gegen die Ehre der Fürstin einst ausgesprengt, lebten wieder auf, und die Herzogin selbst soll im blinden Hasse soweit gegangen sein, ihre eigene Ehre mißachtend die Geburtsrechte Carl's anzutasten. Dies veranlaßte ihn, sie auf ihren Wittwensitz Göppingen zu verweisen. Von dort wollte sie entfliehen. Schon wartete ihrer um Mitternacht der Wagen; schon hatte sie die Gartenthüre, durch welche sie entrinnen wollte, geöffnet — da trat der Commandant ihrer Ehrenwache mit den Worten zu ihr: „Eure Durchlaucht sind wohl, wie ich, durch die schöne Sternennacht zu einem Spaziergange verlockt worden; allein die kühle Nachtluft könnte doch schaden; sei es mir gestattet, Eure Durchlaucht in das Schlafgemach zurückzubegleiten.“ Sie fühlte den Befehl, ob er auch mit der Baumwolle der Höflichkeit umwickelt war, und fügte sich dem Officiere, welcher mit seinem Kopfe verpflichtet gewesen, sie nicht entrinnen zu lassen. So starb die Wittwe Carl Alexander's 1756 als eine Gefangene. Wenn ihr so wenig

wie ihrem Gemahle der Württemberger nachtrauerte, so mag das doch minder die Schuld ihres Charakters als ihrer Religion und der äußerst ungünstigen Verhältnisse gewesen sein, unter welchen die schwache, von den verschiedensten Parteien umgebene Frau die Verwaltung übernommen hatte.

Carl stand nun allein, alle Bande hatte er abgeworfen, die ihm bis jetzt die Verhältnisse noch auferlegt. Sein Hof wurde nun der Sammelplatz der „galanten Welt"; seine Sitten so frei, daß sie sogar in der damaligen Zeit Aufsehen erregten. Dieß war auch die Periode, in welcher Ludwigsburg wieder seine Thore öffnete, um die frühere Stille mit dem Geräusche eines Hofes zu vertauschen, den Casanova, wohl ein erfahrener Kenner in dieser Beziehung, den brillantesten in ganz Europa nannte.

14. Rieger.

Auf den Höhen zwischen Ludwigsburg und Stuttgart hatte es im Frühlinge des Jahres 1757 ein kriegerisches Ansehen; der Herzog hielt, ehe er zur kaiserlichen Armee nach Böhmen aufbrechen wollte, noch Heerschau über seine Truppen, die hier campirten.

Der Kanonendonner bei der Ueberrumpelung Dresdens hatte die Sachsen kaum mehr erschreckt, als den Herzog von Württemberg. Die Millionen, welche durch den Subsidienvertrag mit Frankreich nach Württemberg gekommen, schon längst waren sie in Flöten- und Violinconcerten, in Trillern und pas de deux, in Geschenken für die Maitressen und glänzenden Bällen aufgegangen, und nun stand plötzlich der Krieg mit seinen gewaltigen Ausgaben und Finanzanstrengungen vor den Augen des Herzogs. Das Kreiscontingent mußte gestellt werden, der französische Commissär erschien und mahnte an die Truppen. Es war ein Augenblick der Verwirrung und Rathlosigkeit, als auf einmal diese

Nachrichten auf den Herzog hereinstürmten; aber wie wir sehen, sind die Verlegenheiten gehoben, vollkommen ausgerüstet und bereit zum Abmarsche stehen sie da die verlangten Soldaten.

Es sind schöne, junge, kräftige Männer; die Läufe an den Musqueten, die Bajonette mit polirtem Messing, die blanken Pallasche der Cuirassiere blinken in der Frühlingssonne und verbreiten einen blitzenden Schein in die Luft und in die Augen der Zuschauer. Auch die Uniform sieht gut aus, denn die steifgestärkten und schön gefalteten langen Manschetten und übrigen Zierrathen heben sie hervor und lassen den geringen Stoff der Kleidungsstücke überschauen. Der näher Betrachtende wird freilich Ungeschmack mit Unbrauchbarkeit bei dieser Kleidung vereinigt finden. Die Füße stecken in engen Gamaschen von Leinwand oder Zwillich, die mit Pappe vorn an der Kniescheibe und hinten an den Waden auswattirt sind. Ist dadurch schon der Mann gewaltig genirt, so muß er sich dazu noch in Beinkleider pressen, die so eng sind, daß er, wenn er fällt, nicht mehr allein aufstehen kann, oder, wenn er sich setzen will, vorher erst allerlei künstliche Wendungen machen muß. Der Rock ist ganz kurz und die Weste ohne Hintertheil. Auf dem Haupte sitzt

die Blechmütze. Eine bedeutende Angelegenheit ist die steife abgezirkelte Frisur, und wehe dem Soldaten, der hierin gegen die Ordonnanz sich verfehlte. Daß Alles weiße Zöpfe und schwarze Schnurrbärte tragen muß, haben wir bereits erzählt.

Der Herzog durchreitet unter den Fanfaren der Trommelschläger, Pfeifer und Trompeter die Reihen der aufgestellten Glieder. Auf seinem Haupte sitzt tief in die Stirne hereingedrückt das kleine Hütchen, ohne das man ihn fast nie sah; seine Binde ist so eng um den Hals geschnürt, daß sie ihm die Röthe in's Gesicht treibt, welches eine seltsame aber äußerst anziehende Mischung von Freundlichkeit und Trotz, von Energie und Weichheit darbietet; besonders haben die blauen Augen und der edelgeschnittene Mund etwas Sanftes und Gewinnendes. Namentlich heute war sein Gesicht ganz verklärt, als er auf die vollzähligen Reihen seiner Soldaten blickte.

Als er die Musterung vollendet, entließ er den Stab, und nur Major Rieger durfte ihm in das für den Herzog bereitete Zelt folgen und genoß hier die Befriedigung, die ungetheilten Lobsprüche desselben für die Weise zu erhalten, mit welcher er die Befehle des Herrn vollzogen.

Rieger nahm mit Dank die Lobsprüche seines Fürsten an, zeigte jedoch dabei einige Zerstreuung, indem seine Blicke fortwährend auf Einen Punkt des Pavillons hinstarrten. Carl folgte der Richtung, und siehe da, der Gegenstand der Beobachtung war eine Rolle von Carolin's, die auf einem Tischchen lag. Der Herzog fuhr fort zu reden, ohne jedoch Rieger aus den Augen zu lassen, und so gewahrte er, wie dieser auf alle mögliche Art dem Tischchen näher zu kommen suchte. Mit den Worten: „Wir müssen uns von der Rolle entfernen, sonst ist sie nicht sicher vor Ihm", unterbrach endlich Carl die Bemühungen des Majors. „Allerdings Eure Durchlaucht", erwiederte gefaßt und unerschrocken Rieger, „ich habe einen unwiderstehlichen Gelust darnach; als ich gestern mit den Generälen zu Mittag speiste — fuhr er halb scherzend, halb ernst fort — haben wir manches Glas auf Euer Durchlaucht Wohl geleert, allein die Generäle sind keine Capitalisten, können nicht lange auf die zugesagten Tafelgelder warten und die zweihundert Carolins, die da vor mir liegen, würden gerade hinreichen, das Rückständige zu decken. Ich will sie also nehmen, damit sie heute Abend Euer Durchlaucht dafür danken können", und ohne die Antwort abzuwarten, steckte der

Major die Carolin's in die Tasche. Lachend rief der Herzog: „Ein andermal will ich besser aufräumen, wenn ich Ihn sprechen will." „Nicht nöthig, Eure Durchlaucht; nicht täglich wandelt mich ein solches Gelüsten an, und Eure Durchlaucht wissen ja, wenn es fehlt, kann ich auch herschaffen."

Wer ist aber dieser Rieger, der sich erkühnen darf, von dem Tische Carl's die Geldrollen hinwegzunehmen, der sich rühmt, herbeischaffen zu können, was den unersättlichen Gelüsten dieses Herzogs fehlt?

Rieger ist sein allmächtiger Günstling, der mit ihm alle seine Geheimnisse theilt, nicht allein auf seinen geheimen Gängen ihn begleitet, oder mit ihm die Schönheiten des Hofes mustert, der nicht nur in seinen geistreichen Phantasieen mit ihm sympathisirt, der auch für ihn arbeitet, für ihn wacht, aus Verlegenheiten ihn reißt und vor neuen ihn schützt. Rieger ist der Schöpfer dieser Armee; Rieger ist der, der sie zusammengebracht, der sie bezahlt hat.

Noch vor einem Jahre war der Günstling, welchen jetzt die Hofsonne mit ihren wärmsten Strahlen anblickt, nur noch Auditor. Er ist der Sohn jenes Predigers Rieger, den wir im Gefängnisse von Süß kennen gelernt. Hätte der Vater das Schicksal seines Sohnes gekannt, er wäre in dem Kerker des Fi-

nanzrathes an das ähnliche Loos seines Sohnes gemahnt worden und hätte Mitleiden mit dem Juden gehabt. Eine Ungnade des Herzogs brachte Rieger seinem Fürsten so nah. Obgleich einem Dragonerregimente zu Ludwigsburg zugetheilt, hatte der junge Mann doch bis jetzt seinen Aufenthalt zu Stuttgart bei seinem Schwiegervater, dem Prälaten Fischer, genommen. Auf einmal bannte ihn ein Befehl des Herzogs in die Garnisonsstadt. Der Ehrgeizige wurde durch diese scheinbare Ungunst angespornt, alle Mittel aufzubieten, den Umgang und die Liebe seines Fürsten zu gewinnen. Zufall und Charakterähnlichkeit begünstigten ihn hierin, und rasch wurde die sonst so mühsam zu ersteigende Leiter von einer untergeordneten Stellung bis zur vielbeneideten neben dem Throne erglommen.

Wie sehr die beiden Männer zusammenpaßten, wie sehr sie sich ergänzten, hat Schiller in dem Spiele des Schicksals, das in romantischer Färbung die unglückliche Catastrophe, der Rieger erliegen mußte, zum Gegenstand hat, mit psychologischer Meisterschaft erzählt.

„G*** (Rieger) war im vollen Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere.

Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaften wußte G*** seinen Umgang zu beseelen, jeden Zirkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Jovialität aufzuheitern und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Fehlschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herkulischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes beseelt, im Blicke, Gang und Wesen eine anerschaffene natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Außenseite seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonieen der Neigungen und der Charaktere stifteten in Kurzem ein Verhältniß zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß."

Doch wir haben bis jetzt nur die Aversseite

der Münze gesehen; wir wollen nun auch den Revers in Augenschein nehmen. Blickt sie genau an diese Soldaten, die da unter klingendem Spiele vor ihrem Fürsten präsentirten. Konntet Ihr jenen Blick der Liebe, der sympathetisch zwischen Feldherrn und Gemeinen wechselt, beide anfeuert, Tausende in den Tod führt, konntet Ihr ihn in diesen Reihen wiederfinden?" Diese Augen sprechen Nichts von Begeisterung, Nichts von Anhänglichkeit zu ihren Führern, sie drücken Groll und finstern Unmuth aus; in diesen Mienen liegt Trotz, in der ganzen Haltung etwas Gedämpftes, Zurückgepreßtes, gewaltsam Niedergedrängtes, das, wenn es einmal sich emporringt, Thaten des Unheils und der Verzweiflung befürchten läßt. Lautlos steht die Front; aber wenn sie reden, wenn sie erzählen dürfte von der Weise, wie Rieger sie zusammengeschaart um das Banner von Württemberg, sie würden furchtbare Dinge mittheilen können. Der da, der jetzt so wild d'reinschaut, wurde vom Becher weggerissen; jener, der so verstockt dasteht, aus der Werkstätte der armen Mutter, deren einziges Kind und Ernährer er war, hinweggeschleppt. Dort diese starre Physiognomie, dieser fast dumme, willenlose Blick gehört einem früher gar lebenslustigen Burschen an, den die Werber des Majors eine Nacht

vor seinem Traunngstage aus dem Bette gerissen. Selbst vor dem Alter scheute man sich nicht, und während Vater und Mutter, Schwester und Brüder beteten, Gott möge verhüten, daß auch in ihrem Hause die Schergen des Herzogs erschienen, hatten außen sich diese schon aufgestellt und den Tempel umzingelt, um Beute zu machen.

Wie sie zusammengebracht worden, so werden sie commandirt. Die Meisten ihrer Officiere, in der Schnelle angestellte Adelige oder Ausländer, kannten kein Mittel als den Stock, ihre Leute zu Gehorsam zu bringen, keine Aufmunterung, als ihnen einen lang hinschnarrenden Fluch in's Gesicht zu donnern, „der einen Wilden am Ohiofluß und einen Samojeden in all seiner Rohheit verräth."

Rieger selbst war hart und unbeugsam; wie er sich nicht entblödete, einen Amtmann in seiner Amtsstube zu überfallen und durchzuprügeln, so kannten auch seine Kameraden weder gegen ihre Untergebenen, noch gegen den Bürger- und Beamtenstand einige Scheu. „Recht rittermäßig wurde Alles gehudelt", und selbst die Staatsbeamten waren vor den Rippenstößen und dem Stocke derselben nicht sicher.

Und gälte es noch gegen einen Feind, den das Volk haßt! Der, gegen den sie geführt werden, ist

aber der Gott ihrer Gedanken, das Ideal ihrer Einbildungskraft. Nicht umsonst hat Friedrich II. das mémoire raisonnée verbreiten lassen, in welchem er den Krieg gegen Oesterreich als einen Krieg zum Schutze der protestantischen Lehre erklärt, die man ausrotten wolle. In allen Weinschenken wurde diese Staatsschrift gelesen, herüber und hinüber besprochen, und überall galt es für etwas Erschreckliches, daß man in Württemberg jetzt gegen seinen Glauben ziehen müsse.

Die Heerschau endete, die ganze Armee marschirte unter dem Balcon der Favoritin vorüber, die mit einer stolzen Miene zum Fenster hinausschaute, und Tags darauf ging der Fürst mit einer so prachtvollen und glänzenden Feldequipage, daß er allen kaiserlichen und französischen Feldherrn den Vorzug hierin streitig machte, nach Schlesien ab.

Einige Wochen darauf warteten die Ludwigsburger an den Thoren, um den Truppen ihr Lebewohl zu sagen. Lange schon hatten sie gewartet, als endlich in den späten Abendstunden Einzelne des Werneck'schen Regiments schweißbedeckt zur Stadt eilten.

Alles lief zusammen, zu fragen, zu hören, denn etwas Besonderes muß sich ereignet haben. Man

umringte die Soldaten, und diese trunken, blutend, mit versengter und halb abgerissener Uniform erzählten: „Heute Morgen wollte man uns übergeben; in unsrer Kaserne — ihr wißt doch, wo sie ist — „Ja, ja", rief's von allen Seiten, „am Bildthore" — „nun, wie wir so beisammenstehen, da können wir's nicht mehr unterdrücken; Einige fangen zu murmeln an, ein paar Andere stoßen die Musqueten auf den Boden, Einer reißt den Andern mit sich fort, und wir schreien Einer für Alle und Alle für Einen: Wir gehen nicht gegen die Preußen! „Recht so, das ist brav", jauchzte die Menge. „Da hättet Ihr die Offiziere sehen sollen; die waren auf einmal so gut geworden und gaben lauter schöne Worte. Nichts da! Wie sie nun Gewalt brauchen wollen, wir nicht faul, packen sie und bezahlen ihnen, was wir ihnen schon lange schuldig sind. Einer von uns hat den Gedanken und legt Feuer, da kracht's und knistert's auf einmal, die Flammen steigen zu allen Fenstern hinaus und im größten Wirrwarr wird die Kaserne verlassen. Adieu, Herrendienst, heißt's, die Einen gehen dahin, die Andern dorthin. Was brauchen wir gegen die Preußen zu marschiren. Der Herzog kann uns nicht zwingen und jetzt sind wir wieder da." —

Ein Kurier brachte Carl Nachricht von diesem Aufstande; er eilte schnell zurück. Man hatte ihm den Aufstand so dargestellt, als ob derselbe von seinen eigenen Offizieren veranlaßt worden sei. Während eine große Zahl der Unzufriedenen zu dem preußischen Parteigänger Maier in Franken hinübergeflüchtet waren, preßten und drängten die französischen Commissäre, und Rieger mußte auf's Neue ein Heer schaffen.

Zwar wurde ein Generalpardon ausgeschrieben, allein nicht die Hälfte der Entlaufenen wollten sich wieder stellen, und so schritt man zu einem verzweifelten Mittel; alle Aushäusser und Vagabunden sollten zur Armee abgeliefert werden und noch dazu wurden die Vögte zur höchsten Thätigkeit angefeuert. Das gab denn eine gräßliche Jagd. Wehe dem Bauer, der sich irgend einen Fehltritt hatte zu Schulden kommen lassen, trotz Bitten und Flehen konnte er sicher darauf rechnen, hinweggeschleppt zu werden aus den Armen seiner Gattin und seines Kindes, die er nahrungslos zurückließ. So war denn die verlangte Zahl endlich wieder beisammen. Aber welchen Anblick bot die Heerschau! Zusammengerafftes Gesindel, ungeübte Recruten kränklichte, bejahrte, steife Gestalten. Und doch, als sie in Göppingen das erste Lager bezogen, schienen sich die Scenen der Bildtho-

rer Kaserne wiederholen zu wollen. Man fusilirte siebenzehn — und die andern wurden ruhig.

Brach und unbebaut lagen die schönen Fluren des Württembergischen Landes; Confiscationen, welche über das Vermögen der Deserteure verhängt wurden, vermehrten noch die allgemeine Noth, während dessen Bewohner mit den Oestreichern und Franzosen gegen Preußen im Felde standen. Und nicht einmal lorbeerbedeckt kamen sie heim. So lange sie keine Feinde sahen, plünderten sie wie Wallenstein'sche und Tilly'sche Truppen, aber als sie bei Leuthen in's Feuer geführt werden sollten, nahm die schlecht disciplinirte und eingeübte, übelwollende Mannschaft nach kurzem Widerstande die Flucht. Ihr schnelles Zurückweichen entschied diese Schlacht. Ohne einen einzigen Schuß sollen sie davon gegangen sein und sich auf die Bayern geworfen haben, die dadurch in den Rückzug verwickelt wurden. Wollte Gott! — sagt Königsfeld in seinem Berichte — es wäre eher darauf Bedacht genommen worden, diese Truppen unter die kaiserlich-königlichen Regimenter zu vertheilen. Ihre Majestät haben den von des Herrn Herzogs von Württemberg so häufig gemachten Versicherungen über ihr Wohlverhalten getraut und aus Gutherzig-

keit diese en corps gelassen, welche Complaisence aber uns theuer zu stehen kömmt.

Gleim singt von ihnen:

Der Württemberger, der sein Pferd
Aus dem Geschwader riß,
Mehr flog als ritt, Pistol und Schwert
Zum Teufel von sich schmiß.

Das Heer mußte auf's Neue ergänzt werden, da Frankreich sechstausend Mann für seine Armee in Hessen verlangte. Viertausend brachte man mit den gewöhnlichen Gewaltmitteln zusammen. Die andern zweitausend wußte Rieger durch eine Theaterlist zu ersetzen. Wie es vertragsmäßig bestimmt war, konnte man Regiment an Regiment auf den Osweiler Höhen vor den französischen Commissären aufmarschiren sehen, allein nur der kleine Umstand war dem genauer Beachtenden bemerklich, daß es dieselben Leute waren, welche, nachdem sie in der einen Uniform als Dragoner sich präsentirt hatten, rasch in eine andere gesteckt, jetzt als Fusiliere sich producirten. Die Herren Franzosen aber sahen Nichts; Rieger hatte ihnen g o l d e n e Brillen aufgesetzt.

15. Montmartin und Moser.

Ein Wagen fährt aus dem Schloßhofe von Ludwigsburg. Erschrocken sieht Monsieur Perotin, der das Departement der Vergnügungen des Herzogs zu verwalten hat, lachend blicken die herzoglichen Lackeien der Postkutsche nach. Monsieur Pitrot ist's, der berühmte Tänzer, der Schüler Noverre's, der jetzt sich aus dem schwäbischen Athen entfernt hat, das er für nicht würdig hält, seine berühmten Pas zu sehen. Nur sechstausend Gulden jährlichen Gehalt hatte der große Mann für sein Engagement gefordert, Wachskerzen, Dutzende von seidenen Strümpfen und Handschuhen, Pariser Bänder und noch ein langes Etcätera nicht gerechnet. Auch eine bestimmte Lieferung französischen Weines hatte er nicht vergessen. Mit diesen Forderungen trat er vor Perotin und wiederholte dabei die Worte, welche der Jesuitengeneral an Choiseul gegeben: „sint ut sunt, aut non sint.“ So oder nicht. Perotin sprach: „So“, und der Herzog unterzeichnete mit eigener Hand den Contrakt. Aber wie bei jedem

wichtigen Staatsgeschäfte mußten Duplikate gefertigt und die Ratifikationen gegenseitig ausgewechselt werden. Da traf sich's denn, daß es dem Herzoge einfiel, an dem verlangten Weine eine Ermäßigung treffen zu wollen; Pitrot erfährt's und eilt zu Perotin. Er spricht laut und diktatorisch und verlangt definitive Entscheidung. Als nun unbestimmte und ausweichende Antworten erfolgen, kann sich der Meister nicht länger halten, zieht aus seiner Tasche den Vertrag, reißt ihn zusammen und schleudert ihn zu Boden. Während Perotin bestürzt zum Herzoge eilt, hat Pitrot bereits einspannen lassen und — fort ist er.

Von diesem muntern Geschichtchen, das uns wieder einmal so recht den Uebermuth der französischen Comödianten jener Zeit schildert, müssen wir zu Ereignissen übergehen, die geeignet sind, uns, statt Heiterkeit und Lächeln, Thränen der Wehmuth zu entlocken.

Immer verhängnißvoller gestaltet sich die Lage des Herzogthums. Neben Rieger, dessen gewaltthätige Maßregeln denn doch den Stempel der Größe und zuweilen auch diktatorischer Nothwendigkeit an sich tragen, hat unterdessen ein anderer Staatsmann an der Seite des Herzogs Platz genommen und

theilt mit dem früheren Günstlinge das Vertrauen und die Macht des Fürsten. Mit der Kraft Rieger's hat sich die schmeichelnde, gleißende Cabale des neuen Ministers nun vereinigt.

Friedrich Samuel von Montmartin, derselbe, welcher soviel dazu beigetragen, am kaiserlichen Hofe die Mündigkeitserklärung des Herzogs zu bewirken, ist nun sein erster Rath geworden. Der Präsident in „Cabale und Liebe", wie es scheint in der That eine Reminiscenz Schiller's an diesen Staatsmann, ist das vollkommene Abbild seines Charakters. Kein Mittel war ihm zu schlecht, um sich eine Stellung zu gewinnen, die den beiden gewöhnlichen Zielpunkten menschlichen Strebens: Reichthum und Macht, volle Befriedigung gewährte, kein Mittel zu schlecht oder zu gemein, die gewonnene Stellung zu behaupten. Dabei war er der Mann, der seinen Willen durch die That unterstützen konnte.

Sein Gesicht ist glatt, sein Lächeln süß, seine Züge gefügig, seine Manieren fein, sein Auge scharf. So delicat, wie er, verstehen es Wenige, die Fäden der Intrigue anzufassen und zu verschlingen; so geschickt wie er, Wenige, Ueberredung und Schmeichelei zu gebrauchen.

Zeuge dieser Geschicklichkeit ist die Reichsgrafen=

würde, die ihm von Maria Theresia ertheilt wurde, wie er als Culmbach-Ansbach'scher Gesandte auf dem Reichstage zu Regensburg im heimlichen Einverständnisse mit Kaunitz seinen gegebenen Instruktionen gerade entgegen den Reichskrieg gegen Preußen durch sein Votum entschied. Der erzürnte Markgraf, der ihn sogleich abrufen und ihm dann das Land verbieten ließ, mußte es erdulden, daß der österreichische Gesandte, Reichsgraf Montmartin, durch die Kraft seiner Stellung sich eine Audienz erzwang.

Später in Wien bezeichnet treffend seinen Charakter die Bedingung, mit der er von der reformirten Kirche zur katholischen übertrat, und gibt uns zugleich das vollkommenste Licht über die Absicht seines Religionswechsels. Er wollte an beiden Tafeln prassen, heuchelte die Religionsgebräuche der Reformirten und befolgte zugleich im Stillen, oder, besser gesagt, heuchelte andererseits auch die der Katholiken. Ein solcher Mann war für die Plane Oesterreichs an protestantischen Höfen gerade genehm, und so wurde er denn von der Kaiserin auch nach Stuttgart geschickt, das sein verhängnißvolles Wirken bald und auf traurige Weise kennen lernen mußte. Carl fand in ihm seinen unterthänigsten Diener, den eifrigsten Lobredner, den dienstfer-

sten Vollstrecker seiner ungemessensten und rücksichtslosesten Pläne.

Unter diesen Verhältnissen nimmt es nicht Wunder, daß der Uebermuth Carl's täglich wuchs und er sich erhaben glaubte über alle Ansprüche, die man sonst an Menschen macht. Es lautet wie eine Lästerung Gottes, wenn es wahr ist, daß er damals geäußert haben soll: „Ein Regent ist das wahre Ebenbild Gottes auf Erden; er kann also auch Gutes und Böses nach Gefallen thun.“ Vergessen hatte er die Noth, welche die Realisirung des Subsidienvertrages mit Frankreich über das Land gebracht, vergessen das Unglück, das über die herzoglichen Truppen gekommen. Ein neuer Vertrag wurde mit Frankreich geschlossen, und diesmal zwar auf das Doppelte der bisherigen Truppenzahl; die Landschaft sollte zur Unterhaltung die nöthigen Fonds bestreiten.

Der Plan war von Montmartin schlau erdacht und bei der Eitelkeit Carl's, der immer noch darnach strebte, auch den Ruhm eines großen Feldherrn zu erlangen, fand er ein williges Ohr. Bei seiner Durchführung — so kalkulirte der feine Diplomat — können zwei wichtige Feinde der Ruhe und Machtvollkommenheit des Ministers entfernt werden: die Landschaft und Oberst Rieger. Die Landschaft,

weil sie den Forderungen des Fürsten nicht entsprechen und dann bei dem starren Sinne desselben vollkommen von ihm unterdrückt werden wird; Rieger, weil er wohl schwerlich auf's Neue ein gerüstetes Heer erpressen kann und dadurch fallen muß. Er oder Rieger. Einer mußte weichen; es lag in dem Charakter Beider, daß sie nicht neben einander bestehen konnten. Wie bei den Eimern eines Brunnens hob sich um so mehr der Eine, je mehr der Andere sank. Montmartin war der, welcher sich hob; sein Nebenbuhler war zu leichtsinnig, um das Fortschreiten seines Gegners immer genau im Auge zu behalten und gegen jede Mine desselben eine Contremine anzulegen.

Bereits war die Kriegskasse, die der Oberst zu verwalten hatte, in die Hände Montmartin's übergegangen, bereits ein geheimes Conseil errichtet worden, das den Geheimrath fast überflüssig machte, und in dem außer Montmartin nur von Wahlbrunn und Pflug saßen.

Auch im Aeußern verräth sich der unterthänige Knechtssinn Montmartin's. Wie wir ihn da sehen, immer einige Schritte hinter dem Herzoge, immer unter beifälligem Lächeln die Frage desselben beantwortend, so können wir ihn bei jeder Unterredung

erblicken, die er mit seinem Fürsten hat. Es war übrigens ein delikater Gegenstand, über den er heute berichtete. Carl hatte sich alle Mühe gegeben, die störrige Landschaft, welcher man ein Anlehen von einigen hunderttausend Gulden zuschieben wollte, zu gewinnen. Besonders schmeichelte man den Hauptführern derselben: Fischer, dem Schwiegervater Rieger's, und Moser, der seit 1751 wieder in Württemberg zurück und als Landschaftsconsulent angestellt ist. Sein Tochtermann, Kammerrath Mohl, wurde auf einmal zum geheimen Rechnungsrath ernannt. Moser empfing mit Freuden die Nachricht von dem Avancement seines Schwiegersohns, ließ sich aber dabei durchaus in seinen Rathschlägen für das Land und seinen Protestationen gegen die Gewaltmaßregeln nicht irren. Selbst die persönliche Zuneigung, welche der Herzog ihm öfter bewiesen, und die so groß war, daß er viele eigenhändige Briefe an ihn richtete, zog der unbestechliche Staatsmann bei den Schritten nicht zu Rathe, welche er seines Vaterlandes willen zu thun für nöthig fand.

Einige Tage, nachdem Moser in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die Erlaubniß erhalten hatte, den ihm vom Könige von Dänemark verliehenen Titel als Etatsrath zu tragen, ließ ihn Montmartin zu sich

rufen und bot alle Künste seiner Beredtsamkeit auf, diesen vielvermögenden Rathgeber des Landes von dem Rechte des Herzogs zu überzeugen. Er sprach von der rastlosen Sorgfalt Carl Eugen's, seine lieben und getreuen Unterthanen zu beschützen, von der dringenden Nothwendigkeit dieses Schutzes in einer so gefährlichen, kriegerischen Zeit. Bei dem Mangel an Geld müsse der Herzog zu einem Anlehen greifen; er habe keinen andern Ausweg. Und endlich kamen auch noch die Versprechungen, daß, wenn Moser das Ansinnen des Herzogs unterstütze, er jederzeit auf die „vollwichtige" Gnade desselben rechnen könne. Moser erwiederte: „Excellenz! die Landstände wissen von keinem Kriege; sie können darum auch nicht einsehen, wie die Sorgfalt für des Landes Sicherheit Anlaß zu einem so wichtigen Antrage geben könne. Was mich betrifft, so bin ich eher bereit, dem Herzoge meinen alten grauen Kopf hinzugeben, als mich zu einer Ueberredung der Landstände gebrauchen zu lassen, die gegen mein Gewissen ist."

Hiemit wurde der Landschaftsconsulent entlassen, und Montmartin flog beschämt, daß hier einmal alle seine süßen Worte abgeprallt waren, nach Ludwigsburg zu dem Herzoge.

Erzürnt hörte Carl den Minister an. Was Landschaft! rief er heftig aus, ich bin die Landschaft, ich das Gesetz; ich will selbst mit dem Starrkopfe reden, und mort de ma vie! biegt sich der Mann nicht, so brech' ich ihn.

Den zwölften Juli 1759 erschien ein geheimer Cabinetssecretair bei dem Landschaftsconsulenten und brachte ihm die Weisung, sich sogleich nach Ludwigsburg zum Herzoge zu begeben. Er habe die Ordre, ihn zu begleiten. Moser folgte dem Befehle, und bald stand er mit dem Secretair in der Garderobe des Fürsten. Hier mußte er lange warten. Die Nachricht von des Herren Ungnade war bereits zu den Ohren der allzeit so aufmerksamen, spionirenden Hofdienerschaft gedrungen, und man betrachtete den gefährlichen, gefürchteten Mann, dessen felsenfeste Grundsätze weder Versprechungen noch Drohungen hatten erschüttern können, auch mit Neugierde und Bewunderung, sogar in einer Sphäre, wo man kaum den Muth hatte, von ihm zu reden. Er selbst schien zwar die Gefahr zu ahnen, in der er schwebte, zeigte aber durchaus kein Bangen vor dem entscheidenden Momente. „Unverzagt und ohne Grauen, soll ein Christ, wo er ist, sich stets lassen schauen", so sprach er in der Fülle seines Herzens zu dem ge-

heimen Secretair. Endlich nannte der dienstthuende Adjutant seinen Namen. Kaum war er in das fürstliche Gemach getreten, als der Herzog ihn anfuhr: „Weilen alle meine bishero gegen Ihn erlassenen Resolutionen Nichts genutzt, die Landschaft mit ihren respektwidrigen und ehrenrührigen Schriften noch immer fortfährt, so sehe ich mich genöthigt, Ihn nach Hohentwiel zu schicken, da Er der Concipist der landschaftlichen Schriften ist. Ich werde die Sache durch die allerschärfste Inquisition untersuchen lassen."

„Euer Durchlaucht werden einen ehrlichen Mann finden", war die furchtlose Antwort Moser's. Hierauf wurde er fortgeschleppt und in einen Wagen gesetzt. Ein Unteroffizier und zwei gemeine Soldaten bewachten ihn in der Kutsche. Vor und hinter dem Wagen ritten je drei Husaren und an dem Schlage ein Offizier.

Man hatte die Vorsicht so weit getrieben, zu den eskortirenden Soldaten nur Ausländer zu nehmen, und strenge verboten, trotz einer ungeheuern Hitze, die Kutsche oder nur ein Fenster derselben zu öffnen. Ungeachtet dieser Anordnungen fand die Gefangennehmung des Unglücklichen Mitleid bei seinen Begleitern. Wenn der Offizier sich nur auf einige

Augenblicke entfernte, ließen sie ihm alle Schonung angedeihen, die nur irgend in ihrer Gewalt stand. Einer von ihnen fragte ihn, ob er nicht Bürgermeister zu Stuttgart sei, und als dieses verneint wurde, erkundigte er sich, ob er nicht etwa ein Mitglied des Parlaments? — Der Franzose dachte hiebei an sein Parlament und an die lits de justice Ludwigs XV. — Auf die bejahende Antwort dieser Frage äußerte der Soldat weiter: „Ich bin nur ein armer Teufel, aber ein Stück von meinem Vermögen wollte ich gerne darum geben, wenn mir dies nicht begegnet wäre.“

Nach dreißig Stunden langte man an der nur vier Meilen von Ludwigsburg entfernten Veste an. Unter den Armen mußte der von der Anstrengung zu Tod Erschöpfte hinaufgetragen werden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die Leidensgeschichte Moser's in seinem Gefängnisse zu schildern, nicht die wunderbare Schnellkraft seines Geistes, mit der er ohne Schreibmaterialien dennoch sich angemessene Beschäftigungen erfand. Ueber tausend religiöse Lieder, gelehrte und ergötzliche Schriften verfaßte er in seinem Kerker und schrieb sie mit der Lichtputze an die Wand. Zur Ergänzung unserer Schilderung gehört nur noch als würdiger Schlußstein dieser furchtbaren

Gewaltmaßregel der officielle Artikel, durch welchen man dem Volke Sand in die Augen streuen und eine That beschönigen wollte, die, so lange Clio's Griffel existirt, mit Worten der Verdammniß in die Tafeln der Geschichte eingegraben werden wird. Der Artikel lautet:

„Ludwigsburg, vom 12. Jul. So Reichs- und Landkundig Seiner zu Württemberg regierenden Herzoglichen Durchlaucht angestammte Huld, Gnade und Milde gegen Höchst Dero sämtliche Dienere und Unterthanen ist; so haben Höchst Dieselbe sich dennoch anheute auß höchsttrifftigst bewegenden Ursachen vermüssiget gesehen, selbige bey Seite zu setzen, und den landschaftlichen Consulent Moser auf die Vestung Hohentwiel in gute Verwahrung bringen zu lassen. Es hat sich dieser so viele seltene Rollen gespielte Mann schon längstens in ganz Deutschland durch sein unruhiges Betragen und ohne genugsame Beurtheilungs-Kraft affectirte Zaumlosigkeit berüchtiget gemacht, dahero auch nirgends eine bleibende Stelle gefunden, noch sich bey allen seinen Arbeiten eines wesentlichen göttlichen Segens und Gedeyhens notorischermaßen zu erfreuen gehabt. Seine Herzogliche Durchlaucht haben immittelst seinem Benehmen in denen hiesigen landschaftlichen Geschäften immerzu

mit Großmuthvoller Langmuth nachgesehen, und ihm manche Warnung in ihren gnädigsten und jederzeit mit der zärtlichsten Liebe, auch Landes=Väterlichen Sorgfalt vor Dero getreuen Unterthanen angefüllten Resolutionen auf die landschaftliche Schriften in der Fürst mildesten Anhoffnung gegeben, er werde doch endlich in sich gehen, sich fassen und alle das Unheil beherzigen, welches anzuzetteln er bishero beflissen gewesen. Nachdem er sich aber stetsfort in seiner Bosheit mehrers verhärtet, und es am Ende zu nicht weniger einzuleiten gesucht, als das geheiligte Vereinigungs=Band zwischen Haupt und Gliedern zu schwächen, somit dadurch die allergefährlichste Anschläge auszuführen; als haben Sr. Herzoglichen Durchlaucht bey sothaner äußersten Bewandniß, nach Ihren theuersten Regenten=Pflichten, welche ohne Unterlaß die förderiste Richtschnur aller Ihrer Handlungen sind, nicht weniger thun können, dann in gegenwärtiger frangenti das höchste Gesetz der allgemeinen Wohlfahrt allen andern Betrachtungen vordringen zu lassen, folgbar ein so gefährliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft außern Stand zu setzen, ferner=weitern Schaden anzustiften."

Wie aber die wirklichen Verhältnisse im Lande waren, welches Recht Moser hatte, seinen grauen

Kopf für das Wohl des Vaterlandes einzusetzen, das beweist der Cassasturz, den der Herzog im Januar desselben Jahres im Landschaftsgebäude bereits hatte vornehmen lassen. Es handelte sich um dreißigtausend Gulden, die von dem Ausschusse verlangt wurden. Er verweigerte sie nicht, allein er wollte hingegen Abstellung der Landesbeschwerden. Es ist dieß nur Ein Pröbchen aus den Verwaltungsmaßregeln Montmartin's gegen die ständischen Institutionen des Landes. Ihm voraus waren bereits Gewalthandlungen der verschiedensten Art gegangen. Der Schriftenwechsel der Regierung und Stände bietet auffallende Belege hiezu; unbeschränkte Unterwerfung wird gefordert; der Widerspruch unanständig, unsinnig genannt. Cela sent la revolte! drohte der Minister, und die Landschaftseinnehmer sucht er mit den Worten einzuschüchtern: Sie werden unglücklich bis in's dritte Glied, wenn Sie nicht des Herrn Willen thun. Am 31. rückte unter Trommeln und Pfeifen die ganze Garnison, fünf- bis sechstausend Mann an das Landschaftsgebäude. Während unten die Bajonette blitzten — sogar ein Schuß fiel — gingen die herzoglichen Räthe Pfeil, Mylius und Breyer hinauf und nahmen — wie das schon einmal

im Juli des vergangenen Jahres geschehen — den gewaltsamen Kassesturz vor.

Damals mag es wohl gewesen sein, daß der Herzog selbst an der Spitze seiner Truppen unten harrte, wie sich die Sache gestalten würde. Sein Pferd des Wartens überdrüßig, fing an auf das Gebäude hinzugallopiren. „Mein Pferd will immer vorwärts", sagte er zu einem Officiere seiner Suite. — „Euer Durchlaucht sind vielleicht schon zu weit gegangen; der Schritt könnte üble Folgen haben", war die Antwort. „Dem werd' ich vorzubeugen wissen," entgegnete Carl, trat, als er in den freundlichen Zügen der Rückkehrenden das glückliche Resultat seines Staatsstreiches sah, nun selbst Gnade und Huld in den Saal der Landschaft, und konnte sich nicht versagen, mit der huldvollsten Miene die höhnischen Worten auszusprechen: „Meine Herren, damit Sie sehen, daß ich das mir bewilligte Geld nicht unnütz anwende, habe ich meine Truppen hier versammeln lassen, um sie den Ständen in Schlachtordnung zu zeigen.

Glücklich also war der Feldzug gegen die Stände vollendet worden; weniger glücklich fiel der gegen die Preußen aus, der im Winter desselben Jahres stattfand. Damit ja Niemand die zu hoffenden

Lorbeere von seiner Stirne zu reißen sich erkühne, hatte der Herzog bei seiner Vereinigung mit Broglio wieder ein eigenes Corps gebildet. Aber während er sich fröhlich und guter Dinge auf einem Balle zu Fulda mit den dortigen Damen amüsirte, war der Herzog von Braunschweig in die Stadt gedrungen und bald mischten seine Flintenschüsse sich in die Klänge der Musik. Der Oberst Pöllnitz mit zwölf Compagnien war schnell gefangen und der Herzog mit den übrigen entkam mit Noth; die Soldaten zogen die Pappen aus ihren Gamaschen, um nur schneller laufen zu können.

Carl's Eitelkeit mußte diesen Unfall verschmerzen, und man muß gestehen, er that dieß auf eine merkwürdige Weise; die offenkundige Niederlage wurde bei ihm zum Siege. In einem Briefe an Montmartin schrieb er: „Ich habe sechshundert Grenadiere aufgeopfert, um achttausend zu retten, und der Streich ist mir gelungen." Ganz conform mit den Worten dieses Briefes waren die Siegesbülletins, welche die Stuttgarter Zeitung über die Flucht aus Fulda brachte.

16. Eine Hofkabale.

Die Veste Hohentwiel sollte bald noch einen andern Gast erhalten; den Patrioten und den Günstling sollten Eines Kerkers Mauern umschließen. War dem Minister jener für das Herz des Volkes, so war dieser ihm für das Herz des Fürsten zu gefährlich.

Einst, als nach dem jähen Tode seines Gönners der Jude durch Ludwigsburg auf den Asperg gebracht wurde, sah das Volk jubelnd den gestürzten Favoriten durch seine Straßen führen. Heute, als auf einmal die unerwartete plötzliche Kunde von dem Falle Rieger's hieher gelangte, als man den bewachten geschlossenen Wagen sah, in welchem der vordem so Gefürchtete nach dem Asperg transportirt ward, standen die Einwohner in starres Staunen, fast in Schrecken versunken. Mitleid konnte man keines fühlen mit dem Manne, der mitleidlos mit dem Lande verfahren; aber Freude über seinen Sturz empfand man auch nicht, denn man wußte, daß der, dem er Platz machte, schlimmer war, als er.

Man war nur einen Dränger gegen einen andern los geworden.

Auf und nieder waren an dem Hofe Carl's die Waagschalen Montmartin's und Rieger's geschwankt. Bald hatte der eine, bald der andere einen Vortheil bei dem Herzoge sich errungen, je nachdem der eine oder andere neue Einnahmsquellen in die ewig leere Kasse des Fürsten geleitet oder auf geschickte Weise einer Lieblingspassion desselben geschmeichelt hatte.

Der Subsidienvertrag mit Frankreich war zu Ende gegangen und ein Versuch, mit Spanien einen andern anzuknüpfen, mißlungen. Der Herzog mußte also entweder seine Truppen auf den alten Fuß reduziren oder dem Lande die Erhaltung derselben aufbürden. Obgleich auch der letzte Feldzug der Württemberger unglücklich ausgefallen und sie bei Torgau eine Niederlage erlitten hatten, obgleich Carl damals den grausamen Spaß Friedrich's II. erdulden mußte, von dem eignen Bruder Friedrich Eugen in die Flucht gejagt zu werden, so hatte er dennoch die alte Soldatenliebe nicht aufgegeben, und es kränkte seine Eitelkeit, die Truppen reduziren zu müssen. Montmartin war indessen für die Reduction, er stellte die Unmöglichkeit vor, auch für die nächsten Monate

den Sold zu bezahlen und behauptete den Mangel alles Geldes in der Kriegskasse. Er wurde entlassen und Rieger gerufen. Wo Jener eine Unmöglichkeit sah, fand dieser durchaus keine Schwierigkeit: „Entweder, sagte Rieger, hat er Eure Durchlaucht belogen, oder er kennt den Cassebestand nicht, es sind sechstausend Gulden parat und ich will sogleich mit dem Regimentsquartiermeister nach Stuttgart hinüber, um die erforderlichen Summen zu heben.“ Gesagt, gethan. Es war nicht einmal nöthig, die Kassen ganz zu leeren.

Während Rieger in Stuttgart, war Montmartin wieder in Ludwigsburg und legte dem Fürsten einen Reduktionsplan für die Truppen vor. Carl antwortete kalt: „Kommen Sie Morgen um neun Uhr, heute habe ich nicht Zeit, ihn durchzugehen.“

Mit dieser überraschenden Antwort mußte Montmartin zurückkehren und schickte sogleich seine Spione und Genossen aus, um den Grund derselben zu erspüren. Dies war nicht schwer. Rieger's Maßregeln konnten kein Geheimniß bleiben und der Graf hatte Zeit bis zum Morgen, um den Gang zu überdenken, den er nun einzuschlagen habe.

Ruhig als ob Nichts vorgefallen, in der gewohnten allerunterthänigsten Stellung erscheint der

Minister vor dem Herrn; mit dem einschmeichelndsten Lächeln versichert er:

„Nach dem gestern gegebenen Befehle erscheine ich; allein nicht um einen Reductionsplan vorzulegen. Wenn es zwar jetzt in der Kriegskasse nicht fehlt, so fehlt es in zwei andern und der Mangel wird in ersterer in kurzer Zeit um so stärker sein. Kleine Ressourcen und Palliativmittel bin ich nicht gewohnt vorzuschlagen; aber ich habe hier einen Plan, wie das nöthige Geld herbeigeschafft werden kann, da es Eurer Durchlaucht edlem Herzen schwer fällt, Jemand außer Brod zu setzen, und Sie den Wunsch geäußert haben, bald ein Lager zusammenzuziehen. Die Landschaft wird sich zwar sträuben, und nicht wenig über mich schimpfen, allein sie protestirt gegen alles Neue und die Gnade Eurer Durchlaucht ist mir das Schätzbarste auf der Welt.“ —

Nach dieser wohlgesetzten Rede entließ ihn der Herzog mit dem Versprechen, seinen Plan durchzugehen, und eilte auf die Parade. Von hier aus nahm er Rieger mit sich und erzählte ihm das Vorgefallene. „Ich weiß wohl, was davon zu halten, allein ich kann Montmartin noch nicht entbehren und er muß mir Geld für das nächste Lager schaffen. Der Graf ist gewiß äußerst aufgebracht gegen Ihn,

aber er hat seinen Zorn mit keiner Sylbe verrathen; auch wird derselbe Ihm bei mir Nichts schaden, denn ich weiß, was ich für einen treuen Diener an Ihm habe."

Dem war aber nicht so. Seit jener Zeit war Montmartin's ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet, endlich einmal den Hauptschlag zu führen, durch den Rieger für immer entfernt werde, und im November des Jahres bot sich hiezu eine gute Gelegenheit.

Nach dem Siege bei Freiburg in Sachsen war General von Kleist mit einem Truppenkorps in Franken eingefallen, um von hier aus Streifzüge zu machen. Der Minister hatte von seinem ehemaligen Aufenthalte in Bayreuth Gelegenheit genommen, dem Herzoge Nachrichten über Kleist's Operationspläne mitzutheilen, und so brachte er denn eines Tages einen Brief, in welchem auch die Kunde enthalten, der General sei von Friedrich II., der über Carl wegen des sächsischen Feldzuges und des Betragens gegen Elisabeth Sophie höchst aufgebracht sei, angewiesen worden, nach Stuttgart vorzudringen. Montmartin setzte noch hinzu, daß er durch den Postmeister erfahren habe, Kleist stehe mit Personen in Stuttgart in brieflichem Verkehr und Einverständ-

niß, und daß Vorkehrungen getroffen seien, die treffenden Schreiben zu erhalten.

Die Besorgniß des Herzogs war erweckt, und er drang in den Minister, Alles aufzubieten, um die Vaterlandsverräther zu entdecken. Den nächsten Posttag übergab bereits Montmartin einen Brief; Adresse und Petschaft zeigten, daß derselbe von Rieger herrühren müsse, und zudem sagte der Sekretair aus, er habe schon viele Briefe des Obersten an Kleist erhalten. Für den Herzog war das schon genug, um den dringendsten Verdacht gegen seinen Günstling zu hegen und denselben zur Rede zu stellen. Allein Montmartin, dem daran lag, keine Vertheidigung oder Untersuchung zu veranlassen, ehe die Schlinge ganz gelegt war, spielte den Edlen, Vorsichtigen und bat, der Herzog möge bessere Beweise abwarten, Rieger könne vielleicht schon mit Kleist seit Jahren in Briefwechsel stehen; es sei bereits Ordre gegeben, daß, wenn ein Brief von Kleist an denselben durch die Post eintreffen würde, man ihn durch eine Staffette hievon benachrichtige, und dann könne man die Sache untersuchen.

„Und wenn es um Mitternacht ist, so will ich gleich hievon Nachricht haben", sagte der Herzog.

Wirklich wurde ein paar Tage darauf Carl um

ein Uhr Nachts geweckt. Die bewuste Staffette war eingetroffen. Vor Tagesanbruch war der Herzog schon auf der Stuttgarter Post, um sich die an Rieger adressirten Briefe übergeben zu lassen. Ein Wappenbuch war zur Vergleichung der Siegel aufgeschlagen; Kleist's Siegel wurde auf einem der Briefe erkannt. In dem nun erbrochenen Schreiben fand sich zwar in scherzhafter Rede das Versprechen dieses Feldherrn, Stuttgart zu besuchen, allein dennoch zu wenig, Rieger einer Verrätherei zu überführen. Da fiel es Montmartin ein, ob nicht die zweite leere Seite des Briefs etwa mit chemischer Tinte beschrieben wäre. Und als man die Mittel versuchte, durch welche diese Tinte sichtbar wurde, entdeckte sich ein ganzer mit Kleist verabredeter Plan Rieger's, Stuttgart zu überrumpeln, die Landschaft zu Herrn zu machen und Montmartin gefangen zu nehmen. Keinen Augenblick mehr war nun der Herzog über Schuld und Unschuld des Verdächtigen in Zweifel, und diesen Morgen noch sollte ihn die Rache des Fürsten erreichen.

Ein Adjutant befahl Rieger auf der Parade zu erscheinen. Dieser unwohl, ließ sich entschuldigen. Der Herzog hiedurch noch mehr von der Verrätherei

überzeugt schickte, zum zweiten Male; „er müsse kommen, wenn er auch noch so krank sei.“

Rieger erschien. Kaum aber näherte er sich dem Paradeplatze, als schon Carl mit den Worten: „Schändlicher Verräther!“ auf ihn losstürzte und mit eigener Hand den Orden von seiner Brust riß. „Euer Durchlaucht sind falsch berichtet, ich bin unschuldig“ stotterte betroffen und überrascht Rieger. „Nur zu gut berichtet!“ antwortete der Herzog, hob seinen Stock auf und stieß ihm denselben auf die Brust: „fort mit dem schlechten Kerl!“

Er wurde in einen elenden Wagen geschleppt und zuvörderst auf den hohen Asperg, des andern Tags nach Hohentwiel gebracht. Den Brief aber, der Rieger in's Elend stürzte, hatte Montmartin schreiben, nach Bayreuth schicken und dort auf die Post geben lassen.

Damit war also die eine Hälfte der Intrigue gelungen; noch war aber die andere Hälfte derselben in Ausführung zu bringen.

Obwohl Kleist nicht daran dachte, nach Stuttgart zu marschiren, so hatte Montmartin dem Herzoge die Sache doch so bestimmt gemeldet und ihm solche Angst eingeflößt, daß man bereits alle Vorkehrungen zur Vertheidigung und — zur Flucht getroffen hatte, und als gar ein Adjutant berichtete,

preußische Husaren an der Grenze gesehen zu haben, wurden die Staatswagen eingespannt, die Sängerinnen und Maitressen hineingesetzt, der Marstall zur Abreise fertig gemacht, die Kostbarkeiten, die Archive gepackt, die Kassen geleert und alles dieß unter der Bedeckung einer Escadron Dragoner nach Straßburg geschickt. Die Garde zu Fuß hatte den Befehl, sich zum Marsch nach Hohentwiel fertig zu halten, und in dem Vorzimmer des Herzogs mußten Tag und Nacht sechs Offiziere derselben zum Verschicken bereit sein.

Im Volk war man keineswegs so bestürzt, man freute sich auf die Preußen, und gerade die Soldaten waren ihre eifrigsten Lobredner; sie hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als in preußische Regimenter gesteckt zu werden. Auch hatte sich die Sage verbreitet, Friedrich Eugen, der beliebte Bruder des Herzogs, werde mit in's Land kommen, und so hoffte man denn alles Gute von dem versprochenen Einfalle.

Freiherr von Gemmingen war zum Abschlusse einer Kapitulation abgesandt, ein Kriegsrath in Stuttgart versammelt worden. Hier traten denn die alten Offiziere, obwohl Montmartin sich alle Mühe gab, sie einzuschüchtern, mit ihrer wahren Meinung offen heraus und erklärten, daß man mit einer so großen

Armee nicht fliegen könne, und andere Nachrichten bereits angekommen sein müßten, wenn die Gefahr so dringend wäre, als man sie sich dächte.

Sechs Offiziere warteten fortwährend im Vorzimmer des Herzogs. Die Vertheidigung in Stuttgart wurde unausgesetzt eifrig vorbereitet, allein Kleist kam nicht. Nach und nach ward man furchtloser, lässiger, die Maitressen und Wagen kehrten aus Straßburg zurück, und zuletzt stellte sich heraus, daß die preußischen Soldaten, welche der Adjutant gesehen haben wollte, zwei Bediente des Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst gewesen, die sich in preußische Uniform gesteckt und den Spaß gemacht hatten, sich für den Vortrab Kleist's auszugeben.

Montmartin hatte aber dennoch seinen ganzen Zweck erreicht; denn die Kassen hatte er geleert und die Kostbarkeiten in seine Hände gespielt. Auch kamen zwei Wagen von den abgesandten nicht mehr zurück; es waren dieß die Schätze, die der Minister bereits erworben und die er im Auslande für sicherer hielt, als in Württemberg.

Unterdessen seufzte Rieger in seinem Gefängnisse. Ein eigenthümlicher Zufall, wenn man nicht sagen will ein Wink der Vorsehung, wollte es, daß Rieger selbst den Kerker, in welchen man ihn ge-

schleppt, hatte einrichten lassen. Kurz vor seinem Sturze war er nämlich mit dem Herzoge auf Hohentwiel gewesen, und als man in ein Gewölbe kam, in welches weder Licht noch Sonne hineindringen konnte, äußerte er sich: „Das gäbe so recht ein Gefängniß für Staatsverbrecher.“ Carl folgte dem Rathe, und Rieger war der erste Bewohner des neugeschaffenen Kerkers. Auch durch den Kommandanten der Veste wurde der Gefangene an sein früheres Wirken erinnert. Er war des Obersten persönlicher Feind, welcher einst bei dem Herzoge durch Verleumdungen Riegers in Ungnade gebracht, für diese Kränkung nun auf gräßliche Weise Vergeltung übte. Die Behandlung, die dem einstigen Günstlinge widerfuhr, war schrecklich. Sein Zimmer wurde nie gereinigt, sein Bart nie geschoren, das Essen ihm durch einen Schieber gereicht. Niemand durfte ihn besuchen; die einzige menschliche Stimme, die er vernehmen durfte, war die seines Peinigers, welcher täglich vor seinen Kerker kam. So saß er lebendig begraben vier Jahre lang.

16. Am Hofe Carl Eugen's.

Zwei Unglückliche haben wir fallen gesehen, einen, der zu Grunde ging, als er der Sirene widerstrebt hatte, den andern, den sie verdarb, als er ihr gefolgt war. Aber sie selbst, die verlockende, mit ihrem süßen Gesange haben wir noch nicht gehört, noch nicht geschaut mit ihrem verstrickenden Zauber. Dort sitzt sie auf dem thränenbenetzten Boden des Hofes Carl's, die Sinne berückende Nymphe, und während ihr Mund die anmuthigsten Weisen anstimmt, breitet sie nur gar zu oft auf dem trügend-schimmernden Teppich der Lust ihre Garne aus. Sie zürnt dem, der ihr zu entfliehen trachtet, und verdirbt den, der ihr gehorcht. Unglücklicher Schubart! Auch du hast sie vernommen, ihre berauschenden Töne; noch in des Thurmes Kerkerstuben klangen sie dir nach, und erst spät, als des Unglücks Stürme über dich hereinbrachen, vermochtest du dich ihrer zu entschlagen.

Jene lusterfüllten Säle, wo hier reizende Frauen in den verlockendsten Toiletten, dort der Pharotisch mit sympathetisch-mächtigem Goldklange, die

Künste des Theaters oder die einschmeichelndste Musik des Tanzes uns einladen, auch wir wollen sie besuchen; allein Asmodeus, der die Dächer Sevilla's aufgedeckt und in die verborgenen, verschlossenen Zimmer sieht, der die Maske der Heuchelei abreißt, hat uns ein wenig in seinen Schutz genommen und will uns eine Brille geben, durch welche wir Manches gewahren können, was trotz dieses Lichtmeeres Andern weniger sichtbar ist. Wie jene Bilder des Mittelalters, denen je ein Spruch an ihrem Munde hängt; wie jene Schauspieler derselben Zeit, die vorn auf ihrer Brust immer ihren Namen und ihre Charakterbezeichnung trugen, so werden uns die Gestalten erscheinen, welche da mit ihren glattesten Hofmienen, mit zugeknöpften Charakteren und Uniformen herumwandeln.

Sechszig Carossen brausen von Stuttgart nach Ludwigsburg hinüber, nachdem dort schon einige Tage die Feierlichkeiten für des Herzogs Geburtstag begonnen, um sie hier fortzusetzen. In der Mitte der Orangerie machen die Wagen Halt. Der Hof sammelt sich um den Herzog; mehr als zwanzig Fürsten und Grafen des Reiches beeilen sich, in die nächste Nähe Carl Eugen's zu kommen. Die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, Fürstenberg, Thurn und

Taxis, drei Fürsten von Schwarzenberg, die Grafen von Oettingen-Wallerstein, Fugger und Montfort gewahren wir unter den Gästen. „Dieser Graf Montfort, jetzt umgeben von Reichthum und Vergnügungen, wenn der durch unsere Brillen schauen könnte — beginnt Asmodeus seine Erklärung —, in vierzehn Jahren wird er arm und verlassen bei dem Pfarrer zu Tettnang sterben, dessen Gnadenbrod er gegessen.“

Hin und her rennt die Hofdienerschaft, um die Befehle des Herrn zu vollstrecken; in rother mit Silber gestickter altspanischer Tracht und Rüstung prangen die Trabanten; in grünen goldbesetzten Röcken glitzern die Leibjäger; die Leibhusaren sind in prächtige, mit kostbaren Pelzen verbrämte rothe Wämser gekleidete Männer, deren Statur an die Garde Friedrich's I. erinnert; aber alle diese scheinen Pygmäen, wenn sie sich dem Hoftürken nähern, dem viel besprochenen Melchior Thut. Sieben Fuß sechs Zoll ragt der Riese wie ein wandelnder Kirchthurm hoch hinauf in die Luft und mahnt uns an die Mährchenwelt, in deren Reich solche Gestalten die verzauberten Gärten und Paläste hüten. So groß der Mann ist, so gut ist er, reinen, zarten Gewissens und dienstfertig. Sollte

man's glauben! Er nährt seinen ungeheuern Körper am liebsten mit Mehlspeisen und in seinem sechszehnten Jahre war der Glarner so klein, daß man ihn nicht zum Abendmahle lassen wollte; da auf einmal fing er an aufzuschießen und anzuschwellen und wurde groß und größer, und das ging so rasch, daß er ordentlich sichtbar Tag für Tag zunahm.

Die Orangerie selbst ist eines der schönsten Werke, die damals Europa aufwies; staunend geht man durch diese Alleen von Orangenbäumen und fragt sich: Sind wir plötzlich nach Italien gerathen, daß diese Masse von Südfrüchten unter freiem Himmel auf offenem Boden gedeihen könnte? Wir freilich unter dem Schutze des Asmodeus, wir sehen die großen Kübel, die unter der Erde verborgen sind, und unsern Blicken entgehen auch nicht die beiden Oefen, die man ganz schlau versteckt hat, und die bei mangelnder Sonne die nöthige Wärme hervorbringen. Wenn aber der Himmel mit Regen droht, wenn ein Herbststurm über die Gegend daherfährt, was dann? Dann ohne Hammerschlag und Riegel breitet sich binnen vierundzwanzig Stunden ein ungeheures Dach über die Tausende von Bäumen. Asmodeus raunt uns in's Ohr: Auf ein Jahrhundert sind die Württemberger Wälder dadurch ruinirt.

Der Herzog weilt nur kurze Zeit mit seiner Gesellschaft in dem reizenden Garten, und die Bassins und Wasserwerke, die Hecken von Jasmin, Caprifolium und Myrthen bilden heute, wo ihn wichtigere Dinge beschäftigen, keinen Gegenstand der Aufmerksamkeit. Er führt, den kleinen Garten durchschreitend, den Hof in den kleinen Marmorsaal, wo eine reich besetzte Tafel zum Genusse einladet. Asmodeus zupft uns schon wieder und legt schelmisch den Finger auf den Mund. Er hat Recht; bald wissen wir, was er will; denn nachdem die Schaugerichte entfernt und die Platten aufgedeckt waren, findet sich's, daß der Herzog sich einen Scherz gemacht und alle Platten leer sind. Carl Eugen führt seine Gäste weiter. In dem Saal der Garden empfangen uns dichte Wolken; das Chaos breitet sich über uns aus. Der Herzog winkt; es zertheilt sich und man sieht im Hintergrunde im Olymp Jupiter, Apollo und Merkur. Die Götter fangen sogleich an italienisch zu reden, indem Apollo den Jupiter mit folgenden Worten aus der Feder des Herrn Hofpoeten Tagliazuchi anspricht:

„Vater der Götter, Herr der Welt! Unterbrich den Krieg der Könige und Elemente; denn an diesem Tage feiert die Erde den Geburtstag eines Fürsten,

dessen große Eigenschaften ihn und den glänzenden Hof, der sich um ihn schaart, würdig machen, in den Olymp aufgenommen zu werden. Erlaub, daß meine Strahlen dieß dichte Gewölke, das den Eintritt wehrt, zerstreuen, und gebiete den Göttern, den Jahreszeiten und Elementen, ein Fest zu verschönern, welches die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregen soll"; und Jupiter erwiedert: „Sohn der Latona, ich billige deine Gedanken; sie schmeicheln mir. Nie haben mein Ruhm und meine Macht eine schönere Gelegenheit gehabt, sich zu zeigen. Alle Künste, deren Vater Du bist, Apollo, sollen sich vereinigen zur Feier des großen Tages. Er sei bezeichnet durch die Wiederkehr des Friedens auf die Erde; die Elemente und Jahreszeiten sollen sich versammeln; der Palast der Herrlichkeit um den Olymp erhebe sich, daß seine ätherischen Pforten sich öffnen bei dem Anblicke des Sterblichen, der heute zum Glücke seiner Unterthanen geboren wurde."

Jupiter schleudert einen Donnerkeil aus seinen Händen; weithin tönt sein Dröhnen; die Wolkengruppe theilt sich, und verklärt durch die Feuerkünste Apollo's zeigt sich der „Palast der Herrlichkeit."

Wirklich ein wunderbares Gebäude; zweihundert und vierzig Fuß umfaßt der Tempel, den die kunst-

reiche Hand Colomba's hier dekorirt hatte. Blumen, Cascaden und die reichsten Drapperien zieren den Boden, vergoldete Säulen tragen das Ganze; allegorische Bilder, Festons schmücken es aus, und von Palmen umragt, unter Wolken, die sich hoch bis zum Himmel erheben, gewahren wir den Olymp. Liebliche Gesänge tönen und laden die Gäste ein, auch warten ihrer ringsum kleine Tischchen, auf denen die appetitlichsten Gerichte stehen. In einer Kuppel, zu der man durch eine vergoldete Stiege gelangt, ist die Tafel des Herzogs mit seinen Gästen angebracht. Hoch im Gewölbe zeigt sich Jupiter, Apollo und Merkur; etwas tiefer Saturn, Neptun und Pluto; noch tiefer andere Gottheiten; auf den Felsen blickt aus Getreidehalmen Ceres hervor, und unter schattigen Bäumen haben sich Pan, Faunen und Sylvanen gelagert. Vier Cyklopen schmieden an einer Esse; weithin tönt der Lärm ihrer Hämmer. Aeolus hütet die Winde, daß sie den schönen Tag nicht stören sollen, und alle Elemente und Jahreszeiten finden ihre Vertreter. Hunderttausend Wachskerzen und Lampen erleuchten das Gebäude, das mit Recht der Palast der Herrlichkeit heißt.

Ein heiseres Lächeln tönt hinter uns. Es ist

Asmodeus, der uns eine Geschichte zu erzählen hat:

Vergangenes Jahr hat der Herzog Servadoni kommen lassen und ihm aufgetragen, so reich als nur immer möglich einen solchen Palast der Herrlichkeit zu bauen; der Italiener aber machte große Augen, und ohne weitere viele Complimente fragte er geradezu: „Haben denn Eure Durchlaucht die Schätze der Könige von Frankreich, Spanien und Portugal zusammen?" Mit einem stolzen Lächeln erwiderte Carl: „Meine Kasse ist hinreichend für alle meine Pläne." — „Wenn denn Eure Durchlaucht es befehlen, sprach mit derselben Dreistigkeit der Chevalier weiter, so will ich Ihnen den Tempel machen, aber ich verspreche Ihnen im Voraus, daß, wenn er fertig ist, Sie nicht so viel übrig haben, um Ihr Frühstück auf den andern Tag zu bezahlen." Darauf hat Servadoni den Tempel zwar nach der Kasse des Fürsten zugeschnitten, aber doch nicht nach der Kasse und dem Geschmacke des Volks, denn dann wäre er gar nicht gebaut worden. Das habe ich nur erzählen wollen.

Während die Gäste der seligen Götter an solideren Speisen als Nektar und Ambrosia sich sättigen, steigen von vierzehn Amoretten begleitet aus

der Mitte der Tafel Venus und Amor empor; der Liebesgott und seine Gefährten reichen den sechszehn speisenden Damen Blumensträuße von — Porcellain aus der Fabrik von Ludwigsburg.

Nun zieht Amor einen Pfeil aus seinem Köcher, legt ihn auf seinen Bogen und schnellt ihn gegen die Mauer des Palastes, und wie der Pfeil die Wand erreicht, wird sie dünn und leicht und schwebt hinauf und ein Theater zeigt sich unsern Blicken.

Kennst du die Venus? fragt Asmodeus; ich will sie dich kennen lehren. Die Venus heißt Toscani, und es war vor drei Jahren anno 1760, als sie in Begleitung des berüchtigten Casanova und ihrer Mutter nach Stuttgart kam. Sie war eigens mit ihrer Mutter an den Hof gereist, um herrschende Maitresse zu werden. Es ist eine garstige Geschichte, die sogar der Teufel zu erzählen sich schämt, die bei dieser Gelegenheit Casanova berichtet. Daß sie ihren Zweck durchgeführt, kannst du jede Minute hören. Der Herzog kann sich trösten; er war doch hier wenigstens nicht, wie Casanova bezeugt, der zweite. Aber deswegen mußt du nicht glauben, daß sie dahier die Einzige ist; die Maitressen haben an diesem Hofe eine eigene Livree: blaue Schuhe, und hie und da

wird auch eine Schildwache vor ihre Wohnungen postirt.

Der Vorhang rollt auf. Ein Ballet von dem göttlichen Noverre mit der Musik Rodolphis eröffnet die Vorstellung. Die Tänze Noverre's sind mehr Pantomimen, die fortwährende Tableaux vorstellen, und wo jeder Sprung Bedeutung haben soll. Bei den größeren Balleten werden Programme herumgereicht, um dem Publikum das Verständniß der Tänze zu geben.

Dieser Noverre, stört mich Asmodeus in dem Anblicke der Damen Nency und Toscani, dieser Noverre hat ein großes Buch über den Tanz geschrieben, aber Württemberg muß seine Kunst theuer genug bezahlen; er kostet dem Lande jährlich soviel als eine kleine Armee, jährlich seine zehntausend Gulden zum Mindesten.

Wie gefällt Dir die Nency? fährt er dann weiter fort, indem er bemerkt, daß ich sie beobachte. Diese Engländerin steht auch im Solde des Herzogs. Hat sie nicht die Taille und die Figur eines Dragoners, und parole d'honneur! sie hat auch das Benehmen dazu. Ihre Mutter hat sie in ihrer Jugend schon verkauft, und jetzt ist sie eine der berühmtesten Tänzerinnen und eine der berüchtigsten

Courtisanen Europa's. Sie hat die Madame Agatha abgelöst, die zuletzt des Herzogs müde worden und auf einer Reise in Venedig ihren Abschied erhielt. Sie und der Graf von Pappenheim, der sie an den Hof gebracht hatte, wurden mit einander entfernt, als sie der Herzog zusammen im Garten sah.

Baletti erscheint. Welches Feuer in seiner Bewegungen, mit welcher Leichtigkeit schlägt er das Tambourin!

Er kann's auch thun für ein so schönes Landhaus und für die Freundschaft des Herzogs, unterbricht Asmodeus meine Betrachtungen.

Auf Baletti folgte Lepi. Seinem interessanten Aeußern wußte er durch die Grazie seiner Haltung und das Schmachtende seines Spieles noch mehr Geltung zu verschaffen; „er war der Bathylus seiner Zeit, so wie der Pylades derselben Vestris gewesen."

Doch da ist er selbst „le diou de la danse."

Alles war Auge bei der unvergleichlichen Anmuth und Gewandtheit, bei der Mannichfaltigkeit und plastischen Schönheit seiner Stellungen.

Auch eine merkwürdige Personnage und eine absonderliche Familie, der Vestris da mit seinen

Kindern! Stolz, als ob er ein Gott, kann er tanzen, als ob er ein Engel, und hat Scandale mitgemacht, als ob er ich selbst wäre. Die muß man Abends beisammen sehen; die freche Teresina mit ihrem Liebhaber regalirt von dem Gelde, das sie eben von ihm erschmeichelt; die bigotte Mutter und die nichtswürdige Violenta setzen sich um das Mahl herum, welches der Alte mit Anekdoten aus seiner theatralischen Laufbahn würzt, und das der verschwenderische August, der nicht allein ein großer Tänzer, sondern auch ein vortrefflicher Koch ist, bereitet hat. Sieh Dir ihn recht an, den großen Mann, der, wie er selbst von sich sagt, „die Wonne seiner Zeit, ein Mann aus Nichts, dessen Ruhm zu den Sternen steigt, den die Monarchen lieben, adeln, bereichern." Er und der König von Frankreich stehen so ziemlich auf einem Fuße, und nur einmal, ich sehe es kommen, sagt der spöttische Teufel, werden das Haus Vestris und das Haus Bourbon mit einander zerfallen. Wie kann aber auch der König von Schweden die Kühnheit besitzen, die Wiederholung eines anstrengenden Ballets zu verlangen! Doch der Krieg wird enden, die Königin wird sich in's Mittel legen und die feindlichen Mächte besänftigen.

Und daß er so tief hinabsteigt und den Herzog von Württemberg besucht, das muß ihm dieser theuer genug bezahlen. Für die achtzehn Monate, die unser Mann im Ganzen zu Ludwigsburg war, versteht sich in sechs Jahren, denn länger als ein Vierteljahr auf einmal kann er's nicht aushalten, hat er nur baare vierzigtausend Gulden eingestrichen, nicht mitgerechnet ein Couvert von sechs Gerichten, das er von der Hoftafel, den herzoglichen Wagen, den er aus dem kleinen Stall hat, und die hundert Louisd'or, die er für jede Reise vergütet bekam."

Unterdessen eilt das Ballet seinem Ende zu. Der fallende Vorhang sieht die ungeheuere Bühne voll von Figuranten und Figurantinnen, die, mit den herrlichsten Costümen geschmückt, Gruppen darstellen, in welchen Kunst und Natur Alles aufbieten, dem Auge zu schmeicheln.

Ja diese Figurantinnen, meint Asmodeus, die haben Recht; jede derselbe hat die Maitresse in der Tasche, um auf ein bekanntes Sprichwort anzuspielen. Seide und Gaze, Sammt und Perlen werden übrigens nicht gespart, und was Geschmack anlangt, so hat's Carl Eugen so weit gebracht, daß meine lieben Pariser bei ihm in die Schule gehen müssen. Meister Boquet, der Costümezeichner der

Pariser Oper sitzt schon wieder da drüben und sieht sich den Schnitt ab, um ihn mit heim zu nehmen.

Die Oper „Dido" von Jomelli folgt. Metastasio hat den Text dazu geschrieben. Die Oper wird vom Componisten selbst dirigirt. Die Ouverture ist in den gewöhnlichen drei Sätzen, allein die Genialität ihres Schöpfers weiß sie dennoch durch geschickte Wechsel zwischen forte und piano interessant zu machen. Der Charakter der Musik ist süß sinnlich, angenehm erregend, ohne tiefere Empfindungen zurückzulassen. Dieses Crescendo und Diminuendo, welches Jomelli zuerst in die Musik eingeführt hat, übt fast eine magische Kraft auf die Zuhörer; wenn der Ton wächst, hebt sich Mancher empor, und mit dem sinkenden Tone läßt er sich wieder nieder.

In Betrachtung des berühmten Componisten versunken, dessen Ruhm Europa erfüllte, höre ich die Stimme des Asmodeus.

Den brauchst Du nicht zu schildern, den hat Lavater gezeichnet, wispert er mir in die Ohren. Lies! Und ich lese. „Ein Kopf, der allenfalls Genie ist, wenigstens sein kann, wenig ruhiger, forschender, still auseinanderlesender Verstand, mehr Feuer als Genauigkeit, mehr Pomp

als Eleganz, mehr hinreißende Gewalt als sanft-anziehende Zärtlichkeit, die Stirne nicht schwer suchend, vorergreifend. Muthiges, festfassendes, ganz zurückgebendes Auge; Nase ohne Adel und Feinheit; Mund voll sinnlichen Gefühls; Kraft unter'm Munde, Reichthum und Ueberfluß, leicht zurückgegebene Gefühle am Kinn."

„Nur noch ein Geschichtchen zu dieser Physiognomik. Der Maestro soll schon Jemand erstochen haben. Die Welt sagt's. Das ist so ein eignes Ding um die Künstlerleidenschaft. Die Oper des Portugiesen Terradella gefiel in Rom und Jomelli's Armide wurde ausgepfiffen; jedenfalls hat das unsern Meister gewurmt, und da hat denn irgend wer den Terradella mit einem Dolch für immer zum Schweigen gebracht." —

Die Musik und der Gesang, beide fesselten zu gleicher Zeit das Ohr, während die Handlung den Verstand, die reiche Dekoration das Auge gebannt hielten. Im Orchester sitzen lauter Virtuosen; da ist Rodolphi, ein eben so geschickter Componist als trefflicher Hornbläser; der Livorneser Nardini, jener ausgezeichnete Geiger, dessen Adagio's zu Aller Herzen sprechen; man glaubt nicht mehr die Stimme eines Instrumentes, man meint die sanftesten, ge-

winnendsten Töne einer Sängerin zu hören, wenn sein Bogen leicht und gewandt über die Saiten dahinfährt. Neben ihm sitzt Lolli, der Bergameser. Sicherlich nicht lange können diese beiden Rivalen mit einander gut thun. Sanft wie Nardini's ist sein Spiel kräftiger und phantastischer wie das seines Nebenbuhlers.

Ja der drückte Nardini fort; ein ganzes Jahr lang hat er sich eingeschlossen, nachdem er einmal seinen Rivalen gehört, um ihm gleich zu kommen. Ja spielen kann er; aber Geschichtchen, Geschichtchen, lachte Asmodeus, ließen sich da erzählen, wenn ich die duftigen billets-doux alle recitiren und ihre Schreiberinnen nennen wollte, die Monsieur Lolli so ein Jährchen durch erhielt. Siehe nur, diese Dame dort, steht nicht in ihrem ganzen Gesichte geschrieben: Wie schön ist der! Und blicke einmal jene an, der wird sogar das Auge feucht, wenn der „Luftspringer" mit seinen Händen auf dem Griffbrett dahin fährt und unter seinem Bogen Phantasieen erklingen, so wild, so bizarr und so mächtig ergreifend, daß sie Allen den Verstand wegsingen und zu Muthe machen, als hätten sie von dem Trank meiner Großmutter gekostet. Es ist freilich kein Wunder, wenn Alles durch ihn närrisch wird, ist er doch selbst ein Narr oder, um mit seinen eigenen

Worten zu reden: Wir sind in Bergamo alle geborene Narren und ich bin einer der ersten unter ihnen. Doch nicht allein närrisch spielen, auch närrisch schwätzen kann er Einen, der Geiger; denn er ist bei alldem fein und hat Manieren. S'ist halt ein Original. Aber da sitzt neben dem Italiener ein Deutscher, Florian Teller, ein lustiger Kumpan, der es nicht mit den Salons, sondern mit den Kneipen zu thun hat und sich die Begeisterung zu seinen Compositionen am liebsten aus einer, manchmal auch aus mehreren Flaschen Wein holt. Dann geht es aber auch besser und geschickter, wenn er als eine ganze Nacht in den Partituren geblättert und studirt hat, die wie Mauern mannshoch um sein Bett herumstehen. Husch! fliegt die Hand über das rastrirte Papier weg und allerliebste Notenköpfchen gucken aus ihm hervor und singen so schöne Sachen, daß, wenn's nur Einer einmal gehört hat, es schon die ganze Stadt kennt; Einer spielt's, pfeift's, leiert's, singt's dem Andern nach. Der Rattenfänger von Hameln war so eine Art Teller, und wenn ich einmal die Lieferung für die Unterwelt bekomme, schaffe ich mir einen Orpheus an, der Teller'sche Compositionen vortragen muß, um mir brav Seelen herbeizulocken.

Du denkst: „Da hat doch einmal ein Deutscher Glück gemacht“, plauderte Asmodeus weiter, indem er richtig die Worte meiner Gedanken gelesen. Du irrst dich; der stirbt noch im Elend, ganz wie's einem deutschen Componisten gehört, im Krankenhaus, bei den barmherzigen Schwestern; der Gerstenberg unter den Musikern, wie man ihn nennt, hätte in München den hungrigen Ugolino in Musik setzen können.“

Und weiter sitzen in der Reihe der Virtuosen die Spanier Plas, Meister auf der Oboe. Siamesische Zwillinge würde man im neunzehnten Jahrhundert sagen, wenn man die Liebe der beiden Brüder und ihr Zusammenspiel hören würde. Die Verschwisterung der Töne, das Schwellen und Sinken derselben hat Niemand auf diesem Instrumente besser ausgedrückt als sie. So wie ihr Spiel haben ihre Compositionen etwas unbeschreiblich Anmuthiges, das zu Aller Herzen dringt. Mitten in einem reizenden Solo, welches sie begonnen, grinzte mich Asmodeus an.

Was willst Du?

„Ich sehe den hippokratischen Zug an dem einen Bruder“

Und der andere?

Wird dann in Spanien verdorren.

An die Plas reiht sich Spat, Sämann, und so

geht's fort alle die Musikpulte hinunter, wie sie im Orchester aufgestellt sind.

Würdig des Orchesters sind die Sänger und Sängerinnen. Besonders erregte das Entzücken des Publikums Madame Masi und Aprile, der Kastrat, der die Bewunderung seiner Zeit erregt; sein Vortrag ist immer neu und dieselbe Arie erscheint in jeder Wiederholung anders durch die geschmackvolle Ausschmückung, die er ihr zu verleihen versteht.

„Heut ist's einmal recht voll im Theater, das wird dem Herzog gefallen, meinte Asmodeus; denn obwohl freier Eintritt ist, hat doch bis jetzt der deutsche Magen die schönen italienischen Sächelchen noch nicht recht hinunterschlucken wollen, da wird denn auf's Commando das Theater gefüllt und ganze Compagnieen Soldaten marschiren auf Ordre in Civilkleider gesteckt in's Parterre, wo sie sich manchmal, während sie die Fußkünsteleien Lepi's und Balletti's bewundern müssen, ihre Füße erfrieren. Der Herzog selbst spielt im Theater Theater; er ist überall und nirgends; bald auf der Gallerie, bald im Parterre, bald im Orchester bei den Musikern, mit denen er über Kunst schwätzt, und bald in den Balkonlogen bei den Damen du jour. Am vollsten noch ist das Haus, wenn ein großes Spektakelstück

losgelassen wird, so eine Kriegsaffaire; da werden hinten die Thüren der Bühne geöffnet und halbe Reiterregimenter in's Gefecht geführt. Das ist doch etwas, was die ganze Welt verstehen kann."

Der Vorhang rollt herunter, und die Gesellschaft verfügt sich in einen andern Saal, um von hier aus das Feuerwerk in Augenschein zu nehmen. Das verlegene Gesicht des Herzogs, die verlegneren seiner Gäste, das Lachen des Asmodeus und der finstere Himmel, der zuweilen einzelne Regengüsse schickt, zeigen nur zu deutlich, daß es kein Wetter für ein Feuerwerk sei; aber es war gemacht, und der verzweifelte Genovini, der seinen ganzen Ruhm in dasselbe gesetzt hat und nun doch einmal zeigen will, daß er seinen bedeutenden Gehalt, den er jährlich bezieht, auch verdient, muß bongré malgré dasselbe abbrennen.

„Da verpuffen zweiundfünfzig tausend Gulden, ohne daß sie, wie es doch sonst die Liebhaberei des Herzogs ist, nur einen Glanz von sich geben," rief mir Asmodeus zu, während die Raketen, Sonnen und Rosen, halb verlöscht, einzelne Funken entsenden.

Um drei Uhr früh fuhr der Hof nach Stuttgart zurück; den fürstlichen Gallawägen folgte in beschei-

dener Entfernung eine Equipage, die gleichfalls aus den herzoglichen Remisen genommen war. „Weißt Du, wer darin sitzt? fragte mich Asmodeus. Ein dicker, wohlbehäbiger Mann ist's, der Historiograph der Württemberger Geburtstags- und Namenstags-feierlichkeiten, Monsieur Uriot. Ich stehe dafür, daß er über das heutige Fest ein ganzes Buch schreiben wird."

Noch sieben Tage lang währte der Festestaumel. Am ersten Tragödie; Voltaire's Zaïre ergötzte die, welche eben Französisch verstanden; schon glänzte Mademoiselle Du Gazon an dem Theater- wie an dem Maitressenhimmel der württembergischen Hauptstadt; und wer es übersah, daß sie das R nicht aussprechen konnte, wer durch die Energie und Kunst der Darstellung sich für die innere Wärme entschädigen ließ, die ihr durchaus mangelte, konnte in ihr eine große Schauspielerin finden. Casanova war einmal so galant, ihr in einer Nacht um einen einzigen Kuß alle Worte mit R aus ihrer Rolle mit andern zu vertauschen; der Schalk wußte wohl, daß er dadurch allen Dramendichtern, denen das Unglück beschieden, eine Partie in ihrer Dichtung durch Mademoiselle Du Gazon oder, was sie später war, Madame Vestris, vertreten zu sehen, einen argen

Streich spielte, denn nun wollte sie jedes R aus der Sprache verbannt wissen.

Uebrigens ging seit vier Jahren zum Erstenmal wieder ein Trauerspiel über die Stuttgarter Bühne. Der Herzog liebte diese Art von Dramen nicht.

Tags darauf große Jagd und Concert; auf einer Anhöhe bei Degerloch hatte man einen See graben müssen, und ringsum waren die Bauern aufgeboten worden, um fünf tausend Stück Wildpret in ein eignes hierzu errichtetes Gebäude zusammenzutreiben. Einzeln durch eine Thüre wurden sie herausgelassen; die Jäger standen und warteten auf das arme Opfer des edlen Weidwerks, und wenn es dann getroffen sich zu retten suchte, stürzte es in den See, auf dem sieben schön geschmückte Gondeln herumschwammen.

Große Oper am andern, großer Ball am zweiten, Concert am dritten, Ballet am vierten bis endlich ein großes Carousſel am fünften Tage, an dem Alles Antheil nahm, was auf den Namen eines Cavaliers Anspruch machen konnte, die Feier beschloß.

18. Das Land.

„Wer bietet mehr!" Vor einem stattlichen Hause in Ludwigsburg steht das Volk in dichten Haufen; man drängt sich dort wie auf dem Jahrmarkte zu Schramberg im Schwarzwalde, und bis in den zweiten Stock hinauf reiht sich auf den Treppen Mann an Mann. „Wer bietet mehr!"

Es ist hier großer Ausverkauf. Der Verkäufer heißt Lorenz Wittleder; die Waaren sind die Aemter in dem gesegneten Lande Württemberg.

Wir sind im Verlaufe unsrer Darstellungen der Schmach des Diensthandels schon mehrmals begegnet. Einmal als er von einer unwürdigen Buhlerin, das zweitemal als er von einem habsüchtigen Juden betrieben wurde. Aber solche Höhe der Schande, einen solchen Grad von Schamlosigkeit, mit der man feilschte, erpreßte, die Profitchen theilte, offen und ohne Scheu verfuhr, hatte er noch nie erreicht, wie dießmal, wo er von Herzog Karl, Montmartin und Wittleder en compagnie betrieben wurde. Der Entrepreneur, um bei dem technischen Ausdrucke zu

bleiben, war letzterer, Kirchenrathsdirektor des Herzogthums Württemberg.

Als im Jahre 1748 der Herzog an der Seite seiner Gemahlin die Truppen die nach dem preußischen Exerzitium eingeübt wurden musterte, stand, wie wir wissen, der Lieutenant Wittleder in der von Larischen Compagnie. Früher Thüringer Handwerksbursche und dann preußischer Korporal hätte der Lieutenant mit seinem Schicksale zufrieden sein können, aber sein Ehrgeiz strebte höher.

Im Militär war ihm, dem Bürgerlichen und obendrein Unwissenden, die Aussicht auf Carriere so ziemlich verschlossen. Versuchen wir es in einer andern Branche, mochte er denken, und richtig brachte er es noch in demselben Jahre dahin, zum kirchenräthlichen Pfleger in Gültstein ernannt zu werden. Noch besser wurden seine Aussichten, als ein adeliges reiches Fräulein in seiner Nachbarschaft sich von ihm entführen ließ und nach kurzer Ehe die Gefälligkeit hatte, zu sterben und ihm ein bedeutendes Vermögen zu hinterlassen. Nun ging das Avancement rasch; besonders da man bereits in seiner niederen Stellung die gehörige Befähigung zu dem damaligen Raub- und Erpressungssysteme in ihm entdeckt hatte. Bald

wurde er Expeditionsrath und Verwalter des Kirchenkastens, das ist des gesammten württembergischen Kirchenvermögens. Damals ging der Herzog gerade mit dem Plane um, die Besoldungen der italienischen Sänger und Sängerinnen, die denn auch zuweilen bei dem Gottesdienste mitwirkten, der Kirchenkasse aufzubürden. Der Direktor sträubte sich dagegen, Wittleder denunzirte ihn und erhielt als Belohnung — seine Stelle.

Der olim Gerbergeselle und Korporal war noch nicht lange in seiner neuen Funktion, als er schon bewies, daß man sich in ihm nicht geirrt hatte. Eine Summe von viermalhunderttausend Gulden war gegen gute Sicherheit von der Kirchenverwaltung ausgeliehen worden. Carl bedurfte diese Summe, und der Direktor machte daher seinen Räthen den Vorschlag, sie zu kündigen und dem Herzoge zu leihen. Die Kirchenräthe vernahmen mit sauren Gesichtern die Proposition. Sie wußten wohl, daß ein dem Herzog gemachtes Darlehen, mit dem Volke zu reden, am Nimmermehrstage zurückbezahlt werden würde; aber sie wagten nicht zu protestiren, zuckten die Achseln und schwiegen. Nur einer unter ihnen hatte den Muth, offen und gerade seine Meinung zu sagen. Der brave Sohn des braven Vaters, Carl Moser,

fürchtete sich nicht, obgleich gerade er am meisten Ursache hatte, Besorgnisse zu hegen, wenn er an den geliebten Greis dachte, den der Kerker von Hohentwiel umschlossen hielt. Der Protest Moser's hatte in dieser Angelegenheit zwar, wie natürlich, keine Folge, für ihn selbst aber die, daß er kurze Zeit darauf seine Entlassung erhielt. Und damit allein nicht zufrieden, verhinderte man ihn sogar, in fremde Dienste zu treten. Erst nach vier Jahren wurde ihm durch das Urtheil des Reichskammergerichts Gerechtigkeit und sein bis dorthin verfallener Gehalt.

Wittleder, der große Handelsmann Würtembergs, sitzt im schwarzseidenen Ornate in seinem Amtszimmer zu Ludwigsburg. Die geistliche Kleidung sticht grell ab mit dem rohen Ausdrucke der Züge seines kupferrothen Gesichts, mit den gemeinen und brutalen Manieren, die ihm eigen sind. Vor ihm liegen Briefe und Aktenstöße. Er hatte noch nicht lange in ihnen geblättert, als ein herzoglicher Lakei ein Schreiben der Durchlaucht überbrachte. Es lautete: „Mir wär's lieb, wenn bald wieder einige rechte Posten sich meldeten; könnt's wohl brauchen, besonders zum Bauwesen auf der Solitude." Er kann's immer brauchen, brummte Lorenz in sich hinein, aber Halbpart muß er sich denn doch ge-

fallen lassen. Er griff zur Schelle und die Audienzen begannen.

Käufer an Käufer kamen und gingen. Die zum ersten Male mit ihren Angeboten erschienen, durften nicht hoffen, sobald handelseinig zu werden, denn Wittleder war ein guter Steigerer, der so lange zögerte, als er noch Hoffnung hatte, einen Gulden mehr zu erhaschen. Seine Verfahrungsweise war dann die, wie wir sie jetzt sehen. Mit plumper Freundlichkeit ergreift er den Kundmann vertraulich am Arme und eröffnet ihm, es thue ihm leid, aber der und der habe bereits mehr geboten, und wenn er nicht wenigstens dieselbe Summe daran wagen könne, müsse er schon dem Andern den Vorzug geben. Der Kandidat schweigt, rechnet bei sich im Stillen, findet es unmöglich, größere Opfer zu bringen, blickt auf das lauernde fühllose Gesicht Wittleder's, seufzt und — schlägt ein. Es wird nun doch wohl Jemand das Fehlende vorschießen, denkt der Bewerber, und vergißt, daß er bei der kargen Besoldung hiedurch den Grund zu einer Reihe von Verlegenheiten gelegt, die von nun an über ihn und seinen Hausstand hereinbrechen.

Dabei stand Lorenz, um mit den Ausdrücken eines seiner Helfershelfer, des Kabinetssekretärs Gegel,

zu reden, niemals wie ein anderer Kaufmann für die Dauer oder Haltbarkeit seiner Waaren gut. Er ging noch weiter. Er verkaufte morgen noch einmal, was er bereits gestern zugeschlagen hatte; Niemand war in seinem Amte sicher, jeden Tag konnte die Post das lakonische Briefchen bringen: „Seine Durchlaucht haben sich bewogen gefunden, Ihn zur Ruhe zu setzen", und damit war dem treuen, im Dienste ergrauten Beamten mit Frau und Kindern der Stuhl vor die Thüre gestellt. Von Pension war natürlich keine Sprache. Es galt noch als eine Gunstbezeugung, wenn man den Beamten, für dessen Stelle sich ein Liebhaber gemeldet, bei Zeiten davon in Kenntniß setzte, damit er mit einigen hundert Gulden mehr den Concurrenten ausstechen konnte.

Aemter aller Art, hohe und niedere, Staats- und Gemeinde-Aemter konnte man in Wittleder's Bude erstehen. Sogar der Nachtwächters- und Fallmeistersdienst fehlten nicht in seinem Waarenverzeichnisse. Bestimmte Preise gab es keine, je mehr je besser war das Losungswort, und das Vermögen des Käufers die Elle, die man beim Messen brauchte. „War der Käufer reich", berichtet Gegel, „so waren alle Güter im Preise erhöht, wenn sich gleich öfters

werthlose Ladenhüter darunter befanden." Auf Befähigung, ja sogar auf das Alter des Dienstkäufers wurde nicht gesehen; der Herzog selbst sagt in einem Briefe an Wittleder: „Obwohl er nicht viel Talente hat, so ist er doch ein ehrlicher Mann, und viertausend Gulden eine schöne Summe Geldes." Man machte den Dummkopf zum Rath, Unteroffiziere zu Verwaltern, Jägerbursche zu Expeditionsräthen und sogar Knaben zu Oberamtleuten. Dieß veranlaßte einen Spottvogel, einen Bruder Langohr, der den Zettel mit den Worten: „Ich suche einen Dienst" um den Hals trug, an Wittleder's Haus anzubinden. Die Magd, welche Morgens die Thüre öffnete, war sehr erstaunt, so frühe schon einen so gelehrten Dienstcompetenten anzutreffen, und weil es sich für eine Magd nicht geziemt, dem Herrn einen Kunden ungehört fortzuschicken, so hielt sie es für gut, da sich der Käufer nicht vorführen lassen konnte, die Supplik ihrem Herrn in des Esels Namen zu überreichen. Die Magd hatte vielleicht nichts so sicher geglaubt, als daß er einen Dienst erhalten würde, allein Competent wurde mit Entrüstung abgewiesen, wahrscheinlich weil er über die zu gebende Summe sich nicht bestimmt erklärt hatte.

Wenn es an feilzubietenden Diensten fehlte, so

schuf man neue; das Uebel der württembergischen Schreiberherrschaft, welches bis auf diese Stunde noch nicht völlig ausgerottet ist, wurde hiedurch begründet. Es kam so weit, daß die Kanzlei drei und vierfach besetzt war, und ein Collegium, in dem ordnungsmäßig acht Räthe beschäftigt waren, deren vierundzwanzig zählte. Die Sekretariate wurden so überzählig, daß die ihnen angewiesenen Lokale nicht mehr reichten und im Prinzenbaue neue eingerichtet werden mußten. Man bedachte dabei nicht, daß, abgesehen von der Immoralität dieses Handels, er auch in finanzieller Beziehung große Nachtheile brachte, indem des augenblicklichen Gewinns willen die Zahl der Besoldungen in's Ungeheuere und zuletzt der Art stieg, daß sie den vierten Theil aller herzoglichen Revenuen wegnahmen. Spekulativer war die andere Maßregel Wittleder's, für gewisse Gewerbe Privilegien zu creiren; so zwang man, um nur eines aufzuführen, ganze Ortschaften, bei bestimmten, patentisirten Müllern mahlen zu lassen. —

War man Handels einig, so mußte der Käufer folgenden Schein ausstellen: „Wenn Se. herzogliche Durchlaucht unterthänigst Unterzogenem N. N. Bedienung gnädigst zu conferiren geruhen werden, so offerirt sich derselbe zu unterthänigsten Ehren die

Summe von N. N. Gulden sogleich baar zu bezahlen. In Urkund dieser eigenhändigen Unterschrift."

Von dieser Summe hatte der Kirchenrathsdirektor in der Regel ein Zehntel — dem Klerus gebührt ja der Zehnt — öfters den vierten, zuweilen aber auch bei weitem den größten Theil, wie er denn einem Bewerber einst schrieb: „Wenn Er mir viertausend Gulden gibt und dem Herzoge fünfhundert, so kann Er das Dekret abholen."

Wollte endlich Jemand, ehrlich genug, den geraden Weg gehen und seinen Verdiensten eine Stelle danken, so waren des Direktors Gehülfen bald hinter ihm drein. Ungefähr folgendes Briefchen lag für solche Fälle schon bereit. „Ich höre, Sie suchen eine Stelle; finden Sie sich nur ohne Verzug bei mir ein, dann brauchen Sie keine Supplik an den Herzog, die Sache soll gleich abgemacht sein", und selten hatte Jemand den Muth, diese unzweideutige Einladung auszuschlagen, was überdieß ein Riegel für jedes fernere Fortkommen gewesen wäre.

Wie wir hier ein Spiegelbild der Süßischen Periode gegeben haben, so lassen sich noch mehrere Parallelen zwischen beiden unglückschweren Verwaltungen ziehen. Selbst Einzelne der Männer tauchen wieder auf, welche in der Camarilla des jüdischen

Finanzministers Sitz und Stimme gehabt. Jener Hallwachs, der in der verhängnißvollen Todesnacht Carl Alexander's mit Mühe den Händen des Pöbels entrann, war nach Württemberg zurückgekehrt, und sein Projekt, gegen Erlegung einer Taxe die Trennung der Lehensgüter zu gestatten, fand „favorable" Aufnahme. Auch jüdische Monopolisten fangen wieder an, bedeutende Rollen zu spielen. Nathanael Seidel aus Bayreuth prangt bereits in Amt und Würde als württembergischer Staatsdiener. Er ist wirklicher Rentkammer-Expeditionsrath und Münzdirektor. Der Salzhandel wurde an die Brüder Aaron und Elias Seligmann aus Leimen in der Pfalz verpachtet. Sie begründeten den ersten Flor der Familie Seligmann, die nun unter dem Namen von Eichthal sich zu dem Adel Bayerns zählt.

Nathanael Seidel wiederholte die Münzmachinationen seines Vorgängers. Wie er, so ließ auch dieser das Geld devalviren, war aber schlau genug, es in's Ausland zu schicken. Namentlich waren seine Fünfzehnkreuzerstücke überall berüchtigt, und als eine Sendung hievon in der Pfalz ankam, ließ Carl Theodor sie in Mannheim geradezu konfisziren. Der Herzog machte zwar Vorstellungen und schickte Gegel zum Churfürsten, doch vergebens. Das Silber zu

der Münze lieferte Seidel selbst, und obwohl er hierin gewissenhaft und, wie behauptet wird, ehrlich verfuhr, brachte er es doch in kurzer Zeit so weit, daß er, der in einem abgetragenen Kleide in Württemberg erschienen war, binnen sechs Jahren sich ein so großes Vermögen erworben hatte, daß er damit ein ganzes Dorf für einmal hundertzwanzigtausend Gulden kaufen konnte.

Das war dem Herzoge zu viel, und daher wurde Seidel eines Morgens nach Ludwigsburg citirt, wo Carl, ohne viel Umstände zu machen, ein Darlehen von fünfzehntausend Gulden verlangte. Vergebens waren die Ausflüchte des Juden. Der Herzog ließ sich nicht abweisen, und alles, was Seidel erlangen konnte, waren zwei Stunden Bedenkzeit. Nathanael eilte nach Hause. Kaum dort angelangt, überraschen ihn herzogliche Husaren, zwei Mann mit bloßen Säbeln postiren sich vor die Thüre, zwei in's Zimmer. Als er hierauf vorstellte, daß er das Geld so zu Hause eingeschlossen auf keine Weise aufbringen könne, erhielt er zweimal vierundzwanzig Stunden Frist, während welcher ihn seine Bedeckung keinen Schritt außer Augen ließ, bis er endlich das Zwangsanlehen geleistet.

Da diese Manipulation so trefflich gelungen,

versuchte sie der Herzog bald wieder. Man drohte dem Juden mit einer Kriminaluntersuchung, wenn er dießmal nicht mit vierundzwanzigtausend Gulden herausrücke, und die unvermeidlichen Husaren erschienen abermals. Seidel verweigerte die Zahlung und verlangte die strengste Untersuchung. Allein auf einen Kriminalprozeß war es ja gar nicht abgesehen. Man hielt ihn so lange gefangen, bis er mürb wurde, und, jedoch unter der Bedingung der Dienstentlassung und eines freien Abzuges, auch diese Summe erlegte. Kaum war er frei, so beeilte er sich, ein Land zu verlassen, in dem er zwar ein hübsches Vermögen erworben, aber auch so viele Angst hatte ausstehen müssen. Ob bei den Brüdern Seligmann dasselbe Schröpfsystem angewendet worden, konnten wir nicht ausfindig machen; doch läßt sich dieß bei dem Vortheile, den das Salzmonopol gewährte, allerdings schließen. Früher hatten die Gemeinden den Salzhandel, und diese Verpachtung kostete dem Lande auf die Dauer des Vertrags über vier Millionen. Das Lotto, welches Carl am Anfange seiner Regierung abgeschafft, wurde nun auch wieder eingeführt ja Gemeinden, Zünfte und fromme Stiftungen genöthigt, an dem unheilvollen Glückspiele Theil zu nehmen. Der Landschaft offerirte man

zweihundert Loose als Antwort auf ihre Klagen über diese Beutelschneiderei, und als sie natürlich dieselben „allerunterthänigst“ refüsirte, mußte sie wenigstens dulden, daß in ihrem Gebäude die Ziehungen statt fanden.

Nun, und da sogar trotz aller dieser Finanzkunststückchen ein neuer, den ständischen Beitrag auf fast anderthalb Millionen erhöhender Militärplan, natürlich nur „zur wahren Wohlfahrt, Flor und Aufnahme Württembergs“ auf's Tapet gebracht wurde, glaubte der ständische Ausschuß keine Zeit mehr mit unnützem Widerspruche und „wehmüthigen“ Klagen versäumen zu dürfen, und unternahm zwei Schritte von der höchsten Wichtigkeit. Er berief sich auf einen Landtag und recurrirte unterdessen an den Kaiser.

Carl fühlte, daß er in das Verlangen des Ausschusses, einen Landtag zu berufen, willigen müsse. Allein dem ungeachtet entsagte er seinen Plänen nicht. Nicht die Frage, ob die Militärsteuer aufgelegt, sondern wie sie aufgebracht werden solle, machte er zum Berathungs-Gegenstande der Stände, die man auf alle mögliche Weise einzuschüchtern suchte. Montmartin war rastlos thätig. Mit sämmtlichen Abgeordneten wurde tête à tête unterhandelt und Lockun-

gen und Drohungen nicht verschmäht, um sie an „Animositäten und Violenzen" zu verhindern. Besonders suchte man sie dahin zu bringen, den Schritt bei dem Kaiser „zu redressiren." Den landschaftlichen Consulenten Hauff, einen der gewichtigsten Männer, nahm der Minister ganz besonders in's Gebet; mit aufgehobenem Finger bedeutete er ihm, er werde wissen, durch wen er auf diesen Posten gekommen; wenn man fortführe, solche Nebenwege zu betreten, würde sie die Hand des Herrn schwer drücken und selbstgefällig meinte er, so lange er Serenissimo zur Seite stehe, solle diesem kein Haar gekrümmt werden, vielmehr werde derselbe mit gloire herauskommen.

Der Landtag begann sein Wirken damit, die Beschwerden, die von allen Theilen Württembergs einkamen, zu sammeln und zu rubriziren. Dieß behagte dem Herzoge nicht, und er schickte deshalb nach kaum zweimonatlicher Diät die Deputirten nach Hause.

Während man aus der nun erfolgten Zurücknahme der Militärsteuer — der größere Theil war freilich schon eingetrieben — im Lande auf einige Besserung der Verhältnisse schließen wollte, verbreitete auf einmal das Gerücht, Carl werde mit Umgehung der Landschaft das Projekt seines Vorgängers,

eine allgemeine Vermögenssteuer, einführen, Angst und Schrecken durch ganz Württemberg. In Eßlingen, sagte man sich, würde bereits die Instruktion gedruckt, Amtsversammlungen würden anberaumt werden, denen man das Rescript, natürlich nur zum Scheine, denn auf dessen Billigung konnte man bei dem Einflusse der herrschaftlichen Diener wohl sicher zählen, zur Zustimmung vorlegen wolle. Und es war so. Die beiden Geheimräthe Georgii und der ältere Ring, geachtete Männer, auf welchen bis jetzt noch die Hoffnung der Rechtschaffenen geruht, nahmen plötzlich, vom Minister mit diesem Plane überrascht, der „ausgeführt werden müsse", ihre Entlassung. Die Oberamtsleute bearbeitete der Herzog selbst. Auf seiner Frühjahrstour durch das Land sparte er keine Kunst der Ueberredung, sie willig zu machen, und auch auf das Volk suchte er einzuwirken, das aber, schon zu oft getäuscht, dießmal gegen das gewinnende populäre Wesen Carl's kalt blieb. Desto wärmer wurden dagegen die Beamten; Comerell, der Oberamtmann zu Kirchheim, gerieth dermaßen in Entzücken, daß er in einer Anrede an den Minister in die Worte ausbrach: „Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat, lasset uns freuen und fröhlich sein." Was Comerell aus dem Bibli-

schen also übersetzen mochte: „Dies ist der Tag, an welchem ich zum Geheimrath reif werde", eine Uebersetzung, die auch nicht Lügen gestraft wurde.

Anders benahm sich der Oberamtmann von Tübingen, Regierungsrath Huber. In Gegenwart des Herzogs erklärte er, daß er der gegebenen geheimen Instruktion, bis zum Zusammentritte der Amtsversammlungen den Magistraten den ganzen Plan zu verheimlichen, als seinen Pflichten zuwider, nicht Folge leisten könne. Umsonst versuchte es Montmartin, ihn zu überreden. „Ich werde meine Pflicht thun als redlicher Beamte" war seine letzte entscheidende Antwort.

Er that sie. Am letzten März 1763 fand die Amtsversammlung in Tübingen statt. Huber ermahnte sie, ohne Rücksicht auf seine Person, nur der Pflicht zu gedenken, die sie dem Lande schuldig sei. Sie gedachte ihrer, und der Steuerplan wurde verworfen. Bebenhausen, Sultz, Calw und noch mehrere Amtsbezirke, selbst Stuttgart, thaten dasselbe, und auf diese Beispiele hin widerriefen andere die bereits gegebene Einwilligung. Maßlos war der Zorn des Herzogs, als er auf einen so unerwarteten Widerstand in allen Theilen des Landes stieß. An ihn abgeordnete Bürger, welche es wagten, vom

Vaterlande zu reden, warf er zornschnaubend die schon oft von ihm gebrauchte Phrase hin: „Was Vaterland, ich bin das Vaterland" und drohte ihnen mit den schärfsten Strafen. Diese blieben auch nicht aus, zumal als man sich sogar an vielen Orten weigerte, die nach dem alten Plane ausgeschriebenen Steuern zu entrichten.

Executionen drangen in die widerspenstigen Orte, deren noch so gegründete Entschuldigung nicht gehört wurden. Tübingen wurde förmlich in Belagerungsstand erklärt und vollständig militärisch besetzt. Grenadiere mit gezogenen Säbeln waren in der Oberamtei postirt, auf dem Markte standen sie mit geladenen Gewehren und Husaren sprengten durch alle Straßen. Der Bürgermeister Steub, zwei Glieder des Rathes, Kaufmann Lenz, der Chirurgus Rapp und der kranke Huber wurden in eine Kutsche gebracht; zwanzig Grenadiere zu Pferd vor, zwanzig hinter dieselbe postirt und fort ging's auf dem Wege nach Ludwigsburg. Wehe dem Bürger, der sich am Fenster zeigte, um die wackern Männer scheiden zu sehen, er stand in Gefahr, von der Soldateska niedergeschossen zu werden. Oberstlieutenant von Vizthum, der den Zug kommandirte, entblödete sich nicht, die Unglücklichen durch wohlfeile Beleidi-

gungen zu kränken. Rohe Flüche, die Worte Spitzbuben und Rebellen, massakriren und todtschießen saßen beständig auf seiner Zunge. Als man sich Stuttgart näherte, luden die Soldaten ihre Gewehre; sie fürchteten den Widerstand der Bürger. Eine Stunde über dasselbe hinaus trennen sich die Straßen nach Ludwigsburg und dem Hohenasperg. Es wurde Huber freier um's Herz, als der letztere Weg eingeschlagen wurde, denn ihm bangte weniger vor der Festung als vor dem Grimme des erzürnten Gebieters. Auf Hohenasperg fand er Theilnahme und Freunde. Dem Benehmen Vitzthum's entgegengesetzt waren es zumeist Offiziere, die ihm hier jede Erleichterung gönnten, die sich mit ihren Pflichten vereinigen ließ.

Dieß war der Höhepunkt von Carl's Gewaltschritten und Montmartin's Tyrannei. Die Stände reichten nun förmliche Beschwerde bei dem Kaiser ein, und der Gesandte desselben sowie die der drei Mächte, welche die Reversalien Carl Alexander's garantirt hatten: der hannöverische Geheimrath von Ulpheim, der dänische, Baron von Eyb, und der Staatsminister von Schulenburg von Seite Preußens hielten es nun an der Zeit, auf diplomatischem Wege gegen die Fortsetzung dieser Willkürherrschaft zu warnen. Während so in den höchsten Kreisen

das Verhältniß ein gespanntes wurde, da und dort spitze Reden fielen, und endlich es so weit kam, daß der Herzog seinen Geheimräthen den Umgang mit den fremden Gesandten förmlich verbot, war die Gährung im Volke fortwährend gewachsen, und abermals wie zur Zeit des Süß suchte es sich in beißenden Satyren und Schmähschriften aller Art Luft zu machen. Der Herzog selbst wurde nicht geschont, und besonders Gegel, ein untergeordnetes, charakterloses Werkzeug Montmartin's, der mit der Steuereintreibung beauftragt war, hart mitgenommen. Man apostrophirte ihn:

„Gegel,
Flegel,
Fahr' zum Teufel!
Ohne Zweifel
Wird er dich holen,
Weil du Fürst und Land bestohlen.“

Der diplomatische Verkehr mit Preußen wurde noch durch eine andere Angelegenheit verbittert. Es betraf dieß Elisabeth Sophie, die unglückliche Gemahlin des Herzogs, und auch uns dürfte eine Erinnerung an dieselbe interessiren. Die Tochter des Markgrafen von Bayreuth mußte es entgelten, daß

ihr Vater den allmächtigen Minister Württemberg's einst aus dem Lande verwiesen hatte. Montmartin wußte es dahin zu bringen, daß ihr ihre jährlichen Sustentationsgelder zurückgehalten wurden. Sie war auf das Aeußerste entblößt, ihre Leute hatten keine ganze Livree mehr, und in Neustadt an der Aisch, wo sie ihren Sitz genommen, wagte es das „Geschmäß", Bäcker und Metzger, ihr den Credit zu weigern. Selbst den Spott neben dem Unrecht konnte, wie so oft auch hier wieder, der Minister nicht lassen; er hatte ihr einen Oberhofmeister gegeben, der taub, ganz kontrakt und also völlig außer Stand war, für etwas zu sorgen. Für den Augenblick schaffte der preußische Gesandte, der Tag für Tag dringend und dringender den Herzog mahnte, einige Erleichterung. Gegel, Montmartin's Factotum, brachte die Schulden in Ordnung, entwarf aber einen genauen Plan, wie die Herzogin mit der ihr bewilligten Rente ihre Ausgaben bestreiten solle, um sich nicht wieder in neue Verlegenheiten zu stürzen. Aber wie Gegel selbst klagt, bei dem besten Willen der Fürstin konnte das nicht geschehen; — die Rente blieb aus. So starb im Jahre 1780, man könnte sagen fast in Dürftigkeit, die Herzogin, ein scharf abstechendes Gegenstück zu dem Glanze, der solange

noch an dem Hofe ihres Gemahls herrschte. Manche italienische Tänzerin, die Tochter dieses oder jenes Gondelführers oder Bettlers verpraßte zu Ludwigsburg mehr, als die Fürstin des Landes zu ihren nothwendigsten Ausgaben nicht erlangen konnte.

Noch unangenehmer als das Gesicht des ewig drängenden preußischen Gesandten, dessen gute, durch Friedrich II. eingegebenen Rathschläge man verlachte, war dem Herzog ein Schreiben des Reichshofrathes, in welchem ihm die Klagschrift der Landschaft mitgetheilt und er angewiesen wurde, Moser seiner Haft zu entlassen, alle verfassungswidrigen Geldforderungen, sowie militärischen Executionen einzustellen und sich mit der Landschaft zu vergleichen.

„Aus Ehrfurcht für den Kaiser" wurde der Landtag nun auf den Oktober 1764 einberufen, obwohl der Herzog in öffentlichen Staatsschriften sowohl wie in seinen Handlungen auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren schien.

Ludwigsburg spielt auch jetzt wieder seine Rolle als Schmollwinkel der Herzoge von Württemberg. Es wurde, weil Stuttgart um Verschonung mit der neuen Kriegssteuer gebeten, zur beständigen Residenz erklärt. „Ich will Stuttgart meine Gnade entziehen", sprach Carl zu den Deputirten dieser Stadt,

die herübergeeilt waren, seinen Entschluß wankend zu machen, „und auf's Empfindlichste will ich es die Wirkungen hievon fühlen lassen. Daß es die Unschuldigen mit den Schuldigen entgelten, haben sie sich selbst zuzuschreiben, warum haben sie sich von den Schuldigen verführen lassen. Er aber, Herr Bürgermeister Schweitzer," er wandte sich dabei zu dem Sprecher, „ist einer der Aergsten, ich kenne ihn wohl und werde es wissen zu merken."

Das war nun wieder ein Leben und Treiben in den Straßen Ludwigsburg's. Man baute, verschönerte, die Karlsstraße wurde abgesteckt und an den alten Bau der Residenz von Retti ein neuer gefügt. Die Stadt zählte damals über 11000 Einwohner.

17. Carl Friedrich Daniel Schubart.

In den Sälen des Generals von Wimpfen traf sich an den Gesellschaftsabenden Alles, was in Ludwigsburg auf guten Ton Anspruch machen konnte. Schon war es in der französischen Hauptstadt zur Mode geworden, dem Geiste und der Gelehrsamkeit, der Kunst, der Routine des Abentheurers Eintritt zu gewähren in die Gesellschaften, in denen bis jetzt der Adel und die Offizierswelt sich abgeschlossen hielten, und das pariser Vorbild hatte, wenn auch langsamer als bei andern minder löblichen Sitten, Nachahmung in Deutschland gefunden. Dennoch befanden sich diese verschiedenen Elemente, obwohl durch die Aufklärung der Zeit zusammengebracht, noch durchaus unvermischt nebeneinander. So konnte man zuvörderst bei Wimpfen deutlich die unterscheiden, die gekommen waren, um sich unterhalten zu lassen, von denen, die geladen waren, um andere zu unterhalten. Die große Schaar der Künstler gehörte zu den Letztern und fühlte sich, obgleich sie den Zweck ihrer Anwesenheit

nicht verkennen konnte, geschmeichelt und erhoben in der Gegenwart so vieler Ordenskreuze, Stammbäume und Portepées. Zwischen diesen Beiden standen die Beamten, mehr geduldet als gesucht, in der Regel bescheiden und demüthig mit ihren Frauen in den äußersten Ecken und Winkeln Platz nehmend, und in steten Bücklingen vor Vornehmen und Vorgesetzten begriffen, oder auch ebenso arrogant als prahlerisch sich hervordrängend; selten aber mit der gehörigen Kunst begabt, die richtige Mitte zu halten. Den scheuen, befangenen Blicken des schwerfälligen Gelehrten, die er nur von Zeit zu Zeit unter der langen Perücke aufzuschlagen wagte, sieht man es an, daß sie mehr gewohnt sind, in Folianten zu lesen, als in den Augen der schönen Damen, mit denen ihn hier die Gene zusammengebracht hat. Sicher nun fühlt sich in diesen Zirkeln der „Spezial," der dieses Haus, in dem es sittsam und anständig hergeht, seines Besuches würdigt und auch hier mit gewohnter Festigkeit auftritt.

Die Honneurs macht der Herr des Hauses, ein liebenswürdiger Cavalier, der erst vor Kurzem die französischen Dienste verlassen hatte und in jene des Herzogs von Württemberg übergetreten war. Seine Gemahlin und Schwester standen ihm zur

Seite, beide treffliche Damen, wiewohl ganz verschiedenen Charakters. Die Reize der Generalin belebte ihr gebildeter Geist, der sich in den besten Werken der schönen Literatur Nahrung geholt hatte, und ihr treffender Witz, welcher nie ruhte. Der General hatte seine Frau gegen ein Auge eingetauscht. Mademoiselle de Goy, die Tochter eines französischen Refugiés, bei dem Wimpfen zu Frankfurt im Quartiere lag, war schon lange dem schönen Offizier gewogen, und in dem Augenblicke des Abschiedes vor der Schlacht von Bergen' versprach sie ihm ihre Hand, wenn er als Sieger zurückkehren würde. Der wackere Mann kam zwar siegreich zurück, aber entstellt von einer Wunde, die ihn des Auges beraubte. So glaubte er nicht auf das liebliche Mädchen seine Rechte geltend machen zu dürfen, und gab ihr noch an demselben Abend ihr Versprechen zurück. Sie jedoch warf sich an die Brust ihres Bräutigams, den ihr diese aufopfernde Liebe nur noch werther gemacht hatte, und wenige Monate später wurde sie im Lager bei Jesberg mit ihm getraut. Frau von Königseck, die Schwester der Generalin, war dagegen von einfachem, schlichtem Wesen. Aber es lag eine eigene gewinnende Anmuth in diesem Gesichte, aus dem, wie aus einem klaren Spiegel,

die innere Harmonie ihres ruhigen, gütigen Charakters hervortrat.

Wie überall, so hatten sich auch hier je nach Neigung und Alter nach den ersten Begrüßungen verschiedene Kreise gebildet. Am Spieltische saß die Diplomatie. Wir sehen da die Gesandten des englischen, dänischen und preußischen Hofes; Herr von Moßheim, der Vertreter Königs Georg, trägt schon in seinem Aeußern das Gepräge seiner Würde, eine imponirende Gestalt mit scharfen Zügen, welche durch die Lebhaftigkeit des Barons noch mehr gehoben werden. Graf von Schulenburg ist feiner, bedächtiger, in Allem zurückhaltender, aber dabei ein äußerst liebenswürdiger Gesellschafter. Von Eyb steht zwar bereits im Greisenalter, aber aus seinen Augen spricht noch ein jugendlich frischer Geist. Der kleine Mann, den seine gebückte Haltung noch kleiner erscheinen läßt, erfährt von allen Seiten Beweise der Hochachtung, die minder seiner wichtigen und einflußreichen Stellung als seinem persönlichen Charakter gelten, der sich durch Mildthätigkeit und Frömmigkeit auszeichnete.

Die Offiziere unterhielt der General mit einem Plane, den er schon damals in sich herumtrug, der aber erst sechs Jahre später, 1774, dem Herzoge vorgelegt wurde; mit dem Projekt nämlich, die Reductionen der

Art vorzunehmen, daß doch im Nothfall die Truppen schnell auf zwanzig tausend Mann gebracht werden könnten. Der ehemalige Generalmajor von Wöllwarth wollte gar nichts von einer Reduction wissen, die ihn selbst so hart getroffen hatte, und von Reitzenstein und Gemmingen, seine beiden Leidensgenossen, stimmten mit ihm überein. Es ist hart, meinte der Letztere, wenn man auch mit den Wünschen der Landschaft in Vielem übereinstimmen kann, daß man gerade beim Militär anfängt, Ersparnisse zu machen. Sie wissen, meine Herren, außer uns Beiden sind allein zweihundert und fünfundzwanzig Offiziere auf einmal entlassen worden. Und noch geht man fortwährend damit um, alte, verdiente Krieger von Brod und Dienst zu treiben. Auch von einer andern Seite, meinte Obrist von Montolieu, einer der Adjutanten des Herzogs, dürfte Ihr Plan, Herr von Wimpfen, Widerspruch erfahren, nämlich bei dem Herzoge selbst. Sie wollen seiner Garde zu Leibe gehen und sie in andere Regimenter stecken; dazu wird er nie und nimmermehr seine Einwilligung geben. Daß übrigens Serenissimus auf jeden Fall noch eine Verminderung des Militärstandes vornehmen wird, kann ich versichern. Und im Hof- und Theaterpersonale sind doch auch schon bedeutende

Ersparungen erzielt worden. Sämmtliche Mitglieder der französischen Schauspielertruppe, neun und siebenzig Hoftrabanten wurden entlassen und das Balletcorps auf acht und zwanzig Personen herabgesetzt.

Das aber immer noch ein und neunzig tausend Gulden per Jahr kostet, meinte Wöllwarth.

Montolieu zuckte die Achseln.

So wird denn wahrscheinlich auch an den alten Werneck die Reihe der Reduction kommen, sagte der ehrwürdige Invalid. Meinetwegen, der Herzog wird mir bezeugen können, daß ich, wo es galt, mit Leib und Leben für ihn einstand, und nun bin ich alt geworden und Ruhe und Einsamkeit sollen mir wohl thun. —

Die jüngern Offiziere pflogen eine weniger ernste Unterhaltung. Sie, wie überhaupt die Jugend der Gesellschaft, hatte sich im Ballsaale versammelt, wo eben bei der Menuette à la reine all die Grazie entwickelt wurde, die dieser Tanz vor allen andern zuläßt. Dort bildeten sie mit den Kavalieren detaschirte Observationskorps, die mit Raschheit und Genauigkeit alle Begebenheiten und Gesprächsvorfälle in den Sälen einander mittheilten. Da flatterten Anekdoten, nicht immer der feinsten Art, fortwährend hin und wieder. Von jeder Dame kam, ob mit Recht oder

Unrecht, ob wahr oder unwahr, wenigstens ein Geschichtchen zum Vorschein, das dann von hier aus sicherlich seinen Weg in alle Kaffeevisiten und Tabagien fand. Die Hauptrolle spielte ein Franzose, ein gewandter Mann, das muß wahr sein, der Jedem etwas anzuheften verstand, vom Kleinsten bis zum Größten, und der auch Geist genug hatte, Dichtung und Wahrheit geschickt zu verweben. Monsieur Maubert, ein entlaufener Kapuziner, hat bekanntlich selbst den Herzog nicht geschont, der hier einmal einen nichtsnutzigen Ausländer nicht protegirte, und „la pure verité“ gibt uns in grellen, mitunter charakteristischen Zügen ein wahres Schaudergemälde vom württembergischen Hofe. Carl hat das Werkchen zwar aufgekauft, allein wie das so häufig geht, bis zur Stunde ist es im Originale und in Uebersetzungen nicht selten. Das Geschichtchen, das in diesem Augenblicke Maubert erzählte, war von ihm um so pikanter gewürzt worden, als es einen seiner Hauptfeinde, den Grafen Montmartin betraf. Der Exminister, — denn vor zwei Jahren hatte endlich Carl, nachdem die Beschwerden und Reclamationen immer dringender geworden, ihm unter den gnädigsten Ausdrücken seine Entlassung ertheilt — war so knickerig gegen den Exkapuziner gewesen, daß dieser

ihm dafür ewigen Groll geschworen. Fräulein von Montmartin, die zufällig von Tirnhofen bei Dinkelsbühl, wohin sich ihr Vater zurückgezogen, auf dem Balle anwesend war und eben im Begriffe stand, den Herrn von Thürheim zu heirathen, gab dem Franzosen die passende Gelegenheit, seine scandallustige Zunge in Bewegung zu setzen.

Wenn nur der Bräutigam nicht wieder so ein hergelaufener Herr von Bethune ist, witzelte Maubert. Ja, ja, das mag dem Herrn Grafen ziemlich gewurmt haben, und wie einst Augustus ausrief, gib mir meine Legionen wieder, so hörte man einige Tage nichts als die Worte: „mein Geld, mein armes Geld!"

Aber so erzählen Sie doch ordentlich, rief es von einigen Seiten.

Was, Sie wissen unsere Geschichte nicht? Nun ich will sie Ihnen haarklein berichten:

Als Ihro Durchlaucht bei der französischen Armee, ein zweiter Mars, Heldenthaten ausführten, zeigte sich hier ein junger Mann, der zwar keinen ganzen Rock auf dem Leibe, dafür aber eine ziemliche Dosis Unverschämtheit und Mutterwitz mitbrachte.

Will uns Maubert ein Geschichtchen von sich selbst erzählen? witzelte Einer hinter ihm. —

Der Patron nannte sich Graf von Bethune und behauptete—nichts Geringeres, als Neffe des Marschalls von Belle Isle zu sein, der ihn, weil er die Hand der Gräfin von Gisors ausgeschlagen, in allerlei Verlegenheiten verwickelt habe, bis er in den pariser Schuldthurm gekommen; dem sei er nun entsprungen. Dort der dicke Mann, der sich so behaglich im Saale umschaut und eben das gewaltige Stück Torte verzehrt, ließ sich die ganze Geschichte aufbinden und führte ihn auch bei dem Minister ein. Kaum hatte aber der Pseudo-Bethune seine zweite Visite gemacht, als er das unbedeutende Darleihen von hundert Louisd'or verlangte. Das hieß Montmartin auf der empfindlichsten Seite anpacken, und trotz aller Devotion vor dem Marschall von Belle Isle und dessen Familie zuckte er die Achseln und sprach ein allerdings sehr höfliches, aber doch entschiedenes Nein. Uriot aber, wie bekannt, ein eben so großer Narr als Redner, bot alle seine Suade auf — sprach sogar von etwaigen Familienverbindungen mit dem jungen Bethune und machte endlich den papiernen Grafen — das war Maubert's Lieblingsbezeichnung für Montmartin — so kirre, daß er richtig in die Falle ging. Schnell ließ nun der Avanturier anspannen, angeblich um den Herzog in Fuld aufzusuchen, versicherte

auf dem Kutschentritte Uriot noch einmal seiner Gnade, und — fort ist er pour toujour.

— Das Geld mag ihn allerdings gewurmt haben, denn die Habsucht schaute bei ihm aus jedem Knopfloche heraus. Freigebig war er nur mit Worten und Projekten, und selbst seine Maitresse —

Hat er denn eine solche gehabt? fragten Einige. —

Natürlich, eine Französin, — hat über den Knauser geklagt. Denken Sie, meine Herren, als er für den Herzog in Wien war, ließ er ihr das Essen aus dem Wirthshause holen. Mittags zwei, Abends drei Schüsseln, so bestellte er es im Voraus, damit ja keine überflüssige Depense gemacht würde. Und der eifersüchtige Narr hielt sie überdieß noch hinter Schloß und Riegel.

Eifersüchtig darf man freilich an unserm Hofe nicht sein, wenn man nicht närrisch werden will. Wie ging's doch jenem armen Tänzer, der —

St! St! tönte es von mehreren Seiten.

Die Herren fürchten sich, lächelte Maubert, kommen Sie mit mir abseits, dann will ich Ihnen den Hergang erzählen, sagte er zu dem neugierigen Fremden. 's ist überdieß gar nichts Besonderes. Er — Sie verstehen mich — hatte Gefallen an einer neuen Schauspielerin gefunden, die Eltern weigerten

sich, das Mädchen wurde heimlich überredet, Nachts bei einem Balle entfernt und ihrem Bräutigam, jenem Tänzer nämlich, wurden Tags darauf die neuen blauen Schuhe recht vorsätzlich vor die Augen gestellt. Endlich, nachdem man ihrer satt geworden, ward sie dem Tänzer wieder aufgezwungen. Er mochte nicht eben sehr erfreut über die doppelte Vermehrung seines Hausstandes gewesen sein. Doch haben Serenissimus bei dergleichen Affairen ihre bestimmte Norm. „Fünfzig Gulden ein für allemal," das ist so gewöhnlich die glänzende Ausstattung für die Kinder seiner Laune. Und da kann es sich denn leicht treffen, daß Sie einem zerlumpten und barfüßigen Bettelprinzen in den Straßen von Ludwigsburg einen Kreuzer mit dem Portrait seines Herrn Papa zuwerfen.

Uebrigens, fuhr Maubert fort, die Eifersucht des Herzogs mußte auch der bekannte Casanova erfahren, als er anno sechzig hier sein Glück beim Pharo und den Damen probiren wollte. Schon sein Debut war interessant. Er und Mademoiselle Toscani kamen zu gleicher Zeit und in derselben Kutsche hier an. Abends war Theater, und Casanova, der den größeren Theil seiner Abentheuer hinter den Coulissen und durch ihre Helden gefunden hatte, fehlte begreiflicher Weise nicht. Bei einer Arie, ich glaube von

Aprile fängt er an zu klatschen. Denken Sie sich das Erschrecken im Saale, da das Verbot Sr. Durchlaucht, daß Niemand Aeußerungen des Beifalls oder Mißfallens erlaubt seien, männiglich bekannt ist. Richtig tritt alsobald eine Ordonnanz zu dem galanten Venetianer, sagt ihm das Verbot und fragt nach seinem Namen. Der Herzog, dem sogleich derselbe rapportirt wurde, schickt auch eben so schnell die Erlaubniß, der Italiener möge sich ganz sans gêne seinem Enthusiasmus überlassen. Unterdessen hatte er jedoch schon seine Jugendgefährtin, die Gardela, als Madame du jour ausspionirt, und flugs war er auch bei ihr und gab sich für ihren Cousin aus. Mama, für das Fortune der Tochter besorgt, verbot ihm das Haus, und drei Offiziere lockten den Chevalier in ein Spielhaus, wo bei Wein und Frauen er bei weitem mehr verlor, als er bei sich hatte. Als er sich nun zu zahlen weigerte, drohte man, ihn in ein württemberger Regiment zu stecken. Nur durch die Vermittlung des österreichischen Gesandten, bei dessen Maitresse er ein augenblickliches Unterkommen fand, und durch heimliche Flucht entzog er sich diesem beneidenswerthen Glück.

„Ich meine aber ihn erst kürzlich hier gesehen zu haben?“ —

Richtig. Während der Herzog neulich in Frankfurt war, kömmt der Schalk hier durch und sprengt aus, die Durchlaucht habe ihn zu ihrem Privatsekretär ernannt. Die Bücklinge der drei Offiziere hätten Sie sehen sollen, die ihn damals so scharf dazwischen genommen. Casanova wohnte bei Balletti, machte der Vestris die Cour und — fuhr in demselben Augenblicke zum einen Thore hinaus, als der Herzog zum andern hereinkam.

Während Maubert schadenfroh und hämisch seine Anekdoten erzählte, unterhielten sich auch zwei ältere Herren über den Zustand der Gesellschaft.

Alle diese Komödianten und Ausländer, sagte der Eine, Baron von Rechberg, zu dem Andern, dem Grafen Puttbus, sind die Pest unsers Landes. Das Militär hat man reduzirt, meritirte Offiziere sind so weit gebracht, daß sie sich mit der Heugabel ihr Brod verdienen müssen, und diese Schmarotzerpflanzen, die nur zu gut gedeihen auf dem fetten Boden Würtembergs, will Er immer noch nicht mit Stumpf und Stiel ausreißen. Durch sie wurden unsere sonst so schlichten einfachen Schwaben vergiftet und verdorben, so daß es jetzt leider auch unten aussieht wie oben.

Ich habe genug, entgegnete Rechberg, mich zieht's aus diesen rauschenden Ergötzlichkeiten auf mein Gut

Ballenberg, wo ich den geschmückten Hofmann von mir werfen und dagegen Weltbürger werden kann. Ich bin satt des Dunstes und will einmal Wesen.

Dunst und kalte Komplimente, entgegnete der Hausmarschall, das ist nun so einmal die Atmosphäre, in der man sich hier con amore bewegt. Theuer bezahlte Titel putzen den Mann, theuer bezahlte Toilette die Frau, der Hochmuth und die Lüge wird den Kindern bereits in der Wiege eingepfropft. Lachen Sie nicht, ich kenne sechsjährige Knaben, die sich nach dem Ceremoniell einander anmelden lassen. Freundschaft ist hier ein hohles Wort geworden, Offenherzigkeit eine Larve, die man vornimmt, wenn man Jemand betrügen will. Statt kräftiger Natur oder Bildung trifft man ein geschnörkeltes, gezwungenes, abgezirkeltes Wesen, das Niemand ansprechen kann als jene Menschen, die sich daran gewöhnt haben, wie Marionetten zu agiren. Und dabei herrscht eine gränzenlose Verschwendung oder ihr Extrem, der schmutzigste Geiz. Dort jener Kammerrath in der Ecke hat sein Amt für fünftausend Gulden gekauft und braucht noch jährlich wenigstens eben so viel. Wo er es hernimmt, weiß man, aus den Kassen, die er zu verwalten hat. Hier der Baron, der sich noch schmeichelt, erster Minister zu werden, gibt Bälle

und Gastereien, man hört Musik von früh bis in die Nacht und dabei ist er so verschuldet, daß ein ganzes Heer von Gläubigern stets seine Thüre belagert und kein Tag vergeht, ohne daß einige die Stiege hinab geworfen werden.

Eine Unruhe entstand in der Gesellschaft. Man vernahm die Klänge eines Flügels und der größte Theil der Anwesenden eilte in das Konzertzimmer, aus dem jene Töne herüberkamen. Am Flügel saß ein Mann, in dessen scharfem hellem Blick jeder Menschenkenner das Siegel des Genies gewahrte. Die leuchtenden Augen überdeckte eine hohe gewölbte Stirne, hinter der man nur den Sitz einer reichen, üppigen Gedankenwelt vermuthen konnte. Wenn man aber diese Wahrnehmung auch in den Zügen des übergroßen Gesichtes bestättigt finden wollte, so täuschte man sich. Die hochgerötheten Lippen hingen schlaff herunter, und wenn ja ein Charakter aus dieser Physiognomie bezeichnend hervortrat, so war es der der Charakterlosigkeit. Der Träger des jedenfalls interessanten Antlitzes war ein breitgebauter aber dabei hagerer Mann. Ihn auf der Bratsche begleitete ein Herr, dessen Aeußeres zwar nicht den Ausdruck so hoher Geisteskraft, aber desto mehr den innerer Zufriedenheit, Feinheit und Liebenswürdigkeit trug. Der am

Claviere war Daniel Schubart, der Andere der Marquis von Clausonet, der französische Gesandte, der viele von den Tugenden, wenige von den Fehlern seines Volkes hatte.

Schubart's, des gediegenen Musikers, des genialen Dichters, Spiel entzückte die Versammlung, und Lobsprüche, gegen die der eitle Künstler durchaus nicht gleichgültig war, folgten jeder Nummer. Nur der Spezial Zilling äußerte in seiner gewohnten schroffen Weise seine Unzufriedenheit mit diesem Menschen, der weder Religion noch Sitte habe, und dem jeder Gläubige ein Gegenstand des Spottes sei. Es wäre wohl besser, er wäre in Aalen geblieben, meinte er, und hätte Krägelchen, schwarzes Kleid und Mantel behalten, statt daß er sie mit dem bordirten Rocke, dem Tressenhute und dem Degen vertauschte. Mich ärgerte er immer, wenn ich ihn auf der Orgel hörte; das war kein Organist der Kirche, sondern ein Organist der Weltlust, der die Schnurrpfeifereien der Italiener bei dem ernsten Choral nicht lassen kann. Doch damit hat es nun, Gottlob, ein Ende. Die Kirche hat den Schandmenschen excommunizirt, und hoffentlich wird man ihm bald ganz und gar den Laufpaß schreiben.

Vielleicht dürften Sie ihn doch etwas zu hart beurtheilen, entgegnete der Präsident von Gemmingen mit seinem sanften freundlichen Gesichte.

Sie vertheidigen aber auch Alle und zumal, wenn ein solcher Patron mit seinen windigen poetischen Phrasen Sie zu gewinnen weiß, polterte Zittel heraus.

Abgesehen davon hat Schubart seine guten Seiten. Sie sollten ihn nur sehen, wie er mit Jedem herzlich fühlt, mit dem Bürger und Bauern sich freuen kann, und das ist doch gewiß ein trefflicher Charakterzug. Dabei ist er offen und gradaus. Daß er schwach und leichtsinnig ist, damit muß ja die Langmuth eines milden Geistlichen am ersten Nachsicht haben.

Auch ich, nahm nun der Professor des Gymnasiums, Balthasar Haug, das Wort, muß es wagen, für Schubart zu reden, da gewissermaßen auf mir die Schuld liegt, daß er sich in Ludwigsburg befindet. Aber ich glaubte, bei unserm kunstliebenden Fürsten dürfte ein Mann, der eben so gewandt in der Musik als in der Poesie ist, willkommen sein. Schubart ist wirklich ein Talent. Verse schüttelt er nur so aus dem Aermel, und ein Hochzeitgedicht macht er beim Glase Wein.

Weiß es, Herr Magister, brummte Zilling, denn wann er es auch macht, das Weinglas wird nie fehlen.

Doch von etwas Anderm. Wie steht's mit des Herzogs Bibliothek.

Seine Durchlaucht haben die Büchersammlung des Herrn Uriot acquirirt und durch neue Schätze so vermehrt, daß sie bereits über 10000 Bände zählt.

Ich habe gestern in unserer Lesegesellschaft davon gehört, daß aus England eine schöne Sendung angekommen sei, fügte Gemmingen bei. Warum waren Sie nicht anwesend, Herr Magister?

Das schwäbische Magazin nahm mich in Anspruch.

Man hat dort viel von Ihren neuesten Arbeiten gesprochen, und besonders ist man auf Ihre Abhandlung über die Literarhistorie der Alten gespannt.

Sehr obligirt, schmunzelte unter Händereiben der Professor. Und wann wird die empfindsame Welt sich wieder eines Produktes Ihrer Muse zu erfreuen haben, Herr Präsident?

Vielleicht in Kürze. Eine Auswahl poetischer und prosaischer Stücke liegt zum Drucke bereit. —

Unterdessen hatte Schubart geendet. Aber statt, wie gewöhnlich, den muntersten Theil der Gesellschaft aufzusuchen, statt, wie man doch sonst immer an ihm zu bemerken gewohnt war, in übermüthiger Laune Impromptus, bissige Epigramme, gefällige

Liedchen zum Besten zu geben, zog er sich trüb und mißgestimmt in einen Winkel des Saales zurück. Das Spiel schien nur auf Minuten eine düstere Stimmung bewältigt zu haben, die jetzt wieder mächtig in ihm hervorbrach. Das bessere Gefühl, das durch die wilde Leidenschaft, der er unterthan gewesen, gefesselt war, hatte doch noch so viel Gewalt, ihm das Unglück zu zeigen, welches er über sich und seine Familie heraufbeschworen, und seine Phantasie lieh dem Bilde seines Elendes und seiner Schuld die lebhaftesten Farben.

Es litt ihn nicht länger unter frohen Gesichtern, unter Menschen. Diese Luft ekelte ihn an, die Gesellschaft mahnte ihn an seine Vergangenheit, die Klänge der Musik riefen in ihm die Erinnerung an all das Leiden wach, welches seine musikalische Laufbahn ihm gebracht; er stürzte hinaus in's Freie. Im dickſten Dunkel einer Allee warf er sich heulend nieder und schrie gen Himmel: „Vater, Richter, donnere mich nieder oder erbarme dich meiner!“ Stunden lang lag er so zerknirscht oder, um mit seinen eigenen phantasievollen Worten zu reden, „durchbohrt von einem von Gottes Sehne abgeschossenem Pfeile“ auf den Knieen dahingestreckt. Auch hier ließ es ihn nicht mehr und er stürmte nach Hause; es drängte ihn,

dem ihn überwältigenden Gefühle Worte zu geben. Er schrieb sein Bekenntniß.

Dort erscheint uns Schubart als ein Spielball der wildesten Leidenschaften; Extreme der verschiedensten Neigungen kreuzen und begegnen sich in seinem Selbst, das im Grunde gut, nur zu empfänglich für die Außenwelt und ihre Eindrücke war. „Laidions Seele war die meine, ich wollte nur empfinden, nur in Rosen- und Zimmetdüften wie Tiber in seinem Bade zu Caprä schwimmen, Nektar saugen und in wohllüstigen epileptischen Entzückungen hinschmachten. Leichtsinn und Gedankenlosigkeit waren die gaukelnden Dämonen, die mich in's Verderben stießen, Wein und Weiber die Scylla und Charybdis, die mich wechselweise in ihren Strudel wirbelten. Mein steter Umgang mit deutschen und welschen Virtuosen war," — so ruft er an einer Stelle in seiner Autobiographie über diesen Zeitpunkt aus — „beständiger Oelguß in mein schon ohnehin wildloderndes Feuer, ich stürzte von Schande zu Schande, die Briefe meiner Eltern und Freunde warf ich ungelesen weg, mein Weib versank in düstere Schwermuth und seufzte stumm gen Himmel: „Warum soll Ein Mensch mehrere unglücklich machen!"

Den schrecklichen Foltern seines Gewissens folgte

bald auch die äußere Strafe nach. Einige Tage darauf finden wir Schubart im Gefängnisse, in demselben Thurm, auf demselben Stroh, auf dem kürzlich ein Mörder seine letzten Lebenstage dahinseufzte. „Wasser, Brod, Kälte und faules Stroh fand ich hier zur Pflege. Rechts tobte eine Rasende, links rasselte ein Dieb mit seinen Ketten, und unter mir sangen, heulten, fluchten und weinten eingefangene Freudenmädchen, die damals Ludwigsburg zu einem wahren deutschen Lampsac machten."

Aber selbst in dieser fürchterlichen Umgebung, in dieser entsetzlichen Lage hatte Schubart seinen alten Leichtsinn wieder errungen. Flasche an Flasche wurde durch das Eisengitter des Kerkers von seinen Zechgenossen, Freunden und Schülern zu ihm hinuntergelassen, sie ließen ihm keine Zeit zu langen melancholischen Untersuchungen, er trank, bis er hinsank und entschlief. Nach der wiedererrungenen Freiheit, — eine unbedeutende Liebesgeschichte war die Ursache seiner Haft gewesen — erwartete ihn eine erschütternde Scene in seiner Wohnung. Sein treues unglückliches Weib schloß ihn mit Thränen in ihre Arme, sein erst von schwerer Krankheit genesenes einziges Söhnchen hielt sich am Tische und bewillkommte ihn mit einem herzzerschneidenden Papa, Papa.

Seines Weilens in Württemberg war nun fürder nicht länger, denn Schubart's Vorgesetzte, längst seiner müde, hatten ihm den Abschied gegeben. Der nächste Grund seiner Entlassung war ein Spottgedicht auf einen Höfling und eine Parodirung der Litanei. Sein Schicksal zog ihn nach Mannheim, München, Augsburg und Ulm, und von dort riß es ihn abermals in Ludwigsburg's Nähe, diesmal aber nicht zu Freude und Vergnügungen, sondern zu langjährigen Kerkerleiden in den Verließen einer Veste. Endlich hatte die Zeit den Mann mürb gemacht, und als herzoglich württembergischer Hofpoet und eifriger Pietist verlebte er seine letzten Tage. Doch ist es uns vergönnt, im Laufe unserer Erzählung ihm noch einigemale zu begegnen.

Die Sonne Ludwigsburg's war schon wieder im Sinken begriffen. Seit 1765 war Carl mit der alten Hauptstadt ausgesöhnt und sie den Winter über die regelmäßige Residenz des Herzogs.

19. Franziska.

Dasselbe Jahr 1770, in welchem endlich der Friede zwischen Carl und seinem Lande geschlossen wurde und der sogenannte Erbvergleich zu Stande kam, dasselbe Jahr brachte für Württemberg noch ein anderes Ereigniß, das in seinem Erfolge mindest eben so heilbringend war als das erste. Der Erbvergleich setzte zwar formell die Landstände wieder in ihre Rechte ein, allein in der That dauerte, wenn auch nicht in so großer Ausdehnung, die Willkührherrschaft des Herzogs immer noch fort. Carl und der Ausschuß verstanden sich nun mit einander; aus der geheimen Truhe deckte man die Summen, die der Hof verlangte, und dafür ließ dieser den Ausschuß walten, wie er nur wollte, und von einer Zusammenberufung der Stände war keine Rede. Dagegen übte Franziska auf den Charakter ihres herzoglichen Liebhabers den wohlthätigsten Einfluß. Nachdem seine Sinne so lange von Genuß zu Genuß in fortwährender Trunkenheit getaumelt, hatte endlich auch sein Herz,

das bisher immer unbefriedigt geblieben, Nahrung gefunden. Aus dem Strudel der Vergnügungen hob sich der rettende Arm Franziska's, Carl faßte ihn, und an ihrer Seite lernte er erst das wahre Glück der Liebe kennen.

Doch von dem mächtigen Einflusse, den sie erringen, von dem wohlthätigen Zauber, den sie einst über Carl ausüben würde, hatte die neue Geliebte in diesem Augenblicke wohl noch keine Ahnung. In dem einsamen Gemache des Ludwigsburger Schlosses, in das sie durch ihren Entführer, dem sie halb willenlos, halb willig gefolgt, gebracht worden war, konnten sie nur düstre Bilder der Zukunft beschäftigen. An Unglück gewöhnt, in Dürftigkeit aufgewachsen, an die Seite eines Mannes gefesselt, dessen Aeußeres häßlich, dessen Geist weit unter dem ihrigen war, hatte sie doch bisher noch den Stolz ihrer Tugend, die Zufriedenheit ihres Gemüthes bewahrt. Nun, da auch diese getrübt und sie sich mit Scham gestehen mußte, daß sie nichts Besseres geworden als jene Vielen, die vor ihr und — vielleicht auch nach ihr — den kurzen Glanz in diesen Gemächern gegen eine lange schuldbewußte Zukunft eintauschten: wie konnte sich da ein freudiger, fröhlicher Gedanke in ihrer Seele emporringen? — Aber hatte nicht vielleicht

damals schon Franziska in ihrer reichen Gemüthswelt gerade in dem Vorsatze Erleichterung gefunden, daß sie ihre Stellung zum Nutzen Württemberg's gebrauchen, ein Engel ihm werden wollte, den das Land um so mehr segnen würde, als es bisher an diesem Platze nur Teufel zu sehen gewohnt war?

Noch in den Zeiten ihrer größten Macht, in jenen Tagen, wo das Land mit Stolz und Freude sie an der Seite seines Herrschers sah, denkt sie mit Thränen an die schmerzlichen Stunden zurück, in welchen sie zwischen Tugend und Leidenschaft, zwischen Sitte und Liebe wählen mußte. „Das Gefühl der Schuld will mich nie verlassen,“ rief sie in einem Briefe an Niemeyer 1786 aus, „für meinen Schmerz gibt es keinen ausreichenden Trost, keine völlige Beruhigung.“

Franziska ist die Tochter des Herrn von Bernardin, eines Adeligen, dessen ganzes Besitzthum in einem Theile des Schlosses Adelmannsfelden in der Nähe von Aalen besteht. Das Fräulein zeichnete sich nicht durch blendende Schönheit aus, dagegen waren aber ihre Züge, ihre Haltung und ihr Gespräch mit dem sanften Zauber der Anmuth erfüllt. Es war ein unbeschreibliches Etwas in ihrem Wesen, das jeden feiner Fühlenden gewann und anzog oder,

im Style der damaligen Zeit zu reden, Amor schoß nicht spitze Pfeile aus ihren Augen, daß der Getroffene im Moment seine Wunde fühlte, sondern unsichtbare Fädchen hingen sich leise an den Gebannten, daß er erst seine Fesseln erkannte, wenn er sich losreißen wollte. Ihr Geist ist hochgebildet, ihr Charakter ein Abglanz jeder weiblichen Tugend. Und diese Frau mit so vielen Vorzügen hat das Schicksal, einem mißgestalteten, dummen Gatten, dem bayreuthischen Kammerherrn von Leutrum, aufgeopfert zu werden, um, wie man zu sagen pflegt, ihre Versorgung zu finden; — denn der Kammerherr war reich.

Auf einer Reise berührte der Herzog Pforzheim, wo sich der Adel der Umgegend versammelt hatte, ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen. Unter ihm war auch der Herr von Leutrum mit seiner jungen Gemahlin. Carl, der feine Kenner liebenswürdiger Frauen, fühlte sich von der ersten Unterhaltung mit Franziska schon so mächtig hingezogen, daß er Herrn von Leutrum zu seinem Reisemarschall ernannte. Die neue Würde legte diesem sogleich die Verpflichtung auf, seine Gemahlin zu verlassen und dem Herzoge vorauszueilen, während sie, die nun allein, wie natürlich,

ihren Platz in Carl's Kutsche fand. In Ludwigsburg ahnte der Herr Reisemarschall bald den Grund seiner plötzlichen Erhebung. Das spöttische Lächeln, das Achselzucken in der Gesellschaft klärte ihn hierüber vollends auf und bestimmte ihn, sich auf seine Güter zurückzuziehen

Den feurigen Bewerbungen des Herzogs hatte Franziska nicht die Kraft für die Dauer zu widerstehen. „Niemand weiß wohl besser als ich," äußert sie selbst, „was die Ueberredung und Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. Ohne Erfahrung, ohne Weltkenntniß, mir ganz allein überlassen, trat ich in die Welt mit Scenen umgeben, die ich gar nicht kannte." Es klingt rührend und ist ein Zeichen ihrer hohen Seele, daß sie noch als Herzogin, statt sich zu entschuldigen, sich anklagt: „Die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. O, hätte ich einen treuen warmen Freund in meiner Jugend zum Rathgeber gehabt!" Es ist mein ernster Wille, im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe.

Wer hat den Muth, nach solchen Bekenntnissen, nach so vielen Beweisen, daß diese Gesinnung sie wirklich beseelte, Franziska zu einer Pompadour, Grävenitz oder nur Maintenon zu werfen?

20. „Vivat nach Ostindien.“

Auf! auf! Ihr Brüder, und seyd stark!!
Der Abschiedstag ist da.
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
  Ins heisse Afrika.

— — —

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand.
Den kosen Bruder, Schwester, Freund,
Und alles schweigt, und alles weint,
  Todtblaß von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum.
„Willst mich verlassen, liebes Herz
Auf ewig?“ — Und der bittre Schmerz
  Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart! — D'rum wirble du Tambor
Den Generalmarsch d'rein.

— — —

Ja wahrlich 's ist hart, scheiden müssen von Eltern und Weib, von Bruder und Kind, verkauft werden vom eigenen Fürsten, der die schönsten Reden über Menschenliebe und Menschenerziehung anhört oder selbst zum Besten gibt; verhandelt werden in ein Klima, das den Deutschen den gewissen Tod bringt. Aber dieser Menschenhandel war ja damals Mode; „fast alle deutschen Fürsten, bemerkte Feuquieres in seinen Memoiren, sind marchands d'hommes und wenden sich an die Macht, die ihnen die Menschen am besten bezahlt und am leichtesten abnimmt." Mit dem Blute nach Amerika verhandelter Landeskinder war der Mörtel gemischt, welcher die Mauern des Wilhelmsbades zusammenhalten sollte. Von der Brücke von Ochsenfurt aus konnte man Carl Alexander, den philanthropischen Markgrafen von Ansbach, sehen, wie er, gehüllt in seine Wildschur, die gespannte Büchse in der Faust, auf dem Schiffe stand, in welchem geknebelt, wie Schlachtthiere, seine Unterthanen liegen, die gleichfalls, nach Amerika verschachert, ihrem schrecklichen Loose durch die Flucht entrinnen wollten. Der sichere Tod aus des Landes-

vaters eigener Büchse ereilte den, der etwa Lust in sich verspüren sollte, den Fluchtversuch zu wiederholen.

Die Sendung Unterthanen, welche Carl Eugen soeben wohlconditionirt für seinen Abnehmer Holland abgehen läßt, ist nach dem Kap der guten Hoffnung und Ostindien bestimmt. Es waren tausend Mann, die am vierundzwanzigsten Februar des Jahres 1787 unter dem Kommando des Obrist von Hügel und des Obristlieutenants und seitherigen Flügeladjutanten von Franquemont aus den Thoren von Ludwigsburg zogen. Und wer durfte sich beklagen? War doch unter diesen Söhnen Württemberg's so mancher, mit dem der Herzog im wahren Sinne des Wortes sein eigen Fleisch und Blut den Holländern verschachert hatte. Das holländische und württembergische Wappen, ersteres oben, prangten auf den Schilden ihrer Kaskets, so die Waare kenntlich zeichnend. Zweckmäßiger Weise hatte man ihnen auch den Putz erlassen, in welchem sonst alle württembergische Soldaten erscheinen mußten, die Gemeinen trugen weder frisirte Haare noch Puder.

Dieser Seelenhandel ist einer der Flecken, welcher die spätere Regierungsperiode des Herzogs verdunkelt, und merkwürdiger Weise ist der, dessen Mißhandlung ebenfalls dieser Regierungszeit Carl's Eugen zur Last fällt, der offizielle Poet und Beschreiber des Auszugs.

Schubart, welcher unterdessen gräßliche Jahre unter dem eisernen Regiment des, zum krassesten Pietisten gewordenen Rieger's auf dem Hohenasperg verlebt hatte, war nun nach zehnjähriger Haft so schwach an Geist und an Gesinnung geworden, daß der Herzog ihn bald darauf für würdig hielt, ihn zum Theaterdirektor und Hofpoeten zu ernennen. Der alte Schwung aber herrschte in den Kapliedern, deren Anfang wir an die Spitze unseres Kapitels stellten.

Die Hoffnungen, die diese Verse in den abmarschirenden Soldaten zu erwecken bestimmt waren, ging jedoch keineswegs in Erfüllung.

„Und führt uns der Himmel nach Teutschland zurück,
So bringen wir Ruhm und Dukaten und Glück."

läßt er sie ausrufen. Mehr als solche Dichtungen hatte die Glücksträume der Abziehenden ein Brief rege gemacht, den schon vor einiger Zeit General von Wimpfen erhalten hatte. Schwaben, die von jeher — auffallender Weise — die ruhige Hütte der Heimath gerne mit der unsichern Ferne tauschten, seien schon, so wird in jenem Schreiben berichtet, in ziemlicher Zahl auf dem Kap angesiedelt. Ueber dreihundert fänden sich dort, meist Bäcker, die einen außerordentlichen Reichthum erworben und Häuser besäßen von sechzigtausend Gulden

Werth. Manche, aus der Solitude desertirte Soldaten, einen ehemaligen württembergischen Hauptmann und noch mehrere Andere hatte der Briefsteller da getroffen.

Minder glücklich ging es der eben abgehenden Schaar. Stürmisches Wetter begleitete sie schon an den ersten Tagen. Als das Regiment in's Badische hinübergekommen, nahmen die Desertionen überhand, denn wie ein Offizier des Corps schreibt: „Jeder Bade, der einen von uns zu beherbergen hatte, erbot sich von selbst, ihm zur Desertion zu verhelfen.“ In Ittlingen, Iffertsheim und Wintersdorf ging man sogar so weit, trotz dem Befehle des Markgrafen, die Durchsuchung der Häuser, in denen sich Württemberger verborgen hielten, zu verweigern. Dadurch waren die Offiziere genöthigt, die Nächte durch abwechselnd selbst zu patrouilliren. In Fort-Louis war der Herzog anwesend und ließ die Revue passiren. Von da aus begannen die Krankheiten im Corps überhand zu nehmen. Hundert bis hundertfünfzig Mann mußten auf Wägen nachgeführt werden. In Holland hatten die Truppen mit der Schlechtigkeit der Schiffskapitäne und dem Ungemach einer gefahrvollen Küstenfahrt zu ringen. So stachen sie, schon bedeutend in ihren Hoffnungen herabgestimmt,

von Blissingen aus endlich im Juni in die hohe See. Dort wartete ihrer erneuter Jammer, und nur wenige hatten das Glück, nach Krankheiten und Kämpfen in ihr Vaterland zurückkehren zu können. Nicht einmal der versprochene Sold wurde ihnen ehrlich ausgezahlt. — Unter den spät Zurückkehrenden befand sich auch der damalige Lieutenant Friedrich von Franquemont, nachdem er die mannigfaltigsten Schicksale erlebt hatte. Vom Kap war er in das pesthauchende Batavia, von da nach Trincomale und wieder weiter nach Ceylon gewandert. Hier fiel er, bereits Hauptmann, 1795 in die Hände der Engländer und wurde von ihnen zuerst nach Madras und dann nach Großbritannien geschleppt. Nach dreizehn Jahren endlich betrat er wieder den Boden der Heimath, wo seiner noch die größten Ehrenstellen harrten.

21. Ludwig Eugen.

Herzog Carl war in die Gruft gesunken, als die französische Revolution ihre beleuchtenden und versengenden Fackeln in die Welt schleuderte. In diesem gefährlichen Zeitpunkte der Aufregung aller Gemüther, des Kampfes zwischen den altherkömmlichen und den von dem Schimmer einer neuen Philosophie umstrahlten Ideen trat Ludwig Eugen an die Spitze der württembergischen Herrschaft. Ihn kennen zu lernen, wollen wir unsere Leser an zwei Orte führen, die zwar die deutsche Sprache ziemlich ähnlich lautend geschaffen hat, welche aber dem Begriffe nach so weit auseinander liegen: in die Kirche und in die Küche.

Sehen wir zuerst das eine Bild. In der katholischen Hofkapelle zu Ludwigsburg kniet der herzogliche Greis andächtig im Gebete versunken, und ihn umgeben fromme, aber auch glaubenseifrige Geistliche, die der protestantische Württemberger nur mit scheelen Blicken betrachten kann. Die Mercy, Werkmeister und andere Prediger Herzog Carl's waren entfernt

worden, und die religiösen Ansichten, welche unter diesem, um mit Pahl zu reden, „nur noch eine leichte Färbung von christlichem Glauben an sich trugen,“ hatten sich bei Hof gewaltig geändert, der dogmatisch strengsten Religionsrichtung Platz machen müssen. Der Württemberger sieht die ihm verhaßten Kutten, die ihm freilich gar oft aus den sein Land rings umgebenden Klöstern zu Gesicht gekommen, nun wieder mitten in demselben heimisch werden. Franziskaner und Kapuziner gehen bei Hof aus und ein, eben jetzt halten die fürstlichen Personen wieder eine Wallfahrt. Dort vor jenen Seitenaltären sind Priester zu immerwährenden Gebeten für das herzogliche Haus verpflichtet, und während in den Mauern der Kirche noch die Wallfahrt dauert, sind die Diener im Schlosse oft beschäftigt, die Betschemel herzurichten, da Abends die Andacht wieder erneuert werden wird. In einem Lande, wo die katholische Lehre so viele und heftige Gegner hatte, zu einer Zeit, wo man über religiöse Dinge mehr als frei zu denken begann, und nach einer Regierung, welche diese Freigläubigkeit so sehr begünstigte, mußte eine so plötzliche Reaktion Unzufriedenheit und Spott erregen. Schon glaubte man eine intolerante Kälte gegen die Bekenner der ketzerischen Landesreligion zu gewahren,

und wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt „das Benehmen des Herzogs betrübte die Schwachen, reizte den Spott der Starken und empörte die Patrioten, denen die Ehre des Landesherrn heilig war.“

Wer aber unter dieser religiösen Hülle Heuchelei oder Scheinheiligkeit suchen wollte, würde weit irren. Ludwig Eugen war ein vortrefflicher Privatmann, und ein Herz schlug in seiner Brust, das wahrhaft für die Tugend glühte. Blicken wir zurück auf seine Vergangenheit, so tritt uns durchaus tadelfreier Wandel entgegen.

Auch er hatte wie sein jüngerer Bruder Friedrich frühe schon die Waffen zu tragen gelernt. Merkwürdiger Weise war es gerade bei dem Volke, gegen welches er später, alle übrigen Rücksichten hintansetzend, so energisch rüstete, bei den Franzosen, wo er seine ersten Feldzüge machte. Als achtzehnjähriger Prinz trat er aus besonderer Vorliebe für Frankreich in die Dienste Ludwig's XV., in dessen Nähe er mehrere Jahre zubrachte und 1756 den Zug nach Minorca mitmachte. Im siebenjährigen Kriege finden wir, während der dritte Bruder unter den Fahnen des Preußenkönigs kämpfte, Ludwig als General im österreichischen Heere. Noch war der Friede nicht geschlossen, als schon der Fürst das Leben der Cam=

pagne mit dem häuslichen vertauschte. Die Liebe zu der Fräulein Sophie Albertine, Reichsgräfin von Beichlingen, hatte ihn nicht nur vermocht, den Ruhmeskränzen zu entsagen, die ihm noch winkten, sondern ihr zu Gefallen gab er auch alle Hoffnungen auf, je in seinen Nachkommen über das württembergische Land zu herrschen. Er resignirte für seine Kinder auf die Nachfolge, sich ganz den Freuden der Häuslichkeit, des Landlebens und der Wissenschaft hingebend. Auf seinem Gute bei Lausanne, an den entzückenden Ufern des Genfersees, fanden alle Gelehrte freundliche Aufnahme, und bei dem Zusammenflusse geistreicher Köpfe, welche durch Voltaire's Aufenthalt zu Ferney, damals in der französischen Schweiz, veranlaßt wurde, mochte es an den verschiedensten geistigen Anregungen durchaus nicht fehlen. Die Richtung, der von den schönen Geistern damals gehuldigt wurde, und die, welche die Herrschaft des Herzogs bezeichnete, sind jedoch so divergirend, daß es auffallend ist, wie Ludwig Eugen gerade in diesen Zirkeln Vergnügen finden konnte. Als Mitglied der helvetischen Gesellschaft und in Begleitung seiner beiden Töchter, — eine dritte war ihm früher gestorben, — verließ er 1768 die Schweiz und bezog ein anderes Gut, Wasserlos bei Hanau. Während der Regierung

seines Bruders Carl war er einer der eifrigsten Vertheidiger der Rechte der Stände, ein Feind des Diensthandels, der Verschwendung und so sehr Gegner aller seiner Maßregeln, daß die fortwährenden Zerwürfnisse zwischen Beiden erst in dem letzten Lebensjahre Carl's gehoben wurden.

Man kann sich denken, mit welcher Freude Ludwig Eugen von dem Volke begrüßt wurde, als er am 3. November 1793, feierlich eingeholt von berittenen Bürgern, in Stuttgart einzog.

Wahrhaft denkwürdig und dem freieren Geiste entsprechend sind die Inschriften der dem Schlosse gegenüber errichteten Ehrensäule, ganz verschieden von jenen flachen Complimenten und allegorischen Spielereien, denen wir bei ähnlichen Gelegenheiten unter den frühern Fürsten begegnen.

„Willkommen in unsern Mauern Württemberg's größ'rer Christoph; auf Gerechtigkeit, Milde, Volksliebe wirst du als auf ehernen Säulen gründen das Wohl des Staates" hieß es unter anderm. Die vier Altäre, welche die Säule umstanden, trugen — man dlaubt die äußersten Schwingungen von dem Strudel ger französischen Revolution zu verspüren — die Worte: Verehrung der Gottheit, Liebe dem Fürsten, Eintracht den Bürgern, Gehorsam den Gesetzen.

Doch auch dieser Jubel sollte nicht nachhaltig sein, und zufriedene Mienen sah man bald nur in den Mauern des Schlosses, wo freilich von Ludwig Eugen das aufkeimende Mißbehagen des Landes nicht an den behaglichen Gesichtern und feisten Bäuchen der Hofherren und Hofdiener bemerkt werden konnte.

Der Herzog hält in Ludwigsburg, seinem Sommeraufenthalte, offene Tafel; offene Tafel, weil den glücklichen Unterthanen gestattet ist, ihren Fürsten an Leckerbissen aller Art sich ergötzen zu sehen, offene Tafel, weil Jeder, der nur immer mit dem Hofe zu thun hatte, irgend etwas von den Delikatessen wegstipitzen konnte. Eben fährt ein Faß mit Austern in den herzoglichen Schloßhof und wird von dem halbangetrunkenen Küchenpersonale in Empfang genommen. Gleich nach dem Fasse kommt in einer altmodischen, von vier erbärmlichen Pferden gezogenen Kutsche irgend ein Duodezfürstlein der Nachbarschaft angefahren. Die paar in abgeschossene Livree gehüllten Heiducken, das gesammte Dienerpersonale des reichsfreien Gebieters, springen vom Hintertritte eilig herunter, den Schlag zu öffnen, und eine lange hagere Figur mit ausgehungerten Zügen wird halb freundlich, halb spöttisch von dem Hofmarschall bewillkommt. Der Gast findet, sobald er nur in den Speisesaal

tritt, eine Menge Bekannte; — war doch Ludwig's Eugen Hof der Sammelplatz für alle Adeligen und Aebte des schönen Schwabenlandes geworden, die trefflich speisen, weidlich trinken und dabei ihre Börse schonen wollten. Da sitzen sie, in dem angenehmen Geschäfte begriffen, die Meisterstücke der Küche, die Prachtwerke der Conditorei, die Seltenheiten des herzoglichen Kellers verschwinden zu machen. Ludwig Eugen gibt seinen Gästen ein gutes Beispiel, und bedenklich schüttelt der Hofmedikus, der übrigens seinerseits es auch nicht fehlen läßt, den Kopf, denn mehr wie einmal hatten solche Tafelfreuden für den alten Herrn mißliche Folgen.

Nicht so vergnügt waren die Landeskinder, denen es vergönnt war, diese vergnügten Gesichter zu sehen. Die große Menge rechnet im Stillen, wie viel da aus der Kasse des Landes zu den materiellsten Genüssen verschwendet wird, und Gevatter Maurer und Steinhauer denken an die schönen Zeiten Carl's zurück, wo doch mindestens das Geld unter die Leute kam und etwas Ordentliches dafür ausgeführt wurde. Die ständischen Mitglieder vergleichen diesen Aufwand mit der Behauptung Ludwig's Eugen, daß er alle Kassen leer gefunden, und überlegen, wie in dieser schweren Zeit die Tausende, welche man hier weit-

hinaus über den Kammerplan vergeudet, besser angewendet werden könnten. Die Beamten ärgert die Menge der Adeligen, welche nun wieder in alle Rechte und Prätensionen eingesetzt worden sind, und überdieß sind es wiederum meistens Fremdlinge, die die besten Stellen im Lande erhaschen.

Traurig und bekümmert, in einem verschossenen Hofkleide, lehnt dort ein solcher Beamte in der Fensternische, er erwartet nur den Schluß der Tafel, um dem Herzog noch einmal seine unglückliche Lage vorzustellen.

Nun wie geht's? fragt ihn eben ein Freund und College.

Der Angeredete zuckte die Achseln: Ich werde wohl meinen Stab einen Schritt weiter setzen müssen, meinte er, heute will ich's noch einmal probiren.

Ist denn gar keine Hoffnung vorhanden?

Für die Carlsschule gar keine, für ihre Beamten allerdings wenn man sich fügt und Lust hat, nach Tübingen zu gehen. Im Angesichte dieser Vergeudung behauptet man, die Akademie habe zu schwer auf dem Lande gelegen. Würde der Herzog nur einen Monat im Jahre so leben, wie der Verstorbene jahrelang in der letzten Zeit, so würde man gut ausreichen. Aber wie immer in der Geschichte ge-

fällt sich eben auch hier der Nachfolger darin, mit dem Schlimmen das Gute seines Vorgängers niederzureißen. O wenn der Selige wüßte, wie in den Zimmern seiner Lieblingsschöpfung die niedrigste Klasse des Hofgesindes sich herumtreibt, daß man in der Kirche Wälschkorn dörrt, die Bibliothek und die Schulsäle zu Remisen und Materialkammern benützt, ich glaube, er würde d'reinschlagen, wie er's in der kräftigsten Zeit seiner Herrschaft gethan.

Was wollen Sie: olim musis nunc mulis! Der Spaßvogel hatte Recht, als er die bissige Inschrift an das verlassene Schulgebäude anschrieb.

Und hätte er sie nicht angeschrieben, es wären wirklich Pferdeställe daraus gemacht worden. Wahr ist's, Carl hat Hunderttausende hinausgeworfen, aber es war doch Genialität darin, er vergeudete, doch mit Geist; aber dieser sanfte, fromme Herzog schafft aus lauter Bonhommie und Gerechtigkeitsliebe Unglückliche in Hülle und Fülle.

Die Gerechtigkeitsliebe muß jedoch gar oft der Bonhommie weichen. Ich kann Ihnen ein artiges Pröbchen davon mittheilen. Der Schlingel von Kammerhusar, der dort hinter dem Abt von Zwiefalten postirt ist, hat vor einigen Tagen, wie mir der Hofkoch erzählte, einen großen, raren Fisch unter

seinem Mantel fortpraktiziren wollen. Der Herzog liegt, im Verdauungsgeschäfte begriffen, im Fenster, sieht, wie der Bursche über den Hof schleicht, unten am Mantel aber auch den Kopf des Fisches hervorsehen läßt. Wollte er sich nach Tische nicht ärgern. oder war es seine angeborne Gutmüthigkeit: statt den kecken Dieb augenblicklich fortzujagen, ruft er ihm zu: „Hör er, Mosje, wenn er mir wieder einen Fisch stehlen will, so nehm er einen kleineren, oder ziehe er einen längern Mantel an.“

Von dieser Gutmüthigkeit sehe ich aber in der neuen Maßregel gegen den Diensthandel keine Spur. Es ist schon recht, daß man endlich einmal diesem verderblichen Aemterverkauf ein Ende macht, aber alle Jene schonungslos absetzen wollen, die auf diese Weise ihre Stellen erhalten, ist nicht allein unsinnig, es ist grausam. Wir alle wissen, daß unter Herzog Carl es eben nicht möglich war, auf andere Weise unterzukommen.

Darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen. Es liegt ganz in der Natur solcher Charaktere, wie der des Herzogs, wenn einmal der erste Anlauf vorüber ist, so weitausgreifende Prozeduren ruhen zu lassen. Ist er doch, wie man sagt, sogar zu bequem, seinen Namen zu unterschreiben, und hat dafür einen

Stempel machen lassen; woher soll er Thätigkeit und Energie für eine so ungeheure Umänderung nehmen, die zudem seinem Herzen sehr wehe thun müßte. Wären wir nur mit unserer Carlsschule nicht schlimmer daran. Uebrigens damals hat man seine Stelle gekauft, und jetzt bekömmt man sie durch Geburt oder Protektion; am Ende ist nicht viel Unterschied. —

Was folgt daraus?

Daß ein gutmüthiger aber schwacher Fürst oft eben so schlimm für ein Land ist, als ein energischer, der zuweilen seine Tyrannenlaune hat. An uns, lieber Freund, haben Sie zu diesem Satze eine demonstratio ad hominem. Doch die Tafel ist beendet, ich will gehen, zu bitten vor dem Betenden, und wünschen Sie mir Glück — ich glaube nicht mehr daran.

Während aber ein halb klösterliches halb Schlaraffenleben in den Hofgemächern von Stuttgart und Ludwigsburg herrschte, drangen die Sturmklänge von jenseits des Rheines immer mahnender und vernehmlicher herüber. Von der Politik Carl's, der 1791 selbst in Paris gewesen und, um Mömpelgard zu retten, sogar die Nationalkokarde aufsteckte, hatte der ehrliche, gerade, wenn auch befangene Sinn Ludwig Eugen's keine Ahnung. Seine An=

hänglichkeit an Deutschland und das Reich, seine Freundschaft für das französische Königshaus, sein Abscheu vor den Grundsätzen des Tages, die man in Mainz nicht mehr gar fern hatte; alles dieß rüttelte den sonst so friedliebenden Mann so mächtig auf, daß er als einer der feurigsten Kämpfer für die Sache Deutschlands das Schwert ergriff. Durch ihn wurde ein Beschluß des schwäbischen Kreises erwirkt, der die vielfach verstärkten Contingente einrief und überdieß eine vierzigtausend Mann starke Landmiliz auf die Beine brachte. In Württemberg selbst hatte die Begeisterung des Herzogs mächtigen Wiederhall gefunden. In allen Kirchen des Landes hörte man von den Kanzeln patriotische Aufrufe zur Vertheidigung des Vaterlandes, zwei tausend Rekruten wurden ausgehoben, das Forstpersonale im Vorpostendienste eingeübt, die Pässe des Schwarzwaldes befestigt, und eine vierzehntausend Mann starke Landmiliz organisirt. Der Herzog selbst gelobte, an die Spitze des Aufgebots zu treten.

Unterdessen war von den Republikanern die Vertheidigungslinie der Kaiserlichen im Elsaß durchbrochen und die Pfalz überschwemmt worden. Alles, was nur in Württemberg der Fahne folgen konnte, eilte an die Gränzen, und selbst die Hauptstadt war von

Militär so entblös't, daß nicht einmal die nöthigen Wachen für das herzogliche Residenzschloß übrig blieben. Ludwig glaubte sich sicher unter den Seinen, und sein Zutrauen täuschte ihn nicht. Die einst beim feierlichen Einzuge des Herzogs zur Erhöhung des Festglanzes ihn eingeholt hatten, jene Bürger — die reichsten und angesehensten der Stadt — bildeten nun eine berittene herzogliche Leibwache, ihren Fürsten zu schützen. Sie nannten sich die Ludwigsritter und bewaffneten und kleideten sich selbst.

Am fünfzehnten April 1794 rückte das Corps in den Schloßhof. Blaue Röcke mit gelben Knöpfen und goldenen Epauletten, gelbe Westen, gelblederne Hosen und Reiterstiefel waren seine Uniform. Die Kaufleute trugen nur Säbel, die Andern auch Karabiner. Der Herzog dankte ihnen für ihre Aufopferung und Liebe und gab ihnen den Obristwachtmeister von Gemmingen zum Befehlshaber. Bald auch prangte an der Spitze des Corps eine von dem Fürstenpaare geschenkte Fahne, die auf weißem Atlas die Inschrift „pro deo et patria“ und „gratorum sedula nutrix“ und den herzoglichen Namenszug trug. — Auch eine Bürgerartillerie war errichtet worden.

Ein Rheinübergang lag aber damals nicht im Plane der Franzosen. Das Vergebliche seiner leider

nur zu vereinzelten Anstalten sollte Ludwig Eugen nicht mehr sehen. Er starb, vom Schlage getroffen, auf einem Spazierritte im Mai 1795.

22. Friedrich Wilhelm.

Noch waltete Herzog Carl im württemberger Lande, als der Sohn seines Bruders, Friedrich Eugen, 1790 seinen Sitz zu Ludwigsburg aufschlug. Carl, der mit den Meisten seiner Verwandten im Hader lebte, sah sehr ungern einen Prinzen in seiner Nähe, dessen geistige Eigenschaften eben so hervorstachen, als er kräftigen Willens und rascher That war.

Bald gingen in dem Palais der Fürstenstraße Leute aus und ein, die dem regierenden Herzoge gar nicht genehm waren, und Gespräche wie Personen dort waren der stete Gegenstand seiner Aufmerksamkeit.

Der Prinz, der den Argwohn seines Oheims so sehr auf sich zog, hatte frühe schon Gelegenheit gehabt, einen Schatz von Erfahrungen auf dem Schlachtfelde wie im Kabinette zu sammeln. Zuerst am Hofe Friedrich's II., unter dessen Fahnen er im bayerischen Erbfolgekriege diente, folgte er 1782 dem Großfürsten Paul, der seine Schwester Marie als Gemahlin heimführte, nach Rußland. Hier am Hofe der nor=

dischen Semiramis lernte er, sich in größeren Verhältnissen bewegen, und erwarb sich den richtigen Blick für jene bedeutenden politischen Konstellationen, für die ihn sein späteres Schicksal bestimmt hatte, und jene geistige Ueberlegenheit, welche Napoleon veranlaßte, ihn als einen der tüchtigsten Regenten Europa's zu bezeichnen. Hier aber auch, auf einem Boden, wo stets eiserne Gewalt und kleinliches Mißtrauen Hand in Hand gehen, mochte ihm jene Strenge und Rücksichtslosigkeit eigen geworden sein, die gepaart mit seiner natürlichen Heftigkeit den Grundzug seines Charakters bildeten. Wie energisch er selbst der allgewaltigen Czarin gegenübertrat, bezeugt Masson, der uns den schönen Zug erzählt, daß der Prinz den Muth hatte zu verweigern, was der Großfürst die Schwäche hatte zu bewilligen, die Ueberlieferung der Kinder an Katharina. Dieß, vielleicht auch ein hitziger Streit mit seiner Schwester, den das Gerücht selbst bis zu Thätlichkeiten ausarten läßt, bestimmte ihn, Rußland zu verlassen, wo er Gouverneur von Finnland und später von Cherson gewesen. Auch er wandte sich gleich Ludwig Eugen, seinem Oheim, in die Nähe von Lausanne und verlebte hier auf seinem Landhause Monrepos einige Jahre. In dieser Zeit, am siebenten Geburtstage seines Aeltesten, starb ihm

seine erste Gemahlin Caroline, eine braunschweigische Prinzessin. Wenn man die Reihe der fürstlichen Familienbilder im Ludwigsburger Schlosse durchschreitet, so wird das Auge unwillkührlich durch Auguste Caroline gefesselt. Selten begegnet man lieblicheren Zügen. Wie sie abgebildet ist, in einem weißatlasnen Gewande, einer Rosaschärpe, die sich ätherisch um die niedliche Figur schlingt, macht sie mit ihrer interessanten Physiognomie, ihren hochblonden, in leichten Locken aufgeschlagenen Haaren einen fast romantischen Eindruck auf den Beschauer, und unwillkührlich schafft sich eine lebhafte Phantasie vor diesem Bilde Dichtungen und Träume aus der Geschichte ihres Herzens.

Das Wetterleuchten, das während Ludwig's Eugen Regierung am politischen Horizonte Württemberg's sich zeigte, war unter Friedrich Eugen, des Prinzen Vater — wir werden ihn in der Geschichte von Hohenheim näher kennen lernen — als verheerendes Gewitter über das Land hereingebrochen. Der Erbprinz stand 1796 an der Spitze der Württemberger bei Freudenstadt den Franzosen gegenüber. Der Kniebiß wurde genommen und bald folgte die Flucht der herzoglichen Familie nach Ansbach. An der Seite einer zweiten Gemahlin, der Kronprinzessin von

Großbritannien Mathilde, kehrte er im Mai 1797 dauernd in das Vaterland zurück, um im Dezember desselben Jahres den Thron zu besteigen. Freudig empfing in ihm Württemberg wieder den ersten protestantischen Fürsten. Freudig vernahm es seine vielverheißenden Versicherungen und, was mehr noch, die Kunde, daß ihnen Thaten folgten. Der ungemessene Vorzug der Fremden und Adeligen bei den Anstellungen verschwand, die Steuern wurden gemindert oder doch billig vertheilt und manches Regale aufgehoben. Man glaubte, die Vorsehung habe einen zweiten Christoph dem Lande beschieden, aber nicht allein dem Namen, auch der That nach war es ein zweiter Friedrich, dem die Herzogskrone geworden. — Alle Lustschlösser von Württemberg, behauptet Memminger, wurden gebaut, um Luft zu schöpfen, physisch, moralisch, sozial. Sie wurden auch, kann man passend hinzusetzen, immer von den Fürsten aufgesucht, wenn sie Luft schöpfen wollten. Als Friedrich Ludwigsburg bezog, war der Zwist im Innern schon wieder losgelassen, und von Außen tobten die Stürme des Krieges.

Von einzelnen Momenten aus jenem vielbewegten Leben sollen uns jetzt dieses Palastes Gemächer erzählen. Betrachten wir ein Freundespaar. Für-

wahr ein seltener Anblick: ein Fürst, der seinen Diener Freund nennt, ein Diener, der hochherzig und uneigennützig genug ist, wahre Freundespflicht gegen seinen Fürsten zu erfüllen. Carl von Zepplin war schon seit Jahren durch alle Fahrten in Leid und Freud der unzertrennliche Gefährte des neuen Herzogs. Jetzt eben wieder vermag er allein es, mit seinen sanften Worten die aufwallende Gluth des Zornes zu besprechen, die seinen fürstlichen Freund durchtobte. „Meine redlichsten Absichten mißkannt, bittere Unannehmlichkeiten mein tägliches Loos, die, welche mir am nächsten sein sollten, kränken mich unausgesetzt, — nein, ich kann nicht unempfindlich sein gegen diese Peinigungen," ruft Friedrich aus, „und es muß mich bekümmern, daß in der Landtagsversammlung ein Geist und ein Sinn überhand nimmt, der keiner meiner Erwartungen entspricht."

Zepplin wußte wohl die Stimmung des Herzogs zu mildern, allein in der Hauptsache des Streites selbst konnte er um so weniger dem Fürsten Unrecht geben, als seine eigene Ueberzeugung mit der seines Freundes übereinstimmte. Es galt vor Allem den Krieg gegen Frankreich. Englische Subsidieen, und mehr noch die Anhänglichkeit an den Kaiser veranlaßten den Herzog, trotz des Friedens mit der Republik

den Kampf auf's Neue zu beginnen. Nach dem Siege der österreichischen Truppen bei Stockach wurde diese Absicht zum festen Entschlusse. Auch außerdem war die Sachlage zwischen dem Fürsten und den Ständen der Art, daß früher oder später ein feindlicher Zusammenstoß erfolgen mußte. Diese benahmen sich, als ob sie die Mitregenten des Landes wären, und der Herzog — stolz und rechthaberisch — hatte zwar die besten Absichten, wollte aber alles Dargebotene als Gnade angesehen wissen. Zudem war der Staatskörper in manchen seiner Theile verknöchert, und hergebrachter Schlendrian und verderbliches Kotteriewesen hemmte den Organismus. —

Die Thüren öffnen sich, und die Deputation des engern Ausschusses der Landstände bringt die Bitte vor, der Herzog möge an der Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich keinen Theil nehmen, und mahnte daran, daß Württemberg mit der Republik im Frieden stehe. Nicht Friedrich Wilhelm, nur sein Minister nimmt das Wort. „In wenigen Monaten," antwortet Zepplin, „wird es der König von Frankreich schwerlich übel nehmen, daß wir mit der Republik Frankreich den Frieden gebrochen." So sicher rechnete selbst der umsichtige Herzog auf den Sieg der neuen Coalition.

Friedrich Wilhelm präsidirt dem geheimen Rathe. Dieselbe Frage, die so eben kategorisch entschieden wurde, beschäftigt auch diesen. Treue, erfahrene Räthe sprechen für die Neutralität; da fährt im Unmuthe der eigensinnige Herr von seinem Stuhle auf: „Schreiben!" rief er dem Präsidenten von Hofmann, den Ministern von Wöllwarth und von Uxküll zu. Bestürzt folgten sie dem herzoglichen Befehle, und — allen Dreien diktirte er ihre Entlassung. Zepplin wurde erster Minister.

Kuriere kommen und gehen, die Stadt, selbst das Schloß hat ein kriegerisches Ansehen. Am sieben und zwanzigsten August erschreckt die Nachricht, die Franzosen rückten gegen Knittlingen vor; Tags darauf besetzen sie Heilbronn, selbst bis unter die Mauern von Ludwigsburg streifen die Vorwachten Ney's. Von allen Seiten des Landes treffen Unglück kündende Depeschen ein. Hier plündern die Franzosen unter dem Namen der Freiheit und Gleichheit, und dort hausen die Oesterreicher, die sich die Beschützer des Landes nennen, nicht milder. Am neunten September kamen die Letzteren. Zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, bei Kornwestheim, breitet sich ihr Lager aus, und zwei Tage darauf begrüßt Friedrich Wilhelm den Mann, auf den da-

mals alle Hoffnungen Deutschlands gerichtet waren, den Erzherzog Carl, in seiner Residenz. Nur wenige Stunden weilt der Held in den Mauern Ludwigsburg's, und noch vor Abfluß des Jahres hat er die Republikaner über den Rhein zurückgetrieben.

Der Landtag, der die Kriegsmittel verweigert, ist aufgelöst. Die Spannung mit dem Herzoge wächst täglich. Abermals wird der Reichshofrath angegangen, doch die Zeiten haben sich geändert, und die Protestirenden werden als ungehorsame Unterthanen abgewiesen. Ueber solche hatte nun der Herzog freie Hand. Der Landschaftskonsulent Batz, der von den Ständen nach Wien geschickt worden war, wurde gefangen von dort zurück und auf den Asperg gebracht. Lieferungen, neue Steuern, Rekrutirungen, Arrestationen folgten sich Schlag auf Schlag, und als im April 1799 ein neuer Landtag eröffnet werden sollte, waren die Konsulenten Abel und Kerner entlassen, der willige Prälat Wild mit der wichtigen Prüfung der Vollmachten betraut. Für Eigenmächtigkeiten dieser Art war aber die Zeit schlecht gewählt. In den Straßen von Stuttgart zeigten sich bedenkliche Symptome, das Volk rottete sich zusammen, und bis in die Vorgemächer des Ludwigsburger Schlosses drang der Ruf der Unzufrie-

denheit. Flugschriften erhöhten die erbitterte Stimmung. „Seht da," rief's, wenn man einen der Offiziere mit den hohen preußischen Stiefeln vorübergehen sah, „das sind die Rekommandationsstiefel, die freilich mehr gelten, als die bescheidenen Strümpfe und Schnallenschuhe unserer Landtagsdeputirten." „Beim Carl Herzog haben es die blauen Schuhe, bei dem die hohen Stiefel gethan," meinte ein Anderer. Gewahrte man eine Hofequipage, so hieß es: „Da fährt unser Geld hin, da werden unsere Steuern vergeudet. Ist es erlaubt in so bedrängten Zeiten 20000 fl. für eine Kutsche auszugeben?" —

„und sechzigtausend Gulden für Hoflivreen? Und, sollte ich meinen, man kann schöne Leute genug in Württemberg finden, was braucht der Herzog die zwei wüsten Mohren hintendrauf."

Am meisten aber erregten den Haß des Volkes der Konsulent Stockmayer, der Landtagsspion, der nach jeder Sitzung regelmäßig in's Kabinet rapportirte. „Das ist einer der Hauptspitzbuben," meinten Viele, „die den Herzog immer hetzen, und es muß arg sein, daß selbst sein eigener Sohn gegen ihn auftrat und sich laut vor den Ständen ausließ, wie man ihnen den Alten aufgedrungen."

„Geht mir mit Euren Ständen, ihren langen Beschwerden und Reden," war die Antwort, „die taugen auch nichts und sorgen nur für ihren Beutel und den ihrer Sippschaft."

Mitten unter diesen Mißvergnügten, die doch mindestens bestimmte Gebrechen ihres Landes vor Augen hatten, zeigten sich da und dort die Verehrer der Revolutionszeit, die Phrasenmacher, die in hohlklingenden Worten dem gaffenden Pöbel Vorlesungen über die Freiheit hielten. „Freunde," perorirte so Einer, „wir lassen uns nicht durch Stellen abfangen, wir wollen weder Waldvögte noch Vicepräsidenten werden, weder herzogliche Lieutenants ohne, noch viel weniger mit Rekommandationsstiefeln; man wirft euch Sand in die Augen; wir wollen Bürger eines Staates sein, in dem das Gesetz Herr ist, einen Thron von freien Bürgern umringt, gleiche Vertheilung der Gewalten haben" — und wie die vielbekannten Schlag- und Losungsworte der damaligen Zeit alle hießen.

Unterdessen waren die dreifarbigen Fahnen wieder siegreich über den Rhein gezogen. Das jungfräuliche Hohentwiel fiel durch die Unentschlossenheit seiner Kommandanten und das zweizüngige Benehmen Friedrich's, der es damals schon liebte, die Verant-

wortung auf andere Schultern zu wälzen. Am ersten August 1800 waren statt des Herzogs, der seit dem Juli mit allen Kassen nach Erlangen geflüchtet, die Franzosen wieder die Herren im Ludwigsburger Schlosse.

Es ist häßlich, daß er noch aus der Ferne her mit dem ausgesaugten Lande hadern konnte, wer die sechs Millionen Livres Brandschatzung zahlen sollte, er, der die vollen Kassen mitgenommen, oder das Land, welches der Feind ausgesaugt. Aber schön und würdig klingt auf den Vorschlag Paul's: Württemberg an Bayern und Baden gegen das Kurfürstenthum Hannover abzutreten, seine Erklärung: „Ich will lieber gar Nichts, als mit freiem Willen auch nur ein Dorf des Herzogthums herausgeben."

24. Die Königskrone.

Wer nach Ereignissen die Zwischenzeit messen wollte, die von den Begebenheiten des letzten Kapitels an bis zu dem des gegenwärtigen sich zugetragen, der würde nicht anders glauben, als diese Fülle von unerwarteten überraschenden Dingen hätte nicht weniger Jahre, nicht einzelner Dezennien, nein, Jahrhunderte bedurft, um zur Erscheinung zu kommen. Und dennoch, nur ein halbes Jahrzehent war nothwendig, diesen Berg von Thatsachen aufzuhäufen, zu untergraben, was für viele Menschenalter gebaut schien, und zu gestalten, was vielleicht für eben so viele gesichert ist. Es erscheint überflüssig, hier Begebenheiten ausführlich zu erzählen, welche in der ganzen geselligen wie staatlichen Physiognomie der Gegenwart geschrieben stehen. Unsre Väter waren es, welche gefesselt dem Siegeswagen des gewaltigen gallischen Imperators folgten; unsre Väter, die endlich mit von Vaterlandsliebe gestählter Hand in die Speichen desselben griffen, daß er niederstürzte und den Helden unter sich begrub. Sie haben sie von Auge zu Auge

geschaut, diese größte Tragödie, die seit den Tagen der Völkerwanderung auf dem Welttheater abgespielt wurde, und wir können uns nicht erwehren, wir müssen daran glauben, ob es gleich wie ein Mährchen klingt aus den Heldengesängen der Griechen, aus den Gigantenkämpfen der homerischen und hesiodischen Zeit.

Gerade auf dem Höhenpunkte der napoleonischen Macht, ein Jahr, nachdem der Sohn der Republik im Vertrauen auf die Allmacht seiner Kraft und die Treue seines Glücks undankbar der Mutter den Rücken gekehrt und die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt — treten wir wieder in die Prunkgemächer des Ludwigsburger Schlosses. Doch stand es unterdessen nicht verödet, jeden Sommer war es wenigstens einige Zeit erfüllt von dem Glanze des Hoflagers. Aber walten im Württemberger Land nicht mehr seine Herzoge? Hat der Krieg auch sie daraus verdrängt, daß nun ein Kurfürst im Schlosse gebietet? Wohl ein Kurfürst, doch ist es keiner von den Kriegsgenossen oder Vettern des machtumkleideten Feldherrn. Während der Lüneviller Friede ringsum Throne niederwarf und Szepter zerbrach, hat er an Friedrich Wilhelm den

Glanz dieser neuen Reichswürde und mit ihm eine bedeutende Bereicherung seines Gebietes verliehen. Nach allen Seiten hin streckten sich weit über die Gränzen des alten Württembergs jene des nunmehrigen Kurfürstenthums. In allen den Ländern und Ländchen des Krummstabs, welche das alte Stammland umlagern, herrscht jetzt der württembergische Szepter, und so manche Städte und Städtchen des Schwabenlandes mußten den Reichsadler gegen die Hirschgeweihe vertauschen. Ellwangen mit seinem fürstenmäßigen Gebiete, die reichen Abteien Zwiefalten, Komburg und Schönthal, wo der eiserne Götz ruht, huldigten nun Friedrich. Aalen stets freundlich, wie Reutlingen stets feindlich gegen Württemberg, nun sind beide ihm vereint. Neue Perlen in seiner Krone sind: das fleißige Heilbronn, die alte Römerstadt Rottweil, das herrlich gelegene Eßlingen, Hall mit den Schätzen seiner Natur, Weil, wo Keppler's Wiege stand, und endlich Gingen, das die blutige Niederlage des Brandenburger Achilles gesehen.

In der That der größte Theil dessen, was der Herzog im Sinne hatte, der Kurfürst kann sagen: Es ist vollbracht. Unabhängigkeit nach Innen, Macht nach Außen, dieß waren die Zielpunkte, die er im Auge hatte, die sein rücksichtsloses Streben

erreichte. Manches Schlechte, alt und mürb Gewordene, hat sein eiserner Wille gebrochen, aber mit ihm sanken die festesten Säulen der württemberg'schen Verfassung in den Staub.

Auch in dieser Beziehung war das Erscheinen des Imperators in Württemberg für dieses von Bedeutung, und dies ist der Moment, wo wir Ludwigsburg wieder sehen.

Der dritte Krieg zwischen Napoleon und Oesterreich war ausgebrochen. Während Friedrich noch mit Preußen der Neutralität wegen unterhandelte, überschwemmten bereits österreichische Truppen von Bayern aus Oberschwaben und die württembergischen Lande. Da schritten unerwartet die Franzosen zum viertenmale über den Rhein und bald standen mehr als 80,000 Mann von dem Heere Napoleon's in der Nähe von Stuttgart. Trotzdem war der Kurfürst noch unentschlossen; selbst die Erwerbungen, welche die Friedensschlüsse Württemberg gebracht, vermochten seine Liebe zum Vaterlande nicht zu mindern, vermochten nicht, ihn für Napoleon's Sache günstig zu stimmen. „Ich habe das Alles mit meinem guten Gelde bezahlt, äußerte er öfters, und es repugnirt meinen Gefühlen von Pflicht und Ehre, ein Bündniß mit einer auswärtigen Macht gegen den Kaiser zu

schließen.“ Die Zügellosigkeit der österreichischen Armee in Schwaben, die ganze Rücksichtslosigkeit des kaiserlichen Abgesandten von Steinherr, der dem Kurfürsten schon früher als ein Bedränger der Württemberger verhaßt, nun, nachdem man vorher Friedrich lange ohne Antwort gelassen, im letzten entscheidenden Augenblicke mit unmöglichen Forderungen auftrat, endlich die drohende Stellung der Franzosen entschieden, zwangen ihn, eine Politik aufzugeben, die gewiß im Herzen und der Gesinnung des Kurfürsten gewurzelt war. Friedrich Wilhelm befand sich, wie Pahl mit Recht sagt, in der Lage eines wehrlosen Wanderers, dem der Räuber die Pistole auf die Brust setzt. Er ist nicht im Falle, die Parthie zu nehmen, sie wird ihm gegeben.

Der Widerwille gegen die Fremdlinge war im letzten Moment größer wie je. Er hatte sich eingebildet, seine Hauptstädte müßten von jedem Truppendurchzuge unberührt bleiben, und auf einmal erschien Marschall Ney, der Sohn eines Bäckers, mit aller Indolenz dieser republikanischen Emporkömmlinge, ihm, dem stolzen Sprößlinge des alten Hauses der Teck gegenüber, und ließ trotzig seine Kanonen vor dem Ludwigsburger Thore Stuttgarts auffahren, während die Husaren des Generals Duprel sogar in die kurfürst-

lichen Marställe einbrachen und mit Säbelhieben die herrschaftlichen Diener verwundeten. Vergebens waren die Gegenanstalten des alten Generals von Hügel, die Franzosen rückten am ersten Oktober in Stuttgart ein. Am zweiten hielt Ney eine große Revue über das Armeecorps. Drei Mann hoch bildete sich eine Linie von der Leimengrube an durch die ganze Stadt zum Ludwigsburger Thore hinaus bis zum Galgensteig. Obwohl nicht, wie der Moniteur pomphaft verkündete, Württemberg die Franzosen als seine Befreier empfing, so war doch die ganze Stadt und Umgebung auf den Beinen, um die gefürchteten Helden zu sehen. Aber mit noch höherem Interesse strömte am Abende Alles nach Ludwigsburg, wo man den Kaiser selbst, vom Kurfürsten eingeladen, in der Nacht erwartete. Die ganze Stadt war glänzend beleuchtet. Prinz Paul, der zweite Sohn des Kurfürsten, empfing Napoleon zwei Stunden von Ludwigsburg. Hundert Kanonenschüsse verkündeten endlich der Menge die Ankunft des gewaltigen Imperators. Friedrich selbst harrte am Eingange der Stadt, um ihn durch die Spaliere der kurfürstlichen Garde unter Trommelwirbeln, fortgesetztem Donner der Kanonen und Glockengeläute in das Schloß zu geleiten. Noch lange weilte das Volk

auf den Straßen, theils um durch die Fenster des Schlosses wenn auch nur den Schatten des kleinen, finstern Mannes zu erspähen, in dessen Händen abermals das Schicksal Europa's lag, theils die prächtigen und seltsamen Uniformen seines Gefolges, unter denen besonders die dunkeln Gesichter der Mameluken Aufsehen erregten, anzustarren.

Am folgenden Tage entfaltete der Hof bei einer großen Cour seinen vollen Glanz. Wenn sich die Blicke der württemberg'schen Großen vor allem auf den mächtigen Gast ihres Kurfürsten richteten, der jetzt in dem einfachen welthistorischen grünen Rocke in ihrer Mitte weilte, so waren die Blicke vom Gefolge Napoleon's kaum minder durch die ungeheure Korpulenz Friedrich's Wilhelm überrascht, wenn auch vorher die Fremden weislich von den Kammerherrn auf eine solche abnorme Erscheinung vorbereitet waren. Es ist eine merkwürdige Wahrnehmung, daß so viel Verstand und Energie in einem Körper walten konnten, der zu Trägheit und Phlegma wie geschaffen schien. Herzog Paul, der zweite Sohn des Kurfürsten, der erst vor fünf Tagen die schöne und liebenswürdige Prinzessin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen heimgeführt, war beständig in des Kaisers Nähe. Die Kurfürstin suchte durch ihr

freundliches, sanftes Wesen das allerdings Gespannte dieser Situation auszugleichen. Unter den jüngern Fürstinnen mochte wohl vor allen die anmuthige Prinzessin Katharina die Aufmerksamkeit Napoleon's erregt haben, da sich voraussetzen läßt, daß er schon damals mit dem Plane umging, das Haus Würtemberg dem seinigen näher zu verbinden. Uebrigens wird der sonst so trockene „Moniteur" bei der Schilderung dieser Damen fein und galant, ganz nach Sitte seines Landes. Sagt er doch: „Sie sind alle sehr liebenswürdig und Viele davon außerordentlich schön." Aus der Suite des Kaisers ragte vor allen der Schwager desselben, der tapfere Murat, der unwiderstehliche Sieger im Felde wie in den Boudoir's, hervor. Die Generale Ney, Lannes, Oudinot, Baraguay d'Hilliers, lauter Namen, welche die Bulletins jener Tage so oft nennen, standen ihm zur Seite. Auf wenige Fuße Raumes waren hier die Resultate der neuen Geschichte zusammengedrängt: hier die Nachkommen der ältesten Häuser Europa's, dort im Gefolge des Advokatensohnes aus Korsika die Kinder eines Gastwirthes, Bäckers, Färbers, Krämers, welche sich mit dem Schwerte ihre gebietende Stellung erkämpft hatten.

Nach der Cour hatten die beiden Fürsten eine

zweistündige Unterredung. Noch zeigen die alten Diener im Schlosse zu Ludwigsburg das Zimmer, noch die Fensternische, wo eines der wichtigsten Schicksale des Landes entschieden wurde. Napoleon war nicht der Mann des Zauderns und langer Umschweife. Ernst und entscheidend sprach er das verhängnißvolle Wort: Sein oder Nichtsein aus. „Wer nicht für mich ist, ist wider mich," entgegnete er auf die Bedenklichkeiten des Kurfürsten und verfehlte nicht, mit der ihm so sehr zu Gebote stehenden Beredtsamkeit all die Vortheile aufzuzählen, die ein Bündniß mit ihm bringen müsse. Die Aussicht auf die Königswürde, volle Souveränität, bedeutende Gebietsvergrößerung — waren allerdings reizende Lockspeisen für den ehrgeizigen und eigenwilligen Fürsten. Noch zögerte er und stellte dem Kaiser die Schwierigkeiten vor, von den Landständen die nöthigen Summen zu erlangen. Da warf Napoleon, wie einst Brennus, das Schwert der Gewalt in die sinkende Wagschale, und sein Wort: „chassez les bougres" löste für immer die alte vielhundertjährige Verfassung Württembergs.

Der Aufenthalt Napoleon's verflicht auch für immer den Namen Ludwigsburg mit der Weltgeschichte. Von hier aus ist die Kriegserklärung gegen

Oesterreich erlassen worden; die beiden Gesandten dieser Macht wurden sogar auf einige Stunden unter polizeiliche Aufsicht gestellt und von Wachen umgeben.

Nachdem der Kaiser am vierten Stuttgart und Abends daselbst die glänzende Oper besucht, in der das Meisterwerk unsers Mozart, Don Juan, gegeben wurde, verließ er am folgenden Tage das württembergische Hoflager. Zwölf Tage darauf war die österreichische Armee bei Ulm gefangen, sechs Wochen später die Kaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen und, noch ehe das Jahr seinen Lauf vollendet, am 26. Dezember, der preßburger Frieden geschlossen, in welchem Napoleon's Wort zur Wahrheit, die Königskrone ihres Herrn und die Vermehrung seines Gebietes um einmalhunderttausend Seelen die Beute der württembergischen Krieger wurde, welche an der Seite der Franzosen gefochten.

So weit es an dem Kurfürsten lag, ließ auch er Napoleon's Worte nicht unerfüllt. Der dreißigste Dezember ist der merkwürdige Tag, an welchem des Kaisers Lehre „chassez les bougres" ihre Früchte getragen. Zum letztenmale war der Ausschuß der Landstände in seinem Saale versammelt; Friedrich

bestieg den Thron und kündigte ihm prsönlich den Umsturz der beschwornen Verfassung an. Kassen und Archive wurden weggenommen und der unbedingte Eid der Treue und Unterthänigkeit gegen den Souverän gefordert.

Als die Mitglieder von dem Landschaftshause über den Schloßplatz in düstrer Abendstunde gingen, ein langsam schwankender Zug dunkel gekleideter Männer mit gesenkten Blicken, konnte, so erzählt Pfister, ich mich nicht erwehren, an einen Leichenzug zu denken.

Es ist der Brauch beim Militär, mit dumpfen, traurigen Tönen die Leiche zum Grabe zu geleiten; fröhliche Weisen erklingen, wenn der Zug zurückkehrt. So wollen auch wir dieses Kapitel schließen. Der Divisionsgeneral Marois, Napoleon's Adjutant, hatte die offizielle Kunde von der Verleihung der Königswürde nach Stuttgart gebracht, und der erste Tag des Jahres 1806 sah die feierliche Annahme des neuen Titels. Herolde verkündeten allerorten Friedrich Wilhelm als den ersten König von Württemberg.

25. Drei Jahre.

Es sind freilich nur einzelne Gruppen, die uns, nach dem Plane dieses Werkes, aus dem großen, reichen Welttheater zu sehen vergönnt sind; es ist freilich nur ein einziges Schloß, in das uns Clio geführt hat, aber auch hier können wir das gewaltige Brausen der Stürme vernehmen, die Europa erfüllten; hie und da leuchtet ein Blitz durch die Säle des Ludwigsburger Palastes, der uns weithin erkennen läßt, was außen vorgeht, und manchmal auch schlägt er zündend und vernichtend in unserer Nähe nieder.

Als solches Opfer der Zeitenstürme sehen wir den Brigadegeneral Carl Friedrich Graf von Normann-Ehrenfels, einen der tapfersten Offiziere der württembergischen Armee, in die Ungnade seines Herrn fallen. Eben unterschreibt der König die Bestättigung des kriegsgerichtlichen Urtheils, das den Grafen zur Kassation verdammt. Friedrich Wilhelm hatte nur den militärischen Standpunkt, nur den strengen Gehorsam des Kriegers im Auge, als er eine so entehrende

Strafe über den hochverdienten Führer seiner Truppen aussprach. Dieser hatte wohl nicht daran gedacht, von seinem Könige mit dem gewöhnlichen Maaße gemessen zu werden, als er, begeistert für die Sache des Vaterlandes, geleitet von den höchsten politischen Rücksichten, da der Uebertritt der Rheinbundfürsten als unausweichbare Maaßregel bevorstand, auch seine Brigade am achtzehnten Oktober vom französischen Heere weg und den deutschen Brüdern zuführte. Fern vom Vaterlande aber wieder im Kampfe für eine schöne, erhebende Idee, für die Freiheit des griechischen Volkes fiel Normann neun Jahre später auf den Trümmern von Missolunghi.

Die schwere Zeit ging nicht vorüber, ohne auch im eigenen Hause des Königs tiefe Wunden geschlagen zu haben.

Das, was Deutschland von einem Ende zum andern mit Jubel erfüllt, was das Volk mit nie erhörter Begeisterung beseelt, die Freude über den Sturz der Napoleonischen Herrschaft: in Katharinen's Herzen klingt der allgemeine Freudenruf nur Wehmuth erregend nach. Der Sturz des Kolosses scheint auch ihr Glück zertrümmert zu haben, und auch ihr

droht das Schicksal Marie Louisen's, getrennt vom Gemahl der Politik hingeopfert zu werden. Die Staatsraison des unbeugsamen Vaters führte sie 1807 in die Arme Jérome's; damals gebot ihr die Kindespflicht, zu gehorchen; durfte sie aber jetzt, wenn der Vater Trennung befiehlt, jetzt, nachdem Bande der Religion, Pflicht und Liebe sie mit Jérome's sieben Jahre lang vereinigt, noch einmal gehorchen? Ihr ganzes Inneres sprach nein, und die Tochter Friedrich's Wilhelm hatte von ihrem Vater Kraft genug überkommen, seinem Willen den ihren entgegenzusetzen.

Kaum war Katharina nach dem schnellen Falle des schnell erbauten Königreichs Westphalen in Ludwigsburg angelangt, als eine Hofdame unter vielen Theilnahmsbezeigungen sich erlaubte, der Prinzessin einen guten Rath zu geben. Es werde, meinte sie, der Majestät wohl anstehen, dem Beispiele Marie Louisen's zu folgen und für ihre Familie nicht weniger als Jene zu thun.

„Ich begreife Sie nicht," erwiederte die entthronte Königin, „obgleich ich weiß, daß man grausam genug ist, die Erzherzogin an Erfüllung von Pflichten zu hindern, die ihrem Herzen theuer sind und wozu sie Ehre und Glaube auffordern." Auf weiteres

Andringen der Hofdame fuhr sie fort: „Jérome ist unglücklich, allein ich bin seine Gattin und muß also sein Mißgeschick theilen, so will es Gott.“ Ein treffliches Denkmal ihres Herzens ist folgender Brief, den sie an ihren Vater schrieb und den der Graf de la Garde im Congrès de Vienne, aufbewahrt hat:

„Ich will nicht versuchen, hier das Glück zu schildern, welches ich demjenigen, den mir staatliches Interesse zum Gemahle gab, seit sieben Jahren verdanke. Gesetzt aber auch, er wäre für mich der schlechteste der Gatten gewesen, so würden Sie selbst, mein theurer Vater, demgemäß, was mir die Grundsätze der Ehre befehlen, zugeben müssen, daß ich ihn nicht verlassen darf, jetzt, da er unglücklich wird, und vorzüglich, da er sein Unglück nicht verschuldet hat. Mein erster Gedanke, mein erster Wunsch war, mich, jedoch nur mit ihm, dem Vater meines Kindes, in Ihre Arme zu werfen, wo wäre außerdem meine Ruhe, dürfte ich sie nicht mit demjenigen theilen, dem ich jetzt mehr als je meine Tröstungen verdanke.“

Lange wankte Friedrich Wilhelm; das Andringen Oesterreichs auf Trennung der Ehe war zu bestimmt. „Unterwirf Dich,“ sagte er zu seiner Tochter, „die großen Mächte verlangen es.“ — „Aber,“ erwiederte Katharina, „wollen Sie denn ganz Europa gestehen,

daß Sie nur aus Furcht oder Ehrgeiz in meine Heirath willigten und die Ehre Ihrer Tochter einem Königstitel opferten? War ich nicht die Gattin des Königs von Westphalen, so bin ich also seine Konkubine gewesen."

Diesen beredten Gründen — und wann ist wahres Gefühl nicht beredt? — wußte der König keine Einwendungen entgegenzusetzen, er gab den Bitten seiner Tochter um so leichter nach, als seinem eigenen stolzen Geiste die Wahrheit dieser Bemerkung nicht entging.

Der ritterliche Sinn Kaisers Alexander macht die Worte, welche ihm, als von dieser Angelegenheit die Rede war, in den Mund gelegt werden, sehr wahrscheinlich: „Es ist dieß ein Gewissensfall," soll er geäußert haben, „über den Niemand eine Entscheidung zusteht, als der Prinzessin selbst."

Der Congreß von Wien mit seinen Staatsverhandlungen und seinen Festivitäten, mit seinen Kämpfen und Allianzen, war noch lange nicht beendet, als der König, den man immer nur mit sorgenvoller oder mürrischer Miene dort erblickte, unzufrieden über den schleppenden Gang, mit welchem der wahre Zweck dieses Fürstenvereines verfolgt wurde, und erbittert, daß man von einer Wiederherstellung des heiligen

römischen Reiches und der freien Ritterschaft, ja sogar von einer Beschränkung der Vorrechte der Souveräne sprach, plötzlich Wien verließ. Es erregte in diesen Kreisen der strengsten Etikette und des glattesten Hoftons große Sensation, als der König in seinem Zorne aufsprang und den Tisch, der zufällig nicht mit dem Einschnitte versehen war, den, seiner Korpulenz wegen, alle für ihn bestimmten haben mußten, mit lautem Gepolter umwarf. Dieser Umstand mehrte noch den Verdruß Friedrich's, und am andern Morgen hieß es, er sei abgereis't.

Als er am ersten Januar 1815 plötzlich ohne Empfangsfeierlichkeiten in Stuttgart erschien, war eine seiner ersten Regentenhandlungen die Wiederherstellung der constitutionellen Verfassung. Wie durch Napoleon's Einfluß der letzte Schlag der Axt an die Eiche der ständischen Freiheit geführt wurde, so war es durch Oesterreichs Einfluß, daß ein neues Reis an die Stelle des umgestürzten Baumes in den fruchtbaren Boden Württembergs gesenkt ward. Immer aber galt sein Handeln der theuersten Errungenschaft seiner Regierung, der Souveränetät. Wenn er damals die Eiche fällte, um daraus die Pfosten seiner königlichen Macht zu zimmern, so war er jetzt deßhalb so rasch, den neuen Baum zu pflanzen, weil

er fürchtete, ein anderer Sämann möchte ihm zuvorkommen. Oesterreich, so hieß es, wolle die Verfassungen diktiren, die den Staaten des zu gründenden deutschen Bundes zu Theil werden sollten. Das Unabhängigkeitsgefühl des Königs sträubte sich dagegen, und so sah Europa das seltsame Schauspiel, wie der, gewiß eigenwilligste seiner Herrscher der erste war, der sich eines Theiles dieser Herrschaft zu entäußern eilte. Doch wollte der Württemberger nicht dieses neue ihm bewilligte Geschenk, er bestand auf seinen alten Rechten und beharrte darauf, sie durchzusetzen, nicht achtend der Rücksichten, welche die geänderten Verhältnisse erheischten. Friedrich Wilhelm hatte Mißtrauen gesät, und nun, da er mit dem redlichsten Willen in den Kreis seines Volkes trat, mußte er es ärnten. Die Mediatisirten, die protestantische und die altwürttembergische Partei — Alles eiferte gegen die Verfassung. Die fast einstimmige Protestation der Versammlung gegen die neue Constitution war bereits erfolgt, Flugschriften, unter denen einige der heftigsten sogar einen Verwandten des regierenden Hauses, den Prinzen Heinrich, zum Verfasser haben sollten — der König, erzürnt darüber, sagte zu seinem Bruder: „Du hast mir meine Bauern aufgehetzt“ — hatten das Volk schon mannigfach auf-

gereizt, als Ludwigsburg, die Sommerresidenz, in den ersten Tagen des Mai den König empfing.

Es ist uns von hier aus eine Rundschau auf die verschiedenartigsten Scenen vergönnt, welche damals das Land bewegten. Bald nach der Ankunft des Königs erfüllen Trommelwirbel die Stadt, und Friedrich Wilhelm, umgeben von den Generalen seines „Reiches," hält Revue über die in's Feld rückenden Truppen des württembergischen Heeres. Neun und zwanzig tausend Mann, hatte sich der König verbindlich gemacht, gegen den gemeinschaftlichen Feind zu stellen. Doch lag die Last ihres Unterhaltes nicht ganz auf ihm, da Subsidien, dießmal für eine gute Sache, von Seite England's reichlich flossen. Für den Mann wurden eilf Pfund bezahlt.

Kaum waren die Märsche der abziehenden Regimenter verklungen, als den Bewohnern Ludwigsburgs das fortwährende Hin- und Herreisen fürstlicher Personen stetes Interesse bot. Da kamen die Erzherzoge von Oesterreich, Schwarzenberg der berühmte Feldherr, später der Großherzog von Baden, dann die Prinzessin Katharina mit ihrem Gemahle und Katharina, die Großherzogin von Oldenburg. Betrachtete man die ersten vier mehr mit Neugierde, so fühlte man wahrhafte Theilnahme für die unglückliche

Königin von Westphalen, die nun mit ihrem Gemahle vorläufig in Göppingen residiren sollte. Die größte Aufmerksamkeit wurde aber der Großherzogin gewidmet, da bereits das Gerücht unter das Volk gedrungen, daß sie dem Lande bald näher angehören würde. Auch der Anblick der gefeiertsten Monarchen sollte Ludwigsburg werden. In der Mittagsstunde des zweiten Juni fuhren sie unter den üblichen Empfangsfeierlichkeiten in die königliche Residenz ein. Wer auch keines der tausende von Porträts gesehen hätte, die damals von den „drei Befreiern Europas" in aller Händen waren, hätte dennoch sogleich an den gutmüthigen Zügen des vorwärts Sitzenden den Kaiser Franz, in dem männlich schönen Gesichte und der edlen Gestalt des rückwärts Sitzenden den Kaiser Alexander erkennen müssen. Die Herrschaften kamen von Stuttgart, wo sie Abends vorher einem Balle beigewohnt hatten. Es war ein Umstand, der bemerkt wurde, daß Alexander nur mit fürstlichen Personen tanzte. Noch in derselben Nacht reiste der Kaiser von Oesterreich ab, während Alexander noch einmal nach Stuttgart zurückkehrte, um in der Begleitung des Königs das Atelier des berühmten Danneckers und eine der Lieblingsschöpfungen Friedrichs, seine Menagerie, zu bewundern, die als Zeuge seiner

großen Neigung zur Naturkunde wohl einzig in Deutschland dastand. Der Aufführung des Ferdinand Cortez, welche mit seltener Pracht vor den Fürsten statt hatte, werden wir bei Monrepos gedenken.

Nachdem der Czar auch noch die Revue der württembergischen Garde, eine theuere Liebhaberei des Königs, abgenommen, schied er, von demselben bis Besigheim begleitet, nach dreitägigem Aufenthalte nicht ohne die damals so besonders brillanten Souvenirs zurückzulassen. Tausende flossen in die Tasche der Hofdienerschaft, Tabatière im Werthe von fünf- bis sechstausend Gulden wurden an die Generale ausgetheilt und die Kammerherren von Dosen und Dillen schmückte der Annenorden erster Klasse. Die freudige Stimmung, welche damals in Europa Fürsten und Volk beherrschte, hallte auch in solchen Einzelnheiten nach.

Alle die Festlichkeiten konnten aber die innere Gährung nicht beschwichtigen, die wegen der Verfassungsfrage angeregt war. Das Te Deum in Ludwigsburg, das für den Sieg von Waterloo angestimmt wurde, ward von einer Bevölkerung gefeiert, die noch ihren besondern Sieg erfechten wollte. Noch galt es den Kampf um das alte Recht, an dem

die „gute" Stadt Ludwigsburg lebhaften Antheil nahm. Die Stände wichen keinen Fuß breit, und als man sich sogar über die Ausschüsse nicht vereinigen konnte, wurden sie Ende Juli nach Hause geschickt. Aber das machte die Sache nicht besser. Volksbewegungen entstanden fast aller Orten, Petitionen zirkulirten, die Deputirten wurden feierlich empfangen und eine Schrift, angeblich vom Hofrath Leypold, zur Vertheidigung der Regierung von unbekannter Hand an den Galgen geschlagen. Vergebens bot die Polizei fünfhundert Gulden, um die Thäter zu ermitteln. „Die soll sie nicht ausgeben," höhnte die Menge, „der Wisch hat der Regierung ohnehin schon zweihundert Dukaten Douceur gekostet."

Eines Morgens wurden die Bürger Ludwigsburgs durch militärische Anstalten überrascht. Die Truppen traten unter's Gewehr, man sperrte die Thore. Einige meinten, Napoleon wäre auch von St. Helena entkommen, aber — der ganze Rumor galt nur der Versammlung einiger Deputirten, welche in Kornwestheim stattgefunden und die auf erhaltenen Befehl sogleich friedlich auseinander ging.

Eine andere Bewegung herrschte im Schlosse, als man vernahm, Graf Waldeck — einer der Mediatisirten, der am heftigsten gegen die Verfassung pro-

testirt und sogar erklärt hatte: „daß das hochgräflich limpurgische Haus die Abdication des römischen Kaisers noch nicht angenommen" — wäre nach Paris abgereis't. Da wollten die Hofleute schon ausgemacht haben, die Landstände hätten ihn hingeschickt und er würde dort mit dem Kronprinzen konferiren. Deßwegen galt es auch als ein arges Verbrechen, daß man ihm ein Vivat gebracht, und von nun an wurde alles Vivatrufen verboten, ein Befehl, den man sogar den Gymnasiasten publizirte.

Damals war es, wo der wackere Uhland in seinen „vaterländischen Liedern" sang:

„Zu retten gilt's und aufzubauen,
Doch das Gedeihen bleibet fern,
Wo Liebe fehlen und Vertrauen
Und Eintracht zwischen Volk und Herrn.
Der Deutsche ehrt in allen Zeiten
Der Fürsten heiligen Beruf;
Doch liebt er, frei einherzuschreiten
Und aufrecht, wie ihn Gott erschuf."

Auch dieser Sturm legte sich, nachdem Anfangs Oktober die Stände auf's Neue einberufen worden und man unterdessen mehrfache Beschwerden abgestellt hatte. Der vermittelnde Einfluß des geistvollen Wangenheim, jenes Staatsmannes, der durch

Kretschmann aus Coburg vertrieben worden, und die liberalen Prinzipien, die der neuen Verfassung zu Grunde gelegt werden sollten, wirkten so günstig, daß die Vergleichsvorschläge die erfreulichsten Aussichten boten. Da überraschte am dreißigsten Oktober Württemberg die Nachricht vom Tode Friedrich's Wilhelm, den man sechs Tage vorher noch bei einem Conzerte der Catalani mit seiner gewohnten Rüstigkeit und in voller Gesundheit im Theater gesehen, und von dessen Krankheit selbst die Hauptstadt fast gar keine Kunde hatte. Eine leichte Erkältung bei'm Besuche einer Höhle nächst Kannstatt, in welcher Mamuthsknochen gefunden worden, zog ihm in seinem dreiundsechzigsten Jahre an demselben Tage den Tod zu, an welchem dem Kronprinzen seine neue Gemahlin eine Tochter schenkte.

Als man am ersten November den ersten König von Württemberg in die Gruft seiner Väter senkte, sah man nur wenige betrübte Gesichter. Das Volk fühlte keinen Schmerz über den Tod eines Herrn, der es mit Strenge zu regieren gewohnt war, und es vergaß darüber das viele Gute, welches der Verstorbene theils selbst dem Lande bereitet, theils als Saatkorn der Zukunft ausgestreut hatte.

26. Freude und Schmerz.

Ein Bild der Freude und ein Bild der Trauer erübriget uns noch aus der Geschichte des Ludwigsburger Schlosses zu schildern. Der Kampf, der in allen den Szenen, die wir erblickt, bald im Vordergrunde, bald im Hintergrund, aber immer sichtbar war, hat ausgetobt, und das letzte Tableau zeigt uns Fürst und Volk in froher Vereinigung. Es ist die Göttin der Freiheit, welche die Friedenspalme trägt, und unter ihrem Schutze erhebt sich stolz und sicher das Gebäude der neuen Verfassung.

Trotzdem, daß König Wilhelm schon durch seine ersten Regentenhandlungen bewies, daß er die Liebe und das Vertrauen seines Volkes, die ihm schon als Kronprinzen geworden, verdiene, wollte es dennoch mit dem Verfassungswerke nicht zum erfreulichen Abschlusse kommen. Ein von Wangenheim redigirter, freisinniger Entwurf hatte das Schicksal seines Vorgängers, er wurde verworfen, und auf's Neue tobte die erregte Stimmung, erhitzt durch Flugschriften, Adressen und Versammlungen, wild empor. Selbst

eine Volksbewegung brach in der Hauptstadt aus, wurde aber nicht wie unter König Friedrich durch die Bajonette, sondern durch den bloßen Anblick des geliebten Fürsten vereitelt. Er ließ satteln, und nur von einigen Adjutanten begleitet, durchritt er die Straßen, in denen sich das Volk zusammen gerottet. — Lautes Vivat empfing ihn, und man ging ruhig aus einander.

Das einzige Denkzeichen dieser Emeute war ein alter Käsleib, den man Wangenheim in's Fenster geworfen, und den er noch lange aufbewahrt hat.

Der Landtag ging auf den königlichen Entwurf abermals nicht ein, und wurde im Sommer 1817 aufgelös't, nicht ohne die Erklärung des Monarchen, daß mit Ausnahme der Repräsentation alle Rechte der Verfassung schon jetzt giltig' seien. Noch zwei Jahre lang dauerte der Hader.

Den 25. September 1819, kurz vor Mittag, fuhr der König nach Ludwigsburg. In seinem Thronsaale, umgeben von den Großen Württembergs, empfing er eine Deputation der Stände. Endlich war die Einigung zu Stande gekommen. Die Kunde von dem schweren Unwetter, welches von Karlsbad aus den freisinnigen Verfassungen Deutschlands drohe, hatte dem Streite ein Ende gemacht, und die Depu=

tation überreichte dem Fürsten das ständische Exemplar der konstitutionellen Urkunde. In dem, vom harrenden Volke dicht erfüllten Ordenssaale, den der König nun unter dem donnernden Hoch der Menge betrat, erwarteten ihn die Stände, und hier sprach er vom Throne aus die feierliche Bestättigung der Verfassung.

Aber es ist uns nicht vergönnt, mit diesem erhebenden Schauspiele, mit diesem denkwürdigen Akte, die Geschichte des Ludwigsburger Schlosses zu schließen. Noch schulden wir die traurige Pflicht, eine edle Frau, eine geliebte Mutter ihres Landes zu Grabe zu geleiten.

Fragt in Teinach, fragt in Ludwigsburg nach, ob nicht der Name Mathilde noch jetzt dankbare Erinnerung im Gedächtnisse der Einwohner weckt. Man wird Euch erzählen, wie herablassend sie gegen Jedermann war, wie sie Jedem zu helfen verstand, nicht etwa mit Almosen, das den Ehrenhaften drückt und den — vornehmen oder geringen — Gewohnheitsbettler ermuntert, sondern durch rasches und umsichtiges Eingreifen in seine Lage. Dem schaffte sie Arbeit, Jenem ließ sie die Kinder erziehen, dem Dritten deckte sie lästige Schulden und wieder Andern schaffte sie die Mittel, den Kreis ihrer Kenntnisse

zu erweitern. Vor Weihnachten verwandelten sich ihre Gemächer in einen wahren Christmarkt. Sie, die selbst kinderlos, hatte sich doch das reinste Gemüth für die Kinder bewahrt. Tagelang saß sie über der Arbeit, um nur den Kleinen Freuden zu bereiten, und scheute keine Mühe, um Alles zu vollenden. So freigebig gegen Andere, so sparsam war sie gegen sich. „Wenn ich nicht an mir spare, wie könnte ich genug für Andere thun!" rief sie öfter aus.

Nachdem Mathilde im Jahre 1828 noch einmal ihre heimathliche Insel besucht, nahten der schon lange Kränkelnden die letzten Tage. An ihrem Geburtsfeste, den 29. September, entschlüpfte ihr eine Bemerkung, welche ganz ihre Seelenstimmung verrieth. „Nun lebe ich" sagte sie „schon sieben Tage länger als mein seliger Gemahl." Und wieder sieben Tage später schlummerte sie sanft in das Jenseits hinüber. Sie hatte ihr Leben zwischen dem alten und dem neuen Vaterlande getheilt. Im zweiunddreißigsten Jahre betrat sie Württemberg, um einunddreißig Jahre dort zu leben.

Beim Eingange dieses Buches betrachteten wir die schlichte Façade eines Jagdhauses, das, einsam und unbedeutend unter dem Laubdache mächtiger Bäume hervorblickend, kaum genügte, dem Fürsten und seinem schwachen Gefolge auf wenige Stunden Obdach zu geben. Jetzt, am Schlusse, wollen wir noch einmal das prächtige Schloß, eine der schönsten Fürstenwohnungen Deutschlands, das eine bedeutende Stadt Württembergs herrschend überblickt, in Augenschein nehmen und durchwandern.

Weithin dehnt sich die Ludwigsburger Residenz, die nach und nach sechzehn verschiedene Gebäude in sich aufnahm. Zwischen dem alten Corps de Logis un ddem neuen haben sich der Pagen- und Cavalier-Bau, der Rittersaal, die Familien- und Gemälde-Gallerie gedrängt und so die beiden Hauptpalläste vereinigt. Zwei Kapellen, das Theater und das Festingebäude lagerten sich an dem Cavalierbau und den Gallerien.

Ludwig der XIV. und immer wieder Ludwig XIV. blickt aus allen Zügen dieses und der Unzahl anderer Schlösser, die jener Zeit ihren Ursprung danken. Der Eindruck, im Einzelnen vielleicht manchmal kleinlich, bleibt im Allgemeinen doch massenhaft und überwältigend.

Sollen wir den Leser ermüden, ihn Schrittchen für Schrittchen, einem geldgierigen Cicerone gleich, durch die vierhundert Gemächer führen, die das Schloß umfängt und jedes Porträt, jeden Stuhl in einem weitläufigen Inventar aufzählen? Wir wollen es nicht. Das Interessanteste, jene denkwürdigen Thaten, die durch diese Säle gegangen, die merkwürdigen Worte, welche die Echo dieser Gemächer widerhallten, wir haben sie bereits kennen gelernt. Aus diesen Spiegeln blickt uns das Antlitz der Grävenitz und des Süß, Carl's Eugen und Napoleon's entgegen. Aber hie und da, indem wir den Gesammteindruck bei'm flüchtigen Durchwandeln mit uns nehmen wollen, sei es uns vergönnt, noch einzelne Aehren aufzulesen. Der Thronsaal erinnert uns an König Wilhelm, den Geber der Verfassung. Oft genug werden wir durch Porträte des verstorbenen Königs an ihn gemahnt, und der Purpur, der ihn fast auf allen diesen Abbildungen umgibt, die Krone, die ihm zur Seite steht, der Szepter, der nirgends fehlt, läßt uns immer wieder das Gewicht erkennen, das Friedrich auf seine neue Würde legte, den Pomp, mit dem er es liebte sich zu umkleiden, und die Kraft, die mit der erhöhten Macht ihn beseelte. Manche Thräne der Dankbarkeit fiel wohl

schon auf die zierlichen Stickarbeiten, die, aus der Hand Mathildens, diese Meubels schmücken. Vergessen dürfen wir es aber auch nicht, jenes Gemach zu besuchen, in dem Napoleon übernachtete; ein Gegenbild im Kleinen freilich, Carl Alexander, tritt uns dabei in's Gedächtniß, und wir suchen das Zimmer auf, worin er so tragischer Weise endete. Und endlich einen Rückblick auf Alles das, was wir gesehen und gehört, gewährt uns die Familien-Gallerie, die wir nun wohl bedächtiger durchschreiten werden, da vor unseren Augen alle die lebend gewandelt, die hier aus den Rahmen herniederblicken.

Ein Schauer der Wehmuth durchbebt uns, indem wir die reichgeschmückte Hofkapelle betreten, denn unter ihr wölbt sich die fürstliche Familiengruft. Rufen wir den Schließer und folgen wir dem Greise die paar Stufen hinab. Sein Haupt ist grau geworden während der langen Zeit, in welcher er in diesen Räumen wandelt, die er vielleicht schon als Chorknabe zuerst betreten. „Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer" mitten unter ihnen der gebieterische Carl, dem Schubart jene Verse entgegendonnert, Eberhard mit seiner Liebe und seiner Reue, Alexander mit seinem Ruhme und seinen weitaussehenden Entwürfen, der fromme Ludwig, der milde Friedrich,

und sein Sohn, der eiserne König. Noch trennt sie eine Scheidewand, die Scheidewand, welche durch die ganze Geschichte Württembergs im letzten Jahrhunderte geht. Gesondert liegen die katholischen und protestantischen Fürsten. Weg mit so trüben Gedanken! Frischer Hauch der Luft weht uns an, die Genien der Künste gaukeln vor unsern Augen und geleiten uns in das Theater. Die Architektur nennt ein geistreicher Dichter versteinerte Musik. Wie passend, das Theater bildet hier eine Lyra, auf der wie auf der wirklichen, Töne des Entzückens, Töne der Verzweiflung dahinrauschten.

Doch die Wunderwerke, die in diesem Tempel der Kunst erscheinen, nur beim Lampenlichte, in der Entfernung und durch trügende Täuschung vermochten sie hinzureißen. Wie zittert der Sonnenstrahl in den Wässern der geschwätzigen Fontaine, welches blaue magische Dunkel lagert sich über den stillen spiegelglatten Wassern jenes See's — das sind Wunderwerke, die nicht erst der Kerzen, nicht eines künstlichen Zaubers bedürfen, die ihren Zauber in sich tragen. Aber auch hier wirkte die Kunst helfend, vermittelnd, verschönernd, wohl manchmal auch verzerrend. Wir lieben es auch hier nicht, an den Nipptisch zu treten und die mitunter werthlosen Spie-

lereien mit ängstlicher Genauigkeit aufzuzählen, die vor uns ausgebreitet liegen. Fontainen, Laubgänge, Bosquets, zierlich gefaßte Blumenbeete, Statuetten, Vogelhecken, Carousels — wer hätte diese Dinge nicht allenthalben schon zur Genüge gesehen! Sogar eine Ritterburg klebt ziemlich halsbrecherisch auf senkrechtem Felsen, Epheu umrankt diese „Emichsburg," welcher selbst der aus Wachs geformte Bewohner nicht fehlt. Diese künstliche Ruine — wie die ganze Parkanlage eine Schöpfung Friedrich's — blickt auf eine Stelle nieder, wo nicht einmal mehr die letzten Reste eines Gebäudes sichtbar sind, das einst mit seinem Ruhme seine Zeit erfüllte. Auf jenem Spielplatze erhob sich das Opernhaus Herzogs Carl. Wozu die todten Mauern schildern, nachdem wir die Meister, die ersten Europa's, kennen gelernt, die in ihnen gewirkt! Eine edlere Reliquie aber dürfen wir nicht übergehen. In der Nähe der Meierei, wo die fürstlichen Anlagen an jenen Garten stoßen, der alle menschliche Größe deckt, befindet sich das Mausoleum, das Friedrich „seinem vorangegangenen Freunde" errichten ließ. Bildwerke von Dannecker's und Scheffauer's Meisterhand erregen unsere volle Aufmerksamkeit, während unsere Erinnerung gerne bei dem vortrefflichen Todten weilt, der hier schläft. Es ist

Zepplin's Grabmal. Den Schluß der Anlage bildet das Schlößchen Favorite. Sonst streifte durch den Park, der es umgab, seltenes Edelwild für den königlichen Nimrod. Seitdem aber Wilhelm das Szepter führt, hat die Liebhaberei dem Nutzen Platz machen müssen, und landwirthschaftliche Pflanzungen erfreuen unser Auge.

Man kann sich nicht erwehren, zu gestehen, trotz all dieser Herrlichkeiten weht ein Hauch der Oede und Verlassenheit durch diese Anlagen, durch Schloß und Stadt. Den geistreichen Pahl mahnt die niedrige Mauer, welche die Stadt umgibt, an die Einfassung eines Kirchhofs; die hölzernen, von außen sorgsam vertünchten Häuser derselben erregen in ihm die Vorstellung einer eitlen Dürftigkeit. Und im Schlosse! Weithin wiederhallen die Schritte in den menschenleeren Gängen, über die vereinzelt alte gebückte Diener schleichen. Der Sammt bleicht allmählig ab, das Gold wird matt, die Spiegel trübe, die künstliche Ruine wird zur wirklichen. Aber die trübe Stimmung verschwindet, wenn wir hinausblicken auf die ewig junge Natur, die diesen Fürstensitz umgibt, auf das lachende Neckarthal, das die Fülle des Kornes und des Weinstocks bedeckt, und dunkle Wälder bekränzen; Dorf an Dorf, Städtchen an Städtchen um-

schlingt der blaue Strom, dessen Wellen aus der Ferne zu uns herüberblitzen.

Schwaben, Schwaben allzumal
Welch ein herrlich Land mein eigen."

ruft eine begeisterte Dichtung Schwab's, deren Schilderung des Neckarthales die letzten Worte unserer Beschreibung bilden mögen:

„Weiche Hügel hingestreckt,
Dicht mit Baum und Strauch gedeckt,
Und von Wäldern übersäumet,
D'rob ein Maienhimmel träumet.

Reifen mag in Höhe und Schlucht
Hier es wohl von Wunderfrucht;
Tönen in den Laubgehängen
Mag's von fremden Vogelsängen.

Dörfer steh'n in halber Nacht —
Welch Geschlecht wohl dort erwacht?
Du, die Augen aufgeschlagen,
Blauer Fluß woher getragen?

Ueber Wellen ruft dein Steg,
Durch's Gesträuche lockt dein Weg,
Und der Berge graue Kette
Birget neue Wunderstätte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hänle, Siegfried,

Deutsche Lustschlösser

Bd.: 1,1

1847

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Top.o.557(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11754987-5